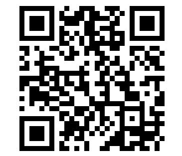
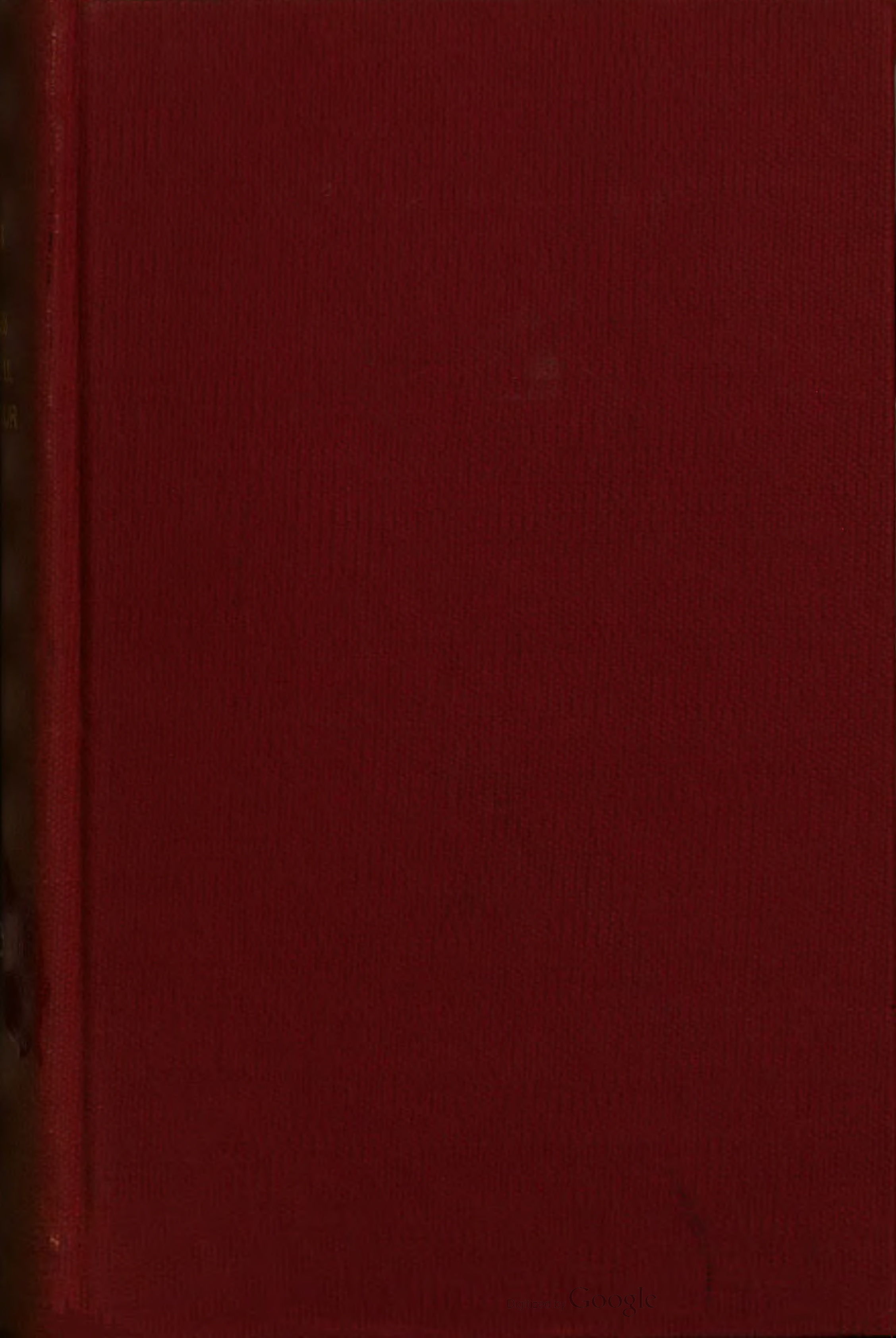
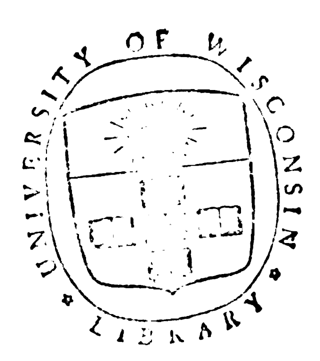





UNIVERSITY OF WISCONSIN
LIBRARY

ANZEIGER

FÜR

DEUTSCHES ALTERTUM

UND

DEUTSCHE LITTERATUR

HERAUSGEGEBEN

VON

EDWARD SCHROEDER UND GUSTAV ROETHE

SECHSUNDDREISSIGSTER BAND.

BERLIN

WEIDMANNSCHE BUCHHANDLUNG

1913



INHALT.

ANZEIGER

FÜR

DEUTSCHES ALTERTUM UND DEUTSCHE LITTERATUR

XXXVI, 1 december 1912

Wörterbuch der altgermanischen personen- und völkernamen nach der überlieferung des klassischen altertums bearbeitet von **M. Schönfeld**. [Sammlung germanischer elementar- und handbücher. 4 reihe: Wörterbücher, 2 band.] Heidelberg, Winter 1911. xxxv und 309 ss. 8°—8, geb. 9 m.

Als nützliches hilfsmittel zur erforschung der probleme die an das in den altgerm. personen- und völkernamen überlieferte sprachgut unmittelbar oder mittelbar anknüpfen, wird diese neue sammlung sicher allgemein willkommen geheifsen werden. als solches will sie ja auch im sinn ihres verf.s in erster linie geltung haben. sein 'wörterbuch soll ein quellenwerk sein, bei dem die kritische sammlung der belege und der litteratur im vordergrund steht'. es verfolgt also vor allem den praktischen zweck, zu weiteren untersuchungen eine verlässliche grundlage zu bieten, indem es die auf inschriften und in den hss. der älteren lat. und griech. schriftsteller erhaltenen germ. namensformen in alphabetisch geordneter reihe gewissenhaft vorführt. dass damit einem lebhaft und oft empfundenen bedürfnis entsprochen wird, ligt klar zu tage, und es ist auch leicht einzusehen, wie sehr der künftigen forschung durch einen solchen behelf zeit und mühe erspart wird und somit der weg der zu einem ferneren ziel führt, geebnet und verkürzt ist. eine beurteilung der arbeit Sch.s muss dem charakter des werkes gebührend rechnung tragen und sich darüber völlig klar sein, dass hier wesentlich neue ergebnisse auf dem gebiet der namenforschung gar nicht angestrebt werden, dass vielmehr nur die günstigen vorbedingungen geschaffen werden sollen, die solche ermöglichen. die bestimmung des buches ist gröstmögliche brauchbarkeit und es fragt sich also, in welchem grad diese erreicht wurde.

Mit recht hat sich Sch. bei der anlage seiner belegsammlung von praktischen gesichtspuncten leiten lassen. ein nach rein theoretischen grundsätzen geplantes idealwörterbuch wäre ja von vornherein ein undurchführbares unternehmen gewesen. schon der umstand, dass bei dieser ältesten namenschicht eine ganz reinliche scheidung zwischen germ. und fremdem sprachgut nicht immer durchführbar ist, birgt den keim des problematischen. in Sch.s alphabetischer reihe erscheinen auch jene namen eingefügt,

deren germanische herkunft zwar nicht mit bestimmtheit behauptet werden konnte, in der wissenschaftlichen litteratur aber erwogen und discutiert, oft auch abgelehnt wurde. diese namenformen sind von den sicher als germ. bestimmbaren schon äufserlich für das auge durch schiefen druck abgehoben. an sich ist die berechtigung eines solchen verfahrens einleuchtend; es erfüllt passend einen doppelten zweck, da so einerseits der verwertung unsicheren materials vorgebeugt wird, anderseits aber die aufmerksamkeit auf bildungen wach erhalten bleibt, die doch irgendwie den germanisten näher angehn könnten. freilich fragt es sich, ob nicht in manchen fällen eine bestimmtere scheidung zwischen germ. und nichtgerm. sprachgut erreichbar gewesen wäre, und es ist auch die möglichkeit zu bedenken, dass Sch. namenformen, deren germ. ursprung doch in betracht zu ziehen ist, übergangen haben kann. es soll im folgenden noch zur sprache kommen, dass die von Sch. cursiv gedruckten namen *Buccelenus, Butilinus, Leodenus* germanische bildungen sind, dass auch bei gelegentlicher durchsicht der namen auf ringen im CIL XIII 10024, die Sch. sonst berücksichtigt, ein nicht von ihm verzeichneter begegnete. da erübrigt wol noch ein gutes stück arbeit, zu der neben dem germanisten der keltologe berufen ist.

Auch die zeit der das gebotene material zu entnehmen war, liefs sich nicht durch eine scharf gezogene linie abgrenzen. im allgemeinen ist die regierungsepoche Justinians als grenze festgehalten. doch wie Sch. selbst hervorhebt, waren die existenz oder der mangel einer modernen kritischen ausgabe oft der anlass, diese zu modificieren. auch hier musten eben ideale forderungen den geboten der praxis unterworfen werden. Sch. hat sicher mit recht das germ. namenmaterial von inschriften, die nach der datierung der herausgeber des CIL vielleicht einer etwas späteren zeit angehören, nicht ausgeschlossen und auch aus Mommsens ausgabe der 'chronica minora' wurden denkmäler aus dem ende des 6 und aus dem 7 jh. verwertet. anderseits sucht man freilich die namen auch eines so nahe liegenden denkmals, wie des burgundischen gesetzbuchs könig Gundobads (474—517) im wtb. vergeblich. allein es ist in diesem zusammenhang hervorzuheben, dass ja gar nicht der gesamte germ. namenschatz gebucht werden sollte, der überhaupt aus den quellen für die zeit bis zur mitte des 6 jh.s erschliefsbar ist. es wurden principiell nur die namenformen berücksichtigt, die in den aus jener zeit erhaltenen quellen überliefert sind. demnach fehlen zb die namen der ältesten Langobardenfürsten aus dem 5 jh., von denen erst die Origo gentis Langob. und Paulus Diaconus berichten; wol erscheint der name des berühmten Frankenkönigs, der in der form **Chlodavichus* angesetzt ist, aber die typischen belege bei Gregor vTours und Fredegar sind nicht verzeichnet und gleichzeitige stammesgenossen des königs, wie die Frankenfürsten *Ragnacharius* und *Chararicus*

bleiben ganz ungenannt. bei diesem verfahren lässt sich wol auch eine in gewisser hinsicht mehr willkürliche auswahl der quellen rechtfertigen, und es möchte nicht angebracht scheinen, hier mit dem verf. über aufzunehmendes oder auszuschaltendes rechten zu wollen. nur muss man sich vor augen halten, was die sammlung eigentlich vorstellt: sie ist im grund ein im grofsen mafsstab angelegtes generalregister der germ. personen- und völkernamen zu den durch das verzeichnis der benutzten ausgaben bestimmt umschriebenen quellen. das bleibt eine achtunggebietende leistung. es ist hier eine sammelstelle geschaffen, die auch künftige nachträge unschwer wird aufnehmen können, die als der grundstein gelten darf zu einem reicher gegliederten bau der zukunft.

Auf dem mit bewuster absicht von ihm selbst umschränkten gebiet hat Sch. mit geduld und fleifs eine minutiöse detailarbeit geleistet, die mit dankbarkeit anerkannt werden muss. er verzeichnet nicht nur die belege selbst, sondern auch die wichtigeren laa. abweichender hss. nahezu vollständig. die ansätze der einzelnen formen. sind auf grund des variantenapparats sorgfältig erwogen, dieser selbst wird nach den belegen anmerkungsweise vorgeführt. dabei ist die einrichtung des drucks geschickt angelegt, so dass die übersicht gewahrt bleibt. am schluss wird in einem ethnographischen und einem etymologischen index zusammengehöriges, das durch die alphabetische ordnung getrennt werden muste, wieder vereinigt. — erwünscht wären mehr ausführliche angaben über die persönlichkeiten der namenträger gewesen. allzu knapp heifst es nur 'Gotenführer', 'Vandalenkönig' oder wie bei *Hilpericus* 'Franken- und Burgundenkönige'. wenigstens das historische datum hätte nicht fehlen sollen, wo es feststellbar war. mehr noch vermisst man neben den inschriftlichen belegen den vermerk des fundorts, dessen genauere kenntnis oft genug bei der sprachlichen beurteilung des namens von belang sein kann. dagegen hätte die entstehungszeit der vom text abweichenden codd. verschwiegen werden können. die ausgabe selbst lässt sich ja keinesfalls ganz ersetzen; sie bleibt vor allem unentbehrlich für jeden der sich über den kritischen wert einzelner hss. orientieren will. wenig einleuchtend ist auch der nutzen der dadurch erzielt wird, dass die namen germ. herkunft. deren träger aber keine Germanen sind, getrennt in einem appendix vorgeführt werden. eine sprachliche veranlassung hierzu ligt nicht vor, da diese formen genau so gut germ. sind als die übrigen, und zudem erscheinen sie ja dann zusammengestellt im ethnographischen index als gruppe C; auch aus praktischen gründen empfiehlt sich die anlage zweier alphabete nicht, und schliefslich kann eine solche scheidung überhaupt nicht immer consequent durchgeführt werden. dass zb. jene westfränk. namen, die auf inschriften im merowingischen Gallien begegnen, im besondern fall würklich

von Franken geführt wurden, lässt sich durch nichts beweisen; bisweilen ist dies sogar eher unwahrscheinlich. vgl. die folgenden bemerkungen zu *Ragnethramnus* und *Audolena*.

An die zusammenstellung schliefst sich die etymolog. und sprachliche verwertung des materials. schon die ansätze unter denen mehrere belegstellen zu vereinigen sind, können nicht immer allein aus den überlieferten lautbildern der hss. erschlossen werden, oft sind sie von sprachlichen erwägungen mitbestimmt. von einem wörterbuch der altgerm. personen- und völkernamen, das in erster linie germanist. zwecken dienen will, wird man billicherweise erwarten dürfen, dass es in dieser beziehung etwas weiter geht. es ist fast selbstverständlich, dass es die tiefere bedeutung, den eigentlichen zweck der namenforschung nicht aufser acht lässt: die erschliefsung des vielseitigen culturguts, das in diesen bildungen sich birgt, soweit dies mit hülfe der sprachwissenschaftlichen etymologie möglich ist.

Sch.s arbeit in dieser hinsicht kann nicht in gleicher weise befriedigen wie die buchung des belegmaterials. dass er, wie er in der einleitung s. xv sagt, die etymologie nicht zur führerin erkoren hat, und nicht etwa eine anordnung nach wortstämmen versucht hat, ist natürlich ganz in der ordnung; ein solcher plan konnte ernstlich gar nicht in betracht kommen. auch weitgehende zurückhaltung und skepsis gegenüber kühnen deutungen waren sicherlich durchaus am platz. dass aber, wie der verf. selbst betont, die etymol. probleme in seinem buch zurücktreten, ist doch zu bedauern. wenn Sch. s. x seine überzeugung ausspricht, dass mehr als etymol. kunststücke die genaue beobachtung der dialektischen merkmale wenigstens für die jüngeren namen dem ethnographen nützen kann, so ist es doch naheliegend, zu entgegnen, dass sein wtb. gerade die ältesten namen behandelt, dann, dass der ethnograph sicher nicht der hier einzig, ja nicht einmal der in erster linie interessierte ist, und endlich ist nicht einzusehen, auf welche art die beobachtung dialektischer merkmale angestellt werden kann, wenn sie von der etymol. bestimmung, die wesentlich eine grammat. analyse ist, getrennt betrieben werden soll. beide betrachtungsweisen sind eben nur denkbar, wenn sie einander ergänzend hand in hand gehn.

Die litteraturnachweise, die Sch. den belegen für den betreffenden namen anreiht, sind gewis verdienstlich und dankenswert. sie erleichtern das technische verfahren dem nachprüfenden, der sich über die verschiedenen bisher discutierten auffassungen unterrichten will, durch hinweise auf die einschlägigen stellen in den grundlegenden arbeiten von Zeufs, Grimm, Müllenhoff, in den gramm. darstellungen von Wrede, Kögel, Bruckner und auf die neueren specialuntersuchungen. aber bedenkt man dass diese litteratur zum grösten teil etymol. fragen behandelt, so fällt oft genug schon rein äufserlich das misverhältnis auf, das zwischen

der stattlichen reihe der genannten forscher und den folgenden dürftigen bemerkungen Sch.s besteht. die an verschiedenen stellen zerstreuten einzelbeobachtungen und deutungsversuche zu sammeln, sie einander gegenüberzustellen und ihre vor- und nachteile kritisch abzuwägen, wäre entschieden von praktischem nutzen gewesen. dadurch dass man in den stand gesetzt worden wäre, eine summe von möglichkeiten bequem zu überblicken, hätte wol auch manches geklärt werden können, und jedenfalls hätte so das buch eine mehr unmittelbare quelle und anregung für weitere combinationen zu sein vermocht. es wäre dann auch einem weiteren kreis von lesern besser gedient worden, die der germanistischen fachwissenschaft ferner stehn und nicht immer leicht in der lage sind, den hinweisen im einzelnen nachzugehn, die vielmehr im wtb. selbst aufklärung finden wollen. dass bei einer mehr ausführlichen auseinandersetzung mit der wissenschaftlichen litteratur das wtb. etwas umfangreicher geworden wäre, kann als ernstes bedenken nicht eingewendet werden, und von allem andern abgesehn, durch die entsprechende verschmelzung der litteraturangaben mit der etymol. sprachlichen erörterung selbst hätten sich auch widerholungen vermeiden lassen, die durch Sch.s verfahren bedingt waren und die erst recht als platzraubend empfunden werden müssen, da sie über die sache selbst nichts aussagen. so nennt zb. das litteraturverzeichnis zu *Canninefates* die namen Zeufs, Grimm, Müllenhoff, Laistner, Much, Kluge, Bremer, und 7 zeilen weiter unten heifst es gleich wider: 'etymologien bei Zeufs, Grimm, Müllenhoff, Laistner, Much, Kluge aao.' wäre es da nicht möglich gewesen, auf nicht viel breiterem raum bei einmaliger nennung der gewährsmänner die grundzüge ihrer auffassungen kurz zu referieren? oder wenn schon in der bemerkung zu *Hellusii* verraten wird, dass Much seine etymologie dieses namens auf die vermutung gründet, dass er mit den bei Tacitus unmittelbar darauf genannten *Oxiones* alliteriere, möchte es doch naheliegend scheinen, auch zu sagen, dass diese als 'die ochsenartigen', jene mit rücksicht auf griech. ἐλλός 'hirschkalb' als 'die hirschartigen' gedeutet wurden. gewis sind die etymologieen dieser ältesten völkernamen oft hypothetisch; aber schon in anbetracht der mühe und des scharfsinns, die gerade auf ihre erklärung von verschiedener seite gewendet wurden, sollte ein altgerm. namenbuch sich nicht so kurz mit ihnen abfinden. der grund warum Sch.s bemerkungen nicht immer genügen, ligt demnach vor allem in der principiellen gestaltung dieses teils seiner arbeit. an weiteren beispielen das zu zeigen, wäre hier sicher nicht am platz, da es sich ja nicht um zu berichtigende irrtümer handelt, sondern hauptsächlich um die form der verwertung bisheriger forschungsarbeit.

Durchaus zurückhaltend war Sch. mit eignen erklärungen; sie gehören zu den seltenheiten seines buches. wo er sich ge-

nötigt sah, im eignen namen etwas vorzubringen, geschah es nur mit wenigen und sehr behutsamen worten, die meist weder zu entschiedener zustimmung, noch zu energischem widerspruch herausfordern. man fühlt überall das unbehagen des verf.s, dass er 'trotz alles widerstrebens dieses gebiet öfters betreten muste'.

Zu einzelheiten sei hier nur folgendes bemerkt:

Das erste glied des namens *Agiulfus* stellt Sch. zu an. *egg*. as. *eggja* 'ecke', er meint, es gehöre 'jedenfalls' nicht zu got. *unagands* 'sich nicht fürchtend', got. *agis*, griech. *ἄχος* 'furcht', 'da kein Germane seinem sohn einen so entehrenden namen beigelegt hätte'. aber es besteht doch die möglichkeit, dass derselbe wortstamm in einer mehr activen bed. zur namenbildung verwendet wurde und auf das schreckenerregende auftreten des kriegers zu beziehen ist. vgl. ahd. *akī, egī* 'schrecken'; dies kommt umsomehr in betracht, wenn zum ersten glied in *Agilulfus*, got. *agls αἰσχρός* verglichen wird, das mit *agis* etymol. verwant sein wird (Feist s. 9). vgl. auch Fick-Bechtel Griech. personennamen 425 f, wo *Agiulf* und *Agilulf* als 'schreckwolf' gedeutet und zu *Ἀχιλλεύς* gestellt werden.

Den got. namen *Aidoingus* kann man doch nicht wol mit Sch. in *aid-o-ing-* zerlegen, da das suffix *-ing-* unmittelbar an den stamm tritt; s. die beisp. bei Sch. s. v. *Tulingi* und Förstem. I² 956. in orthogr. hinsicht sind zu der bei Malchus 18 belegten form *Αἰδοίγγον, Ὀδόαχος* (Malchus 10) und *Ὀδόακρος* bei andern griech. autoren des 5 jh.s zu vergleichen (s. Sch. s. v. *Odovacar*), so dass ein mit *w* anlautendes zweites glied in betracht zu ziehn ist. über germ. **wing* zu lat. *vincere* und got. *weihan* vgl. Noreen An. gr. § 307, 37; als zweites glied in namen wird es bei Förstem. I² 1607 belegt, wo ja auch *Aidoing* verzeichnet steht.

Den westgot. königsnamen *Chindasuinthus* setzt Sch. als got. **Hinda-swinþs* an und ebenso beurteilt er die kurzform *Chintila*. zur deutung vergleicht er mit Holder Altkelt. sprachsch. I 1021 kelt. *cinto* 'erster' und burg. *hendinos* 'rex' (Amm. Marc. XXVIII 5, 19). die auffassung RMMeyers IF. 22, 126, dass hier *ch* als die aus *k* entstandene affricata zu gelten habe, wird als 'unrichtig' zurückgewiesen. allein es wären Förstem. I² 365 und vor allem Meyer-Lübke Roman. namenst. I 38 nachzusehen gewesen, wo die namen zweifellos richtig zu as. ahd. *kind* gestellt werden und die formen *Cendamirus, Cenusenda, Censindus,* ferner s. 86 u. 92 *Kenda, Cendon, Cendus, Quintila* verzeichnet sind, die klärlich hierher gehören. die widergabe eines germ. *h* durch *c(h)* ist in der späteren altportug. überlieferung undenkbar, da hier das *h* ganz regelmäſsig schwand. vgl. Meyer-Lübke aao. s. 33—37. durch das *ch* wird in *Chindasuinthus* offenbar die roman. palatalisierung des *k*-lautes ausgedrückt. vgl. die formen *Zendamirus, Zenda, Zendon* bei Meyer-Lübke aao.

In den vandal. namen *Teucharia* und *Teucharius* constatiert Sch. ein zu germ. **harjaz* gehöriges zweites glied, während er Wredes conjectur **Teudaria* und vGrienbergers 'wenig glaubhafte vergleichung mit got. *unkarja, kar*' ablehnt. der hinweis auf germ. *harjaz* wäre so naheliegend gewesen, dass ihn Wrede und vGrienberger sicher erwogen hätten, wenn dem nicht ernste bedenken entgegenstünden. es ist in der tat durchaus unwahrscheinlich, dass in der überlieferung des Victor von Vita germ. *h* als *ch* oder *c* erscheint, da hier ja auch nicht *Childirit, Cheldica* oder *Cuniricus* geschrieben werden (s. Wrede Wandalen s. 19); jenen autoren die den ostgerm. sprachen näher stehn, ist diese bezeichnung überhaupt fremd, während sie den germ. *k*-laut oft durch *c(h)* widergeben (s. die beisp. bei Sch. s. XXII); *Teudaria* zu conjicieren empfiehlt sich nicht, da ja zwei belege für nicht identische namen vorliegen. aber die annahme eines elements germ. **karja* wird durch die überlieferung noch insofern gestützt, als die hss. neben *ch* auch *c* bieten. vielleicht ist auch das zweite glied im burgund. namen *Abcaris* (lex Burg. ed. v. Salis s. 34 f) hierher zu stellen, der in dieser form von den hss. der A classe und von B_9 überliefert ist; B_5, B_7, B_{10} bieten *Abacaris,* B_1, B_2, B_4 *Abgaris,* nur B_8 *Abhaaris.* wol war Wackernagel Kl. schr. III 345 der ansicht, dass auch hier nach franco-gallischer orthographie *c* für germ. *h* stehe; aber in den übrigen burg. namen, die dasselbe denkmal zum teil in unmittelbarer nachbarschaft überliefert, erscheint *h* nie mit annähernd gleicher consequenz als *c(h).* vgl. *Wallaeri (Wallaherii, Walaharii, Wallicarii* nur in B_7), *Avenaharii (Wenaharii, Vanaharii, Veniarię, Venicarii* nur in B_7), *Andaari (Andhari, Andalarii* in B_7), *Gislaharium (Gislaarium, Gislarium), Gundaharium (Gundarium, -charium* in A_1, B_5, *-carium* nur in B_7); keine der hss. schreibt anlautend *c(h)* in *Hildeulfi (Eldeulfi), Hildegerni (Eldigerni);* auch die genetivform *-caris* gegenüber *-harii, -harium* zeigt, dass es sich um verschiedenes handelt. in burgund. *Ab(a)caris* scheint demnach gleichfalls das zweite glied auf germ. **kari-* zu beruhen. die bestimmte bedeutung eines solchen namenglieds steht natürlich dahin.

Den got. namen von Attilas vater *Mundiuc(h)us* möchte Sch. eher mit Müllenhoff Jord. 152 zu *vechus* (zb. in *Chlodovechus)* stellen, als zu einem namenbildenden element germ. *juk-,* das vGrienberger Anz. XXIII 133 und Much Stammesk. 52 annehmen. aber die überlieferung spricht durchaus zugunsten von *juk-.* Priscus bietet deutlich *Μουνδίουχος* und vor allem lässt die schreibung bei Jord. *Mundzucus* darauf schliefsen, dass nach dem *d* ein *j* tatsächlich gesprochen wurde, nicht aber ein *w* im anlaut des zweiten glieds gestanden hat; vgl. *Burgundzones* und weitere beisp. bei Sch. s. 57. auch scheint ein dem fränk. *vechus* entsprechendes namenglied im ostgot. nicht gebräuchlich gewesen zu

sein, da sonst Cassiodor und Jord. *Chlodovechus* nicht in *Luduin, Lodoin* umgeschrieben hätten. allerdings verweist Müllenhoff aao. auf *Gundiuchus,* und auch Förstem. und Sch. glauben, diese namenform des burgund. königs sei aus *Gundi-uichus* entstellt. bei Jord. ist *Gnudiuchum* von den meisten hss., von B *Gnudiacum,* von A *Gnuncdiuchium* überliefert; Mommsen Jord. 150 hat aus einem brief des papst Hilarius (10 oct. 463) die form *Gundiuci* ('sic quidam codd. alii *Gundoici'*) angemerkt, *Gundiocus* steht im Auctarium Prosperi Havn. (Chron. min. I 305). schon auf grund dieser belege geht es nicht an, mit Sch. *iuc(h)* als verschreibung aus *uic(h)* aufzufassen, die sich doch nicht in drei verschiedenen quellen ganz unabhängig eingestellt haben wird. bei Gregor vTours (Scr. rer. merov. I 89, 15) steht nun allerdings im text *Gundeuechus rex Burgundionum;* doch sind die varianten *Gundechus* A1, B2, *Gundeugus* B4, *Gundeucus* B5 bemerkenswert; eine ähnliche unsicherheit in der schreibung von *-vechus* zeigen die codd. nie in den vielen beispielen für die namen *Chlodovechus* und *Merovechus.* in Fredegars chronik (Scr. rer. mer. II) erscheinen die formen *Gundiocum* (90, 5) und *Gundiochus* (99, 15), ohne dass hs.liche varianten angemerkt wären; Liber hist. franc. (aao, 253, 30) bietet wider *Gundeueus,* doch schreiben auch hier 3 hss. *Gundeucus,* andre setzen die ganz verschiedenen namen *Chlodovechus, Gundebadus, Gundebaudus;* Passio SSigism. (aao. 333) hat *Gunduico* mit den laa. *Gundoico,* aber auch *Gundioco, Gundiocho;* Vita SChrothildis (aao. 342, 25) überliefert *Gundeveus.* nach alledem kann aber kein zweifel sein, dass die formen mit *-euc, -iuc(h), -ioc(h)* im zweiten glied das ursprüngliche vorstellen. da das ungewöhnliche namenglied sichtlich befremdete, wurde es an das den merowingischen schreibern geläufige *-vechus, -veus* secundär angeglichen. umgekehrt wäre eine entstellung aus *-vechus, -veus* in diesen quellen nicht erklärbar. es werden allerdings die namen *Mundiucus* und *Gundiucus* zusammen gehören, doch ist eben auch in letzterem als zweites glied *juk-* festzustellen. der auffassung Wackernagels Kl. schr. III 351, dass in *Gundiocus* ein germ. **wak-* neben **wakr-* vorligt, widersprechen schon die überlieferten lautbilder, es müsten dann in den hss. *Gundwacus, Gundoacus, Gundacus* begegnen. vgl. *Gundwacar* bei Förstem. I² 709. eine fem. bildung zu *Gundiucus* ligt im namen der gemahlin der Frankenkönige *Chlodomeris* und *Chlotharius* vor, der bei Gregor in der accus. form *Guntheucam,* bei Fredegar *Guntiucham (Gunthiocam),* im Liber hist. franc. *Gundeucam* erscheint. schon Wackernagel aao. hat erkannt, dass dieser frauenname mit dem des burgundenkönigs in engem zusammenhang stehn muss, und den, wie mir scheint, zwingenden schluss gezogen, dass es sich um eine burgund. prinzessin handelt, gerade so wie bei der gemahlin des *Chlodovechus.* das zweite glied der langob. namen *Godeoch* und *Geldehoc*

hat schon vGrienberger aao. als *juk-* bestimmt. — wenn burg. *Ab(a)caris* zu vandal. *Teucharius* gehört, so ist dieses zusammentreffen in einem sonst nicht üblichen namensglied wol als weiterer hinweis auf den ostgerm. charakter des burgund. aufzufassen. als solcher wird auch burg. *Gundiucus* neben ostgot. *Mundiucus* gelten dürfen, denn auch *Geldehoc* und *Godeoch* sind könige der Langobarden aus einer zeit, da diese die nachbarn und ganz unter dem einfluss ostgerm. völker waren; in der namengebung spiegeln sich eben diese verhältnisse wider. wenn auch, wie Bruckner Langobarden 80 annimmt, der name *Jochardus* in einer urkunde von LaCava hierher gehört, so ligt es nahe, in ihm die langob. fortsetzung einer ostgot. form zu erblicken und den namen *Jucaredo* (Mabillon n. 49 a. 770), den Bruckner vergleicht, hält auch er für einen gotischen. es wird endlich kein zufall sein, dass gerade das got. am ausgeprägtesten solche bedeutungen des wortstamms überliefert, die seine verwendung zur namenbildung verständlich machen: vgl. *gajuka* 'genoss', *gajukō* 'genossin', vielleicht auch *jiukan* 'kämpfen'. demnach besteht die möglichkeit, dass im got. neben dem ntr. *juk* 'joch' ein starkes masc. in gehobener bedeutung galt, das auch als zweites namenglied gebraucht werden konnte.

Zu *Ragnethramnus* bemerkt Sch.: '*-thramnus* könnte vielleicht zu alem. *drappo* 'fimbria' (lex Alem. III 5) gehören (vgl. *hramnus* zu mhd. *rappe*)'. vor allem ist mlat. *drappum* sicher kein alem. wort. es erscheint wol im alten pactus Alam., doch beruht es hier nicht auf volkssprachlicher grundlage, vielmehr hat es auf rein litterar. weg unter dem vorbildlichen einfluss salfränk. rechtsaufzeichnungen in dieses oberd. denkmal eingang gefunden. es ist auf westfränk. und galloroman. gebiet heimisch und begegnet hier vielfach in Marculfs formelsammlung und in den capitularien. aber es empfiehlt sich von vornherein nicht ein wort zu vergleichen, das selbst etymologisch ganz unklar ist, dessen germ. herkunft überhaupt durchaus zweifelhaft erscheint. vgl. Meyer-Lübke Roman. etym. wtb. s. 213. die von Sch. verzeichnete namenform steht auf einem goldring, der bei Blois 'dans les sables de la Loire' gefunden wurde (CIL XIII 10024, 326). auf franz. boden begegnen auch sonst namen mit *t(h)ramnus, dramnus;* sogar *Reintrannus* und *Raintrannus* finden sich im polypt. von SRemi, ebenda auch *Aittramnus, Domtramnus* und im pol. von SGermain *Dulcedramnus, Agledramna.* vgl. ferner *Evertramna* (Neugart n. 2 a. 661), *Evertramnus* (Luxeuil, libri confr. II 211, 4), *Agletrannus* (Langres, l. c. I 48), *Chaldedramnus* (Pardessus n. 431 a. 693). endlich *Dunctrannus*, bischof v. Valence a. 855, *Ragertrannus*, bisch. v. Avranches a. 682 bei Förstem. I² 434 u. 1234. dieselben zusammensetzungen stehn aber auch mit normalem *-(h)ramnus* im zweiten glied: *Ragneramnus* und *Aidramnus* im pol. SG., *Egilram* (l. c. III 29, 15); jener *Chaldedramnus* ist der vater eines *Ingramnus.* die

-*thramnus*-formen beschränken sich auf westfränk. namen in galloroman. überlieferung. es ist zu erinnern, dass germ. namen seit dem 6 jh. in Frankreich mode waren, hier aber vielfach fremdartig umgebildet wurden, was ESchröder zuerst erkannt hat; vgl. Die deutschen personennamen s. 8 f. *thramnus* beruht zweifellos auf einer falschen auffassung fränk. namenbildung seitens der Galloromanen. aus jenen zusammensetzungen mit *(h)ramnus* im zweiten glied, wo das erste einen dental im auslaut hatte, ergab sich für das sprachgefühl des nichtdeutschen die vorstellung eines namenwortes *t(h)ramnus:* vgl. *Austramnus, Chrodramnus, Nahtramnus, Sinthramnus, Teutramnus* und weitere beisp. in der liste bei Förstem. I² 869 f. besonders sei noch die form *Ansedramnus* im pol. SG. hervorgehoben neben *Anstramnus* (Förstem. I² 133); die vorstellung von einem namenwort *t(h)ramnus, dramnus* war auf gallischem boden offenbar eine so feste geworden, dass hier bereits unrichtig abgeteilt und der auslautende dental des ersten glieds zum zweiten gezogen wurde.

Der frauenname *Audolena* ist auf einer bei Vienne und einer bei Albigny gefundenen inschrift belegt (CIL XII 2105 und XIII 1661). zu -*lena* verweist Sch. auf *Buccelenus* und *Butilinus* und meint 'man könnte also an kurzes *ĕ* — *ĭ* denken'. doch auch Kögel scheint ihm mit recht Zs. 37, 228 auf die möglichkeit hinzuweisen, 'daß -*lena*, -*lenus* ein langes urg. *ē* habe, das als *ā* in ahd. *Hadi-lan*, sowie in *Lānio-gaisus* erscheint'. der letztgenannnte wird als der name eines Franken von Amm. Marc. überliefert; er kann nicht wol germ. *ē* enthalten, da dieses im fränk. des 4 jh.s nicht als *ā* anzusetzen ist; noch im 6 jh. heifst es ja *Chlodomeris, Audofleda* usw. vgl. auch zu *Lannoberga* im folg. *Hadilan* und gleich darauf *Hadilanus* stehn in einer liste der brüder von Hornbach (l. c. II 343, 13 u. 399, 22); die beiden formen sind nicht gleichzeitig eingetragen und auch nicht unabhängig voneinander, gerade so wie die unmittelbar vorhergehnden *Otleich* und *Otlaichus*. neben *Hadilan* finden sich aber *Hadalin, Hadelin* (Förstem. I² 791) und viele andere -*lin*-bildungen in deutschen namen, so dass die -*lan*-formen offenbar als blofse entgleisungen zu gelten haben. Wackernagel Kl. schr. III 393 hat zu *Audolena* an an. *lin* 'sanft, weich' (mhd. *līn, lin, linwes,* bair. *len*) erinnert, und auch Kögel erwägt neben germ. **lēn*- germ. **lin*-. aber ein entsprechendes deutsches namenwort lässt sich auf anderm weg nicht erweisen. in *Lino* und *Lina* kann eine hypokoristische umgestaltung vorliegen, *Linburga* und *Linger* werden als *Lindburga* und *Lindger* zu beurteilen sein, und auch sonst wird von Förstem. I² 1057 nichts sicheres beigebracht. Wackernagel und Kögel weisen endlich auch auf die formen *Leodolinus, Valdolina, Mummolenus* hin, und damit ist allerdings das richtige getroffen; doch handelt es sich hier nicht, wie sie glauben, um ein selbständiges namenglied germ. **lin*, sondern um

hypokoristische bildungen mit einem durch *īn* erweiterten *l*-suffix, was Förstemann und Arbois de Jubainville längst erkannt haben. vgl. auch Stark Kosenamen 93 f und s. Kluge Stammb. § 59, Schatz Anz. xxxiv 13 f. Sch. freilich s. v. *Buccelenus* meint, dies gehe wegen dem *e* in *-lenus*, *-lena* nicht an. es lässt sich aber unschwer zeigen, dass nichts andres als eben jenes suffix vorliegen kann. aus dem belegmaterial bei Förstem. i² 992 f und Arbois de J. Etudes sur la langue des Francs 110 ff sollen im folgenden nur einige beispiele ausgewählt werden. festzuhalten ist, dass *-olen-*, *-olin-* nur auf gallorom. boden begegnen oder in solchen formen, die von galloroman. schreibgebrauch sichtlich beeinflusst sind, während in den reindeutschen bildungen regelmäſsig *-ilin-*, *-elin-* entsprechen. dass diese nur als suffix aufzufassen sind, ergibt sich mit bestimmtheit daraus, dass sie oft nicht mit einem wortstamm in ursprünglicher, reiner form in verbindung treten, sondern mit einem bereits hypokoristisch umgestalteten. vgl. *Diezilinus* (M. G. necr. ii 49, 15, 4) — *Thietlind* (l. c. i 314, 38), *Gunzelinus* (l. c. ii 663, 3) — *Cundlind* (l. c. i 142, 16), *Ruozelinus* (l. c. ii 664, 21) — *Hruodlind* (Dronke 39), *Liuzilin* (Neugart 749) — *Liutlind* (l. c. ii 355, 5), *Nanzilin* (l. c. ii 631, 15) — *Nandbert* (Neug. 691), *Reginzilin* (Neug. 727) — *Reginleip* (l. c. ii 316, 34), *Razilin* (Neug. 727) — *Ratlind* (Dronke 15). dann aber liegt das suffix auch nach unveränderten stämmen vor: *Baldilin* (Trad. Wiz. 53), *Ghibilinus* (l. c. ii 231, 35), *Hiltilin* (l. c. ii 265, 35), *Mannilin* (Wartmann 654), *Richilin* (Neug. 713) *Wanilin* (l. c. ii 379, 44); es stehn sich jedoch bereits zur seite: *Altilinus* (Wartm. 398) — *Aldolenus* (Tour, l. c. i 15, 36), *Bertelinus* (Hontheim, hist. Trew. 45) — *Bertholenus* (Pardessus 230), *Gotelinus* (l. c. ii 664, 3) — *Godolenus* (Duchesne i 671), *Tuotilin* (Wartm. 760) — *Dodolenus* (Charroux, l. c. ii 347, 17), *Thietelin* (l. c. ii 375, 31) — *Teudolenus* (Duchesne i 670), *Waltilin* (Wartm. 635) — *Waldolenus* (Duchesne i 561), *Wolfilin* (Neug. 635), — *Vulfolenus* (Pard. 320). wenn in dieser reihe von fällen das erste element gemeinsam ist, so ist anzunehmen, dass auch das zweite, lautlich anklingende, im wesen übereinstimmt. Dass zu jedem romanisierten *-olenus*-namen ein rein deutscher auf *-ilīn* nachgewiesen werde, ist natürlich nicht zu verlangen, da ja der westfränk. namenwortschatz von dem sonst auf ahd. boden gebräuchlichen zt. abwich. übrigens können mehrere der *-olenus*-namen an sich wieder als hyopkoristische bildungen erkannt werden; vgl. zb. *Beppolenus, Bobolenus, Mummolenus, Pappolenus, Ruccolenus* bei Gregor vTours. neben *Syggolenus* (Tardif Mon. hist. n 4) steht wider *Siccilin* (l. c. iii 107, 10), neben *Bettolenus* (Tardif 19) *Pettilinus* (l. c. ii 25, 13) und *Bezelinus*, der name des sohns einer *Berta* und des vaters eines *Bertolphus* bei Stark s. 94. ebenso findet sich neben *Butilinus*, dessen germ. ursprung Sch. bezweifelt, *Butzelin* (Trad. Wiz. 205). Sch. fragt, was mit *Buti-* anzu-

fangen sei, 'das in diesem westgerm. namen unmöglich auf *Bōti-* zurückgehn kann'. hat man aber einmal erkannt, dass ein kosename vorliegt, so wird man auch das *u* als hypokoristische umgestaltung des vocals auffassen wollen. vgl. noch *Buzo* (Wartm. 227), *Puzzo* (l. c. I 93, 26) neben *Puazzo* (Wartm. 787), *Puozzo* (l. c. II 284, 9) und s. Förstem. I² 331. auch den namen des frankenherzogs *Buccelenus* hält Sch. für 'unverständlich'; Förstem. I² 344 belegt auch die formen *Buccelinus, Buccilinus*, die offenbar als hypokoristische bildungen zu *burg*-namen zu gelten haben. vgl. *Bucco* zu *Burchardus*, auch *Becelinus, Beccelinus* zu *Berchtholdus* und *Berthelmus* bei Stark s. 24 u. 94. das romanisierte suffix ist dann auch sonst nach unverändertem wortstamm anzunehmen: zb. *Austrolenus* (Pard. 320), *Brandalenus* (Pard. 554), *Burgolenus* (Gregor). was nun die lautliche beurteilung des *-olenus* betrifft, so ist zunächst hervorzuhehen, dass das *e* zwar nur auf gallorom. boden, aber auch hier nicht ausnahmslos sich findet, sondern oft mit *i* wechselt: *Bettolinus* (Tardif 39), *Chramlinus* (Tardif 21), *Burgolinus* und *Mummolinus* (Gregor), *Leodolinus* (isle Barbe de Lyon, l. c. II 369), *Droctolinus* (Dijon, l. c. II 551, 37) usw. dann ist zu erinnern, dass im vulgärlat. *ī* zu *i* geworden ist und dass die galloroman. schreiber der Merowingerzeit regellos die zeichen *e* und *i* für beide laute gebrauchen. vHelten hat das im besondern für die überlieferung der Lex Salica gezeigt PBB 25, 242, wo auch auf die einschlägigen belegsammlungen bei Schuchardt Vocalism. des vulgärlat. hingewiesen ist. vgl. hier insbes. I 192. fränk. *-līn* konnte demnach von galloroman. schreibern gelegentlich als *len-us* wiedergegeben werden und an diesem wurde dann auch bisweilen mehr oder minder festgehalten. es darf nicht eingewendet werden, dass doch zb. in den *hilde-* und *rīk*-namen in denselben quellen das *i* meist festeren bestand hatte. bei diesen handelt es sich eben um würklich wurzelhafte namenwörter, die auch im ersten glied verwendet wurden, also den wortaccent tragen konnten und somit ein schärferes gepräge hatten; dadurch war das einmal traditionell gewordene lautbild vor lautlichen und orthographischen umgestaltungen besser geschützt. gerade das schwanken zwischen *-linus* und *-lenus* muss als weiterer beweis dafür gelten, dass mit einem wesentlich verschiedenen element zu rechnen ist, das mehr flüchtiger, von haus aus suffixaler natur war. es ist auch in denselben quellen bei der widergabe des bloſsen *-īn* suffixes dieselbe erscheinung zu beobachten. Gregor bietet vier mal *Baudinus*, ein fünftes mal *Baudenus* (593, 30) und regelmäſsig *Gailenus*, während im pol. SG. *Geilin* begegnet. vgl. ferner *Audenus* (Charroux, l. c. II 347, 19) — *Audinus* (l. c. II 269, 35), *Godenus* (Duchesne I 883) — *Godinus* (l. c. II 41, 22). auch auf einem bei Compiègne 'dans le lit de l'Oise' gefundenen goldring steht der name *Leodenus* (CIL XIII 10024, 324); bei Sch.

erscheint er in cursivem druck, doch wird zu seiner erklärung auf *Leudanus* verwiesen, dem angeblichen beinamen des *Mercurius* auf einer inschrift von Weifsweiler. es ist aber doch die verschiedenheit der begleitumstände beider inschriften zu berücksichtigen; während *Leudanus* auf rheinischem gebiet aus heidnischer zeit stammt, gehört *Leodenus* in das merow. Gallien. wie sollte da auch ein jüngeres *Leodēnus* einem älteren *Leudānus* gleich sein? übrigens ist es durchaus zweifelhaft, ob würklich *Leudanus* zu lesen ist, sodass diese form besser ganz beiseite bleibt; vgl. die von Sch. citierte litteratur. *Leodenus* ist aber sicher nichts andres als ahd. *Liutin* (Förstem. I² 1033) in galloroman. umformung. nach alledem wird man ohne bedenken auch gallorom. *-lenus* einem fränk. *-līn* gleichsetzen dürfen. allerdings mag es noch auffallend erscheinen, dass dem *-lenus, -linus* sehr oft ein *o* vorausgeht, das freilich durch nichts von dem fugenvocal in zweigliedrigen vollnamen unterschieden ist, und dies wird der hauptgrund gewesen sein, warum Wackernagel und Kögel ein selbständiges namenglied *lin* oder *lēn* annahmen. es findet sich nun neben *o* doch zuweilen auch *e*, das ahd. *i* entspricht: *Beppelenus*, *Chramnelenus* bei Fredegar, *Buccelenus* bei Mar. Avent. und Gregor, *Ermelenus* (Tardif 14), *Endelenus* (Prou Les monnaies mérov. 935). *Βουτιλῖνος* bei Agath. schliefst sich unmittelbar der deutschen form an und beruht eben nicht auf gallorom. vermittlung. zur erklärung des *o* könnte vielleicht auch an fränk. *-alīn* bildungen gedacht werden, die den *-ilīn*-formen zur seite gestanden hätten; vgl. zb. ahd. *Hadalin, Huadalin*. aber man wird vor allem anzunehmen haben, dass das hypokoristische bildungsprincip jener fränk. namen vom sprachbewustsein der Galloromanen bald nicht mehr richtig nachempfunden wurde. es ergab sich auf nichtdeutschem boden schon im 6 jh. die unklare vorstellung von einem eignen namenglied **linus, *lenus*, und darum wurde der vorangehnde laut dem compositionsvocal einfach gleichgestellt. daraufhin deuten auch spätere deutsche namenformen in Frankreich, wie etwa die im pol. SG. genannte *Autlina*, die offenbar der älteren *Audolena* unmittelbar entspricht. hier ist, wie in anderen compositionen mit *aud-* der mittelvocal fortgefallen und der auslaut verhärtet (vgl. im selben denkmal *Autberga, Autberta*), während zb. ebenda eine eintragung des 11—12 jh.s *Odelina* (zu fränk. *ōdal*) bietet. — wie auch sonst fem. neben den masc. *-olenus* formen gebildet werden (s. Förstem. aao.), so steht *Audolena* neben *Audolenus* (= ahd. *Otilīn*). den namen trägt nach Fredegar 148,5 ein mann *'de pago Stampinse'* (Etampes bei Paris), ihn führen auch in merow. zeit die münzmeister von Troyes, Aube und Poitiers (Prou 597 bis 601 u. 2210). die ansicht Wackernagels, Kögels u. Sch.s, dass *Audolena* ein burg. name sei, war nur darauf begründet, dass er auf zwei inschriften aus der gegend von Lyon begegnete,

wodurch natürlich an sich nichts bewiesen wird. wenn sich nun für das burg. *-ilīn* bildungen nicht nachweisen lassen, so kann *Audolena* nicht weiter zu den burgund. sprachresten gezählt werden; auch die belege für *Audolenus* weisen ja unmittelbar auf fränk. geltungsbereich. es handelt sich um eine auf westfränk. grundlage beruhende romanisierung. nichts anderes ist auch der auf einem goldring (jetzt im cab. des méd. zu Paris) zu lesende name, der CIL XIII 10024, 23 als *Crodoleno* transcribiert wird, bei Sch. aber fehlt. auch hier liegt eine fränk. *-ilīn* bildung zu grunde. vgl. *Chrodolinus* (Pard. 480) und Förstem. I² 887. — die erfolglose suche nach einem eignen namenglied germ. **lēn* oder **lin* ist aber überhaupt aufzugeben.

Lannoberga steht auf einem erzring, der zu Allonnes bei Le Mans gefunden wurde (CIL XIII 10024, 322). zum ersten glied bringt Sch. den unzutreffenden hinweis auf das zweite in *Audolena*. um zu zeigen, dass nichts anderes als eine *land*-composition vorliegt, genügt es, die überlieferung der *land*-namen in jenen beiden denkmälern ins auge zu fassen, die ein so reiches material an westfränk. namen auf gallorom. boden enthalten: im pol. SG. vor allem ist gerade der name *Lantberga* zehnmal, ein elftes mal als *Landeberga* belegt. während sich nun hier noch die weiteren formen *Lantbodus, Lantharius, Lanthildis, Lantoinus, Landegildis* finden, heifst es im pol. SR.: *Lanbod, Lanhard, Lanhildis, Lannoin,* ja sogar *Lannegildis*, und ebenso steht neben *Lando, Landa* im pol. SG., *Lanno, Lanna* im pol. SR. offenbar ist auch hier eine roman. entstellung fränk. *land*-namen mit im spiel. aus jenen formen, in denen der auslautende dental des ersten glieds vor anlautendem consonant des zweiten schwinden konnte, abstrahierte die sprachvorstellung des nichtdeutschen ein namenwort *lan(n)*; vgl. zb. *Lanbert, Lampert* bei Förstem. I² 1005 und s. auch Franck Altfränk. gr. § 126, 4. nicht viel anders wird auch der von Kögel aao. gleichfalls mit unrecht zu *Audolena* verglichene name *Lanwald* zu beurteilen sein; vgl. den häufigen namen *Lantwald* und auch sonst den gelegentlichen schwund des dentals in *land* vor zweiten namengliedern bei Förstem. I² 1005 ff passim. in *Lannoberga* und *Lannegildis* scheint dann rein mechanisch der in den galloroman. formen übliche fugenvocal eingeschoben worden zu sein. — vielleicht steckt auch im fränk. *Laniogaisus* bei Amm. Marc. einfach ein *land*-name, wie schon Förstem. I² 1002 vermutet. die entstellung kann hier der überlieferung oder auch mangelhafter auffassung seitens des autors zur last gelegt werden. *land* ist nicht nur überhaupt gerade in fränk. namen sehr beliebt, es erscheint hier und auch sonst in verbindung mit zweiten gliedern, die etymol. unmittelbar zu dem überlieferten *-gaisus* gehören. vgl. *Landegiselus* bei Pard. 253 und Scr. rer. mer. II 399 u. 410, ferner *Lantgis, Lantger* bei Förstem. I² 1007.

Bei den ersten gliedern der westfränk. namen *Siggecondis* und *Siggifledis* denkt Sch. an rein mechanische doppelschreibungen, wie in der westgot. namenform *Athannagildus*. es ist jedoch der einfluss von kurzformen wie *Siggo, Sicco* (Förstem. I[2] 1318) anzunehmen.

Meist beschränken sich Sch.s bemerkungen auf die constatierung orthogr. varianten und gewisser eigentümlichkeiten der überlieferung. gern betont er solche parallelschreibungen, die anscheinend schon auf germ. doppelformen beruhn. so wird der gegensatz zwischen den lat. formen *Alamanni, Marcomanni* und den griech. *Ἀλαμανοί, Μαρκομανοί* in eine linie mit dem verhältnis von got. *manna* zu *mana-(seþs)* gestellt. den ausfall des *i* in *Amsivarii* 'Emsanwohner' gegenüber *Amisia* begründet Sch. durch die annahme eines suffixablauts, wofür die beisp. aus der älteren namenüberlieferung zusammengestellt werden. zweifelhaft bleibt es, ob auch *Basternæ: Bastarnæ, Burcturi* (tab. Peut.): *Bructeri* ähnlich zu erklären sind. in der anm. zu *Ricimer* werden die 'hauptsächlichsten formen der mit *Rici-* und seinen nebenformen zusammengesetzten namen' nach den quellen tabellarisch vorgeführt; die anschliefsende erörterung hebt schwierigkeiten hervor, die der erklärung des namens *Ricimer* durch die starke verschiedenheit der formen entgegengestellt werden; es unterbleibt jedoch der energische versuch, sie zu lösen. ein excurs zu *Theudebaldus* handelt von der widergabe des germ. *eu* in den namen der sammlung. er hätte passender schon in der einleitung platz finden können, wo ja gleichfalls belege zu orthographisch-lautlichen erscheinungen im vocalismus und consonantismus, ferner zu einzelheiten der flexion und wortbildung auf s. XVI—XXVII zusammengestellt sind. es soll damit weniger ein unmittelbarer beitrag zur germ. gramm. gegeben werden, vielmehr hat Sch. mit recht die frage nach der auffassung germ. laute seitens der Römer und Griechen in den vordergrund gestellt. auch hier findet sich brauchbares material, das aber noch systematisch zu ergänzen ist und dann einer mehr eingehenden und consequenten verwertung zugeführt werden muss. einige in die augen fallende unterschiede in der späteren orthogr. überlieferung etwa des 5 und 6 jh.s der ostgerm. namen einerseits und der fränk. auf gallorom. boden andrerseits hätten doch angedeutet werden können. was zb. das nebeneinander von *o* und *a* in der compositionsfuge betrifft, so können nicht solche beisp. als belege für gleich zu bewertende fälle unmittelbar nebeneinander gestellt werden, die eben nach ganz verschiedenen orthogr. traditionen zu beurteilen sind. in *Ostrogota* mag das mittlere *o* auf den assimilierenden einfluss des ersten und dritten zurückgeführt werden gegenüber dem sonst vorherrschenden *a* in ostgot. namen wie *Amala-berga, -ricus. Mathasuintha, Rada-gaisus, Theoda-gunda. Vada-merca Wilia-ric* usw. anders ist es aber mit dem zweiten *o* in *Chlodo-meris* bestellt,

da nach gallorom. schreibgebrauch überhaupt *o* die regelmäfsige, *a* die seltenere widergabe des fugenvocals ist. vgl. zb. *Dago-berthus, Theudo-berthus, Geno-baudis, Marco-meris.* ähnlich stellt Sch. für die verschiedenen schreibungen des germ. *h (h, ch, c* und völliger schwund) beispiele zusammen, ohne die tatsachen auch nur zu erwähnen, dass die altröm. bezeichnung *c(h)* später nur in der gallorom. überlieferung westfränk. namen fortgesetzt wird, und dass das ostgerm. material überhaupt keine sicheren belege dafür liefert. wäre Sch. sich hierüber klar geworden, so hätte er auch nicht in der bemerkung zu *Hunila* seiner verwunderung ausdruck gegeben, dass *Huni-* in seiner sammlung niemals als *Chuni-* erscheint und auch keine verwechslung mit *Cuni-* vorkommt. die *Huni*-namen im wtb. sind eben durchaus ostgerm. allerdings wird *Hunvulfus* von Sch. ein 'Suebenfürst' genannt und als westgerm. name angesprochen. aber *Hunuulfus* und *Edica* sind nach Jord. Get. 130, 1 Scirenhäuptlinge, und als solcher erscheint der zweite auch bei Sch. das versehen in Mommsens index, wo jeder der beiden als 'primas Svavorum' bezeichnet wird, ist längst berichtigt; vgl. zb. LSchmidt Allg. gesch. d. germ. völker 136. aber auch der name des würklichen Suebenführers *Hunimundus* wird ein ostgerm. sein, denn es handelt sich um die abteilungen zurückgebliebener Quaden, die nach dem abzug ihrer stammesgenossen mit den Wandalen und Alanen unter hunnische botmäfsigkeit gerieten und in ständigem zusammenhang mit ostgerm. völkern lebten; von diesen wurden sie offenbar auch in der namengebung beeinflusst. Sch. hätte dann nicht übersehen sollen, dass die 29 beisp., die er für nicht bezeichnetes *h* beibringt, nur ostgerm. namen sind, abgesehen von *Arudes* und *Attuari*, die aus älterer zeit stammen und anders beurteilt werden müssen. es dürfen demnach auch nicht ohne weiteres die got. namen *Erarius, Frumarius* den westfränk. *Dructa-charius, Lantha-carius, Magna-carius* gegenüber gestellt werden zum beweis dafür, dass die bezeichnung eine ganz regellose und willkürliche war.

Genauere beobachtungen solcher orthogr. einzelheiten sind erforderlich, da sie eben oft zur dialekt. und etymol. bestimmung eines namens beitragen können; sie werden aber schon durch die in Sch.s alphabetischem wb. selbst verzeichneten belege wesentlich erleichtert, und dies bietet den willkommenen anlass, das unleugbare verdienst dieser arbeit nochmals hervorzuheben: die sorgfältige buchung der überlieferten namenformen. Sch. hat im allg. darauf verzichtet, von diesen formen zu den personen und sachen vorzudringen, um so in seinem namenbuch ein stück altgerm. lebens zur anschauung zu bringen, wie Müllenhoff das gelehrt hat. es ist ihm aber wol gelungen, ein brauchbares hilfsmittel zu schaffen, das der germ. namenforschung fortan gute dienste leisten mag.

Wien, januar 1912. **Dietrich v. Kralik.**

1. Die deutung des namens Lübeck. ein beitrag zur deutschen und slawischen ortsnamenforschung von **Wilhelm Ohnesorge.** sa. a. d. Festschrift zur begrüfsung des 17 deutschen geographentages. Lübeck 1909. 98 ss.
2. Ausbreitung und ende der Slawen zwischen Nieder-Elbe und Oder. ein beitrag zur geschichte der Wendenkriege, zur charakteristik Helmolds sowie zur historischen topographie und namenkunde Nordalbingiens von **Wilhelm Ohnesorge.** Lübeck, Lübcke & Nöhring 1911. [sa. a. d. Zeitschr. d. ver. f. Lübeckische gesch. u. altertumskunde bd XII und XIII.] 404 (= 113—336 und 1—180) ss.

1. Man entnimmt aus der zuerst genannten schrift, dass der name der im sommer 1138 von den Ranen niedergebrannten, doch nicht völlig vernichteten stadt Lübeck, der residenz des slawischen königs Heinrich, im jahre 1143 auf den 5 km südlicher belegenen ort Bucu übertragen worden sei, auf dessen boden sich die heutige stadt Lübeck entwickelt hat. das ursprüngliche Lübeck, noch im jahre 1141 als *locus capitalis Slaviae* urkundlich bezeichnet, heifst nach 1143 Altlübeck, es bestand schon ein jahrhundert vorher und war um 1043 als fester platz begründet worden. die namenserwähnungen dieser ersten siedelung reichen von 1075 bis 1143, von welcher zeit an sich die bezeichnungen *vetus Lubika,* deutsch *Aldenlubike* einbürgern. zum letztenmale wird Altlübeck im jahre 1423 genannt.

Die namensnennung des heutigen Lübeck beginnt 1164 in der Poehlder chronik, MG. SS. XVI 92, z. 4 v. u.: *Heinricus dux in Liubike congregationem clericorum instituit* und bietet im folgenden eine abwechslungsreiche formenreihe, deren varianten durch das fehlen oder vorhandensein der flexion *-e* (*-a*), durch den wechsel von *iu, u, y, ü, i* in der stammsilbe, von *i* und *e* in der ableitung, vorzugsweise bestimmt werden. doch finden sich auch formen mit langem suffixvocal *Lubiecke* und *Lubijk*(*e*) neben synkopen *Lubk, Lubcke.* die monophthongische schreibung mit *u* macht sich schon seit dem beginne des 12 jh.s geltend: *Lubece* im diplom von 1139, die darstellung mit *ü*: *Lübekk* erscheint zuerst in einer urkunde Ludwigs des Bayern, dd. Frankfurt 1320. die moderne, norddeutsche aussprache besitzt länge des *ǖ*, wogegen die Lübecker ortsaussprache den vocal kürzt: *Lŭbeck.* die s. 21 verzeichneten 4 formen mit graphischer geminata *bb* werden, denk ich, mit der kürzung des lautes in der örtlichen tradition zusammenhängen.

Man erfährt des weiteren, dass Altlübeck von wasserflächen, wiesen, weiden und schilf umgeben an der ostspitze des halbinselartigen, kaum 3 m über den seespiegel gehobenen terrains zwischen der Schwartau und Trave gelegen, dem gebiete der Wagrier, Bucu aber auf einem schon zur zeit des königs Heinrich mit wald bestandenen höhenzuge, diluvialrücken, der gegen die Trave steil, gegen die Wakeniz sanfter abfällt und mit seinem

nördlichen ende bis auf 200 m an den südlichen bergwallrand von Altlübeck am linken Traveufer heranreicht, dem der Polaben angehört habe; dass Altlübeck vor seiner begründung durch Gottschalk 1044, wenn überhaupt, so nur als ein unbedeutendes slawisches fischerdorf bestanden habe, Bucu nach 1066 von dem Slawenfürsten Cruto angelegt, nach dessen ermordung um 1092 verödet gewesen sei, bis graf Adolf von Holstein 1143 an dieser stelle die errichtung der neuen stadt Lübeck in angriff nahm.

Wir werden endlich darüber unterrichtet, dass in Lübeck um 1253 noch Wenden wohnhaft waren und dass die chronisten Detmar 1386 und Korner um 1435 den stadtnamen als solchen slawischer herkunft kannten und ihn auf grundlage des slaw. adj. *ljubŭ* deuteten, eine beziehung die noch in den erklärungen Marschalks um die wende des 15 und Gudes im 18 jh. festgehalten sei.

Die einleitung der schrift ‘zur methodik der ortsnamenforschung’ und ‘bibliographie über die forschungen zur slawischen ortsnamenkunde’ reicht von s. 3—13. den wortformen sind s. 14—33 gewidmet; mit den verschiedenen gelehrten deutungen des namens seit dem 15 jh. her befassen sich s. 34—62. des verf.s eigene an Korner anknüpfende deutung ‘Schönort’ steht auf s. 63—73. daran ist s. 74—98 eine sammlung von geographischen ortsnamen Europas gehängt, die nach des verf.s voraussetzung mit dem namen Lübeck verwant, dh. aus dem slaw. adj. *ljubŭ* gebildet sind. dieses verzeichnis soll der arbeit den charakter eines beitrages, nicht blofs zur geschichte Lübecks, sondern auch zur allgemeinen ortsnamenkunde wahren, dh. der name Lübeck soll als angehöriger einer zahlreichen gruppe von ortsnamen slawischer herkunft erwiesen werden.

Von einigem interesse ist der name des krainischen schlosses Liebeck, Lübeck, 4 meilen von Laibach entfernt, zu dem Valvasor anmerkt, es heifse *in Crainerischer sprache Lubek*, da diese bezeichnung mit der der wagrischen siedelung identisch sein kann.

Die arbeit würde besser würken, wenn sie die geschichtlichen und topographischen nachweise, die ich aus ihr zusammengelesen habe, in geschlossener darstellung vorführte, und wenn die wortformen ausgiebiger genutzt wären. diese formen stellen weitaus mehr aufgaben als der verf. löst.

Man müste doch zb. sagen, dass der auslaut *-e* der dreisilbigen form deutsche flexion sei, dass die gelegentliche *c*-schreibung, ausgenommen *Lubecensis* uä., als *k* zu bewerten sei, dass das *u* der stammsilbe im deutschen organe, glaublich seit seinem auftreten als *ṻ* zu sprechen sei und im 11 jh. älteres *i͗u* als deutsche umsetzung des slaw. steigenden diphthongen *i̯ù* zur voraussetzung habe.

Was das ergebnis der etymologischen beurteilung angeht, teile ich ja sicherlich die ansicht, dass der name *Liubik* eine ab-

leitung aus dem slaw. adjectiv *ljubŭ* sei, finde aber die landschaftliche motivierung des angeblich primären gegendnamens etwas zu sehr poetisch, abgesehen davon, dass die bedeutung von *ljubŭ* doch in der tat der von ahd. *scôni*, das in ortsnamen häufig begegnet, nicht gleich ist. ich halte es doch für sehr viel wahrscheinlicher, dass der name ein örtlich fixierter slaw. personenname auf *-ikŭ* und dann vermutlich mit dem bei Miklosich verzeichneten čech. personennamen *Lubek* identisch sei. grundsätzlich lässt sich dagegen gar nichts vorbringen; niemand wird in dem wendischen dorfnamen *Lubhosć*, bei Pfuhl, den slaw. personennamen *Lubgost*, bei Miklos., verkennen. die weitere onomatologische frage ist dann nur die, ob *Liubik* als primäre bildung aus dem appellativum, oder als deminutivische kurzform aus einem zweistämmigen slaw. namen wie *Prêljub* und *Bratoljub* aufzufassen sei.

Dieser deutung entgegen hat ABrückner GGA. 1910, 307 eine erklärung des namens als slaw. nom. plur., familienname: **Łubki* oder **Lubki* befürwortet, der aber gerade die ältest überlieferten formen, i. b. die mit *eu* (polab. *l'éubẙ!*) in der stammsilbe, wenig günstig sind.

Aus dem ortsnamen *Bucu*, der in der Kronika Boguchwała[1] s. 470 als *'castrum' Buccovecz* auftritt, an zweiter stelle s. 481 mit dem beachtenswerten zusatze *Slavi vero inibi morantes, Lubuczensem civitatem non Lubek sed Buccovecz appellant*, scheint sich zu ergeben, dass das zugrunde liegende masculinum niederlausitz. *buk* 'die buche', locativ *buku*, gleich dem ahd. masculinum *pôh* im collectivischen sinne 'buchenwald' gebraucht sei, während die spätere, vollere form im sinne des kleinruss. bergnamens *Bukovec* (Želechovskij) als 'buchberg' und benennung des vom verf. erwähnten höhenzuges zwischen Trave und Wakeniz zu verstehn ist.

2. Das zweite, weitaus umfangreichere buch befasst sich damit, die einstige ausbreitung der Slawen in den jetzigen provinzen Hannover und Schleswig-Holstein zu definieren und die theorie von der angeblichen ausrottung der Slawen nach 1138—64, dem zeitabschnitte ihrer unterwerfung, als unrichtig oder übertrieben zu erweisen. die germanisierung sei vielmehr allmählich erfolgt und habe sich lediglich in den formen des culturellen wettbewerbes abgespielt.

Hiefür werden zwei beweise angetreten, abschnitt II ein auf historische nachrichten gestützter, der den gang der geschichtlichen ereignisse schildert, und abschnitt III ein culturhistorischer, der den slawischen beziehungen in urkunden und rechtsaufzeichnungen nachgeht. dieser nachweis ist nach der politischen einteilung des fraglichen territoriums A. lübisches gebiet, B.

[1] Monumenta Poloniae historica ... wydał August Bielowski, tom II, Lwów 1872.

Wagrien in 4 capiteln oder 12 paragraphen nach einzelnen gauen geführt und unter C auch auf die herzogtümer Lauenburg, Mecklenburg und die mark Brandenburg ausgedehnt. die zeugnisse zu A und B werden unter E in chronologischer anordnung noch einmal verzeichnet, unter D wird das ergebnis formuliert. dazu kommen unter B noch ein capitel 5 'Reste des Wagirenadels', ferner ein nur 3 seiten umfassender abschnitt IV, der an I anknüpft, sowie 3 register: geographische namen, personennamen, wort- und sachverzeichnis.

Abschnitt I 'Die einstige ausbreitung der Slawen in den jetzigen provinzen Hannover und Schleswig-Holstein' nimmt seinen ausgang von der toponymischen forschung in den ehemals slawischen gebieten Nord- und Mitteldeutschlands seit der zweiten hälfte des 19 jh.s her, die i. b. durch ABrückner und PKühnel fruchtbare förderung erfahren habe. eine arbeit des letzteren 'Finden sich noch spuren der Slawen im mittleren und westlichen Hannover?' v. j. 1907 und eine kritik derselben von SKoblischke 'Randglossen zur neuesten Wendenfrage' v. j. 1909 sind, wie O. s. 3 note 1 mitteilt, die unmittelbare veranlassung seines gegenwärtigen, etwas hastig zusammengerafften buches, dessen compositionsmängel, von seinem verfasser keineswegs übersehen, erst bei einer vollständigen umarbeitung hätten ausgeglichen werden können. dieser abschnitt, ursprünglich recension, eröffnet den einblick in eine frage der historischen geographie und ethnographie, deren strittige objecte grenzen, gebiete und enclaven sind und deren lösung im einzelnen falle von historischen, onomatologischen und archäologischen gründen (verbreitung der slawischen rundlinge!) bestimmt wird. man kann nicht bestreiten, dass verf. zu den aufgerollten fragen mit sachlicher vertrautheit und zumeist recht entschieden klingendem urteil stellung nimmt.

Eine eingehendere kritik der toponymischen ergebnisse mit bezug auf eine gröſsere anzahl von örtlichkeiten und namen hat uns verf. nicht vorgelegt, sie könnte auch keineswegs als unterlassung eingefordert werden, da diese fragen eben nur voraussetzung aber nicht das thema seines buches sind. wo sich O. selbst zu derartigen sprachlichen belangen vernehmen lässt, wird man ihm nicht immer zu folgen vermögen.

Es ist zb. nicht einzusehen, wieso *Trauena* ein d e u t s c h e r flussname sein könnte; der name gehört zweifellos zu aksl. *trava* 'gramen' und bezeichnet einen durch grasgelände flieſsenden strom. es ist umgekehrt wenig glaublich, dass der orts- und gauname *Faldera, pagus Falderensis* slawisch sei; die vorhalte die sich O. diesbezüglich selbst macht, hätten ihn abhalten sollen die notiz 16 mit den worten 'der name m u s s slawisch sein' zu schlieſsen. allerdings hält O. s. 19 auch das dän. wort *syssel* 'amtsbezirk', zugleich name eines der 3 mittleren gaue Wagriens: *ad pagum Susle* (Helmold) für slawisch.

Da nun der landname *provincia, terra Wagirensis* und der zugrunde liegende volksname *Wagiri* nichts anderes als ein in den suffixen und endungen latinisiertes, nordisches wort **Vāgir* zu an. *vágr* m. 'die see' ist, das somit genau denselben inhalt hat wie die slawischen *Pomorjane,* wird es nicht allzu gewagt sein *Faldera* als äufserliche latinisierung, gleich *Wagira,* Helmold, und *Bucua (Bucue ... in urbe),* Versus de vita Vicelini, zu betrachten, onomatologisch auf an. *faldr* m. 'ecke, winkel' zurückzuführen und geographisch auf den von der Schwale und Stör gebildeten winkel bei Wippenthorp, später Neumünster, zu beziehen.

Geringe vertrautheit mit den metaphern des toponymischen wortschatzes verrät der verf., indem er s. 15 note 11 mit der sicherlich durchaus zutreffenden erklärung des flussnamens *Eider, Aegidora,* als 'meerestor' die vorstellung eines in die höhe gebauten tores verquickt und diese erklärung angesichts der in wahrheit durchaus flachen Eidermündung ablehnt. dass diese 'porta maris' aber lediglich als eingang zu verstehen ist und horizontal projiciert werden muss, ist eine viel zu einfache sache, als dass sie dem verf. eingefallen wäre.

Da O. eingestandener mafsen mit slawistischen und, wie die lecture zeigt, auch mit germanistischen kenntnissen nicht allzu sehr beschwert ist, darf man billig zweifeln, dass seine historischen und topographischen schlüsse, insofern sie mit beiziehung sprachlicher calcüle zustande gekommen sind, immer als aufrecht angesehen werden können. die art, wie O. zb. aus den Lübecker strafsennamen, früher bachnamen, grofse und kleine Kiesau eine lübeckische Wendenvorstadt (vor 1400) folgert, ist mehr als bedenklich, da ja weder die urkundlichen belege *Kysow* und *dat Kytz* (gelände) *prope Tziretze* ein und dasselbe wort enthalten können, noch das zweite wort slawisch ist, sondern mit mnd. *kitzen* 'nebenwohnung', eigentlich 'korb', zusammengehört, noch die allfällige slawische bewohnerschaft anderer Kietze (s. 219) etwas für das eine Kytz und schon gar nichts für die beiden Kiesau beweisen kann.

Der index des buches weist 543 geograpische namen nach, an die sich mancherlei bemerkungen knüpfen liefsen. ich greife nur ein paar heraus.

Einen anscheinend cultischen namen trägt die *Schwentine,* nach der der zweite westliche gau in Wagrien *Zuentineveld* genannt ist. der flussname, zu aksl. *svętъ* 'sanctus' gehörig, hat in ahd. *Heiligbrunno* eine entsprechende parallele; für den oberlauf des flusses ist auch die nd. bezeichnung *Burnhovede:* mnd. *born(e)* m. + *hovet* n. überliefert. ein beispiel von secundärer differenzierung gewähren die namen *Hobstin, Posthyn slavicum* und *Sibstin, Pustin teutonicum,* deren grundlage eine slawische bildung **pustin,* vermutlich zu aksl. *pustъ* 'desertus' (also etwa wie

einöde!) und deren determinanten die mnd. adjectiva *hō* 'hoch' und *sīt*, *sīde* 'niedrig' sind.

Die zum behufe der beurteilung des stadtnamens Kiel, *thom Kyle* s. 296 ff zusammengetragenen materialien gestatten keinen anderen schluss, als dass diese eigentliche benennung des tief einschneidenden Kieler hafens dem wortschatze der skandinavischen seeschiffahrer entstamme.

Czernowitz 16. 1. 1912. **v. Grienberger.**

Magyarországi német nyelvjárások. a m. tud. akadémia nyelvtudományi bizottságának megbizásából szerkeszti **Petz Gedeon** lev. tag. (Budapest, Kiadja a magyar tudományos Akadémia). [Ungarländische deutsche mundarten, redigiert im auftrage des sprachwissenschaftlichen ausschusses der ungarischen akademie der wissenschatten von dem coresp. mitglied **Gedeon Petz.** (Budapest, herausgegeben von der ungar. Ak. d. wiss.)] heft I—VII.

I heft. Az Alsó-Meczenzéfi német nyelvjárás hangtana, irta dr Gedeon Alajos. Lautlehre der deutschen mundart von Unter-Metzenseifen. von dr **Aloysius Gedeon** 1905.

30 km von Kaschau (kom. Abauj Torna) ligt Untermetzenseifen. 1376 zum ersten mal erwähnt, wahrscheinlich in der ersten hälfte des 14 jh.s gegründet. innercolonisation ist hier mit Schröer unbedingt anzunehmen. in betracht kommen dafür die bergstädte Schemnitz und Beszterczebánya, bes. aber Kremnitz.

In Oberungarn gibt es drei dialektgruppen: 1. die Zipser (= Szepesiek); 2. die 'Gründner' in den komitaten Abaujtorna und Gömör; 3. die Krikehayerer (Krikehayerek) in der umgegend von Kremnitz. die 1 gruppe hat mitteldeutschen (mfrk.), die beiden letzten haben oberdeutschen charakter.

Untermetzenseifen gehört im speciellen zur 2 gruppe. ursprünglich ist sie aber eine moselfrk.-rhfrk. mda., genau so wie die Dobschauer, Zipser usw., was sich aus folgendem ergeben wird.

Hervorzuheben ist an dieser, wie an allen übrigen arbeiten dieser sammlung, die genauigkeit, mit der der accent, der ziemlich unbeeinflusst erscheint, sowie die phonetischen lautwerte festgestellt wurden.

Als wichtigstes moment heben wir mit Gedeon den wandel *w* > *b* hervor: *baxn̥* (mhd. *wachen), boa* (adj. *wâr* und *was* 3 p. s. prt. von *wesen), šbats (swarz)* (§ 134) usw. vom 13—14 jh. ist dieser lautwandel in Baiern daheim. Weinhold vermerkt dazu: *belcher, beip, burm. zbai, zbartz* usw. im siebenbg. findet sich diese erscheinung ebenfalls. Scheiner[1] bemerkt (§ 19, 3) hiezu: 'in den anlautgruppen ahd. *dw, tw, zw, sw* ist *w* als *w, v* und *b̬ (p)* erhalten: a) als *w* consequent in nordsbbg. mdaa. (zb. Wallendorf, Lechnitz); b) als *b̬ (p)* allgemein im Burzenland, aber

[1] Die mundart der Siebenbürger Sachsen (Kirchhoffs Forschungen 1895).

auch in einigen nsbbg. mdaa. (zb. Tekendorf); c) sonst als *v*'. *v (w)* > *b* findet Gedeon auch im nordital. deutschen (Schmeller Cimbr. wb.) und vermutet dafür ebenfalls zusammenhang mit dem bair. das gleiche müsten wir dann für das sbbg. *b̬ (p)* vermuten. (vielleicht bietet Tekendorf gegenüber dem bair. Deggendorf hiefür einen geogr. stützpunct.) nach dem 16 jh. schwindet in Baiern *b*, in den erwähnten dialekten bleibt es erhalten. es fragt sich nun nur noch, ob *w* > *b* im 13 jh. nicht noch weiter verbreitet war als über Baiern. heute finden wir *w* > *b* (in *wer, was, wem, wie, wo)* in einem teil der Rheinprovinz und Hessen (gebiet: Sinzig-Coblenz und Cochem-Seifen). es wäre möglich, dass *w* > *b* sich bis hieher vorgeschoben hätte und nun auch hier im rückgang sich befände. in Schlesien finden wir auch *bīr, bṛ* (= *wir)* und *baxę̃utṛn (wĕcholter)*, sonst stets *w*. jedenfalls bedarf diese frage noch einer klärung.

In der Metzenseifner mda. müste man an dialektmischung denken, und zwar um *b* > *p* im anl. zu erklären, insbesondere gegenüber *g* und *d*, die erhalten bleiben. ebenso *b* > *p* und *g* > *k* in gedeckter stellung. am nächsten läge schon wegen *w* > *b* der schluss auf Baiern. doch könnte die mda. auch südl. der *b/p*-linie localisiert werden. — andere momente dagegen weisen nach Mittelfranken (Mslfrk., Rhfrk.). *nd* > *nn, n* (§ 172) ist bes. als mslfrk. verdächtig. im sbbg. hat es sich als trennendes merkmal zwischen nord- u. südsbbg., sowie zwischen mslfrk.-(lux.), -chatt.-(salfrk.) und rip. herausgestellt[1]. ebenso ist *ndw* > *ndb* > *ntp* > *np* > *mp* und *bm* > *mm, m* mfrk. (mslfrk.) rhfrk. lautgesetz. siebbg. ebenso. weiters weist nach Mosel- und Rheinfranken der schwund intervocaler dentaltenuis (samt dem nachfolgenden unbetonten *ə*) in den infinitiven (§ 173): *pi'n̥* (bitten). *raĕ'n* (reden), *rō'n* (raten), *šü'n̥* (schütten) usw. ebenso sbbg. (nōsnisch): *bi'n̥* (aber *iχpi'n̥), reï'n* (auf dem lande *raï'n), rō'n, ši'n̥* usw. neben *bid/n, reïd/n, rōd/n, šid/n* usw. nicht mslfrk. ist der wandel *-d-l-* > *ll, l* gegenüber mslfrk. sbbg. *-rl-* in *knöl (knödel)*. dagegen wurde *nōl* von Gedeon falsch auf *nadel* zurückgeführt. es ligt mhd. md. *nâlde* zu grunde. mslfrk. ebenfalls *nôl*, sbbg. nösn. *nôlt* f.; *kner(ə)l* (knödel), *kirl* (kittel). mslfrk. ist ferner die einschiebung von *d* zwischen *n* und *r klendər* (kleiner comp.), nösn. *klintər*, sbbg. *klentər*. oder *nō˜t* (nâhe), nösn. *nônt*; (nieman) nominativ *naᵉmət* (§ 178). es ergibt sich, dass der consonantismus bis auf *b* > *p* (und event. *w* > *b*) mittelfränk. ist, und zwar östl. der *sw/s*-linie in *swester (šbestɒ)* anzusetzen ist. die ausnahmen der lautverschiebung *dat, wat* usw. könnten durch obd. einfluss geschwunden sein. der vocalismus aber ist stark bair.-österr.: mhd. *ie* > *ī*, *uo* > *ū*, *üe* > *ǖ*, *ei* > *ā*,

[1] RHufs Vgl. lautlehre des siebenbürg.-moselfränk.-ripuarischen mit den moselfranz. und wallon. mdaa. 1908 (Vereinsarchiv f. siebbg. landeskunde) § 327—333.

ou > *ā*, *öu* > *ā*; besonders aber zeigt sich dies in der verschiedenen behandlung von *i*. vor nasal wird *i* mslfrk. rip., lux. sbbg. stets zu *ę* gebrochen, wie im franz. hier nur vor oralem gedecktem *n*, nicht vor gutturalem *triŋ'n* (trinken), *biŋk* (wink), was bairisch ist.

Das resultat kann also nur auf rhfrk.-mslfrk.-bair. sprachmischung lauten. Gedeon enthält sich dagegen eines urteils.

Im grofsen ganzen eine arbeit, auf deren material, anordnung und beurteilung desselben man sich verlassen kann. nur ist daran, wie an allen folgenden arbeiten auszusetzen, dass das grundwort nur selten mhd., meist jedoch ahd. angegeben wird. —

II heft. A verbászi német nyelvjárás alaktana, irta Lindenschmidt Mihály. Formenlehre der Verbászer deutschen mundart. von **Michael Lindenschmidt** 1905.

Die lautlehre dieser mda. schrieb Heinrich Schmidt[1] und wies darin den rheinfränkischen charakter der mdaa. von Alt- und Neu-Verbász nach, was um so bedeutungsvoller ist, als man diese mda. bis dahin für schwäbisch angesehen, da Verbász mitten im Banater Schwabenlande ligt. eine syntax kündigt Lindenschmidt von Friedrich Theiss an[2].

Schade, dass Lindenschmidt nicht eine vergleichende formenlehre der Verbászer mda. und des rheinfränkischen schrieb. mir steht leider nur eine moselfränk.-siebenbürgische zur verfügung[3].

Was die lautlehre betrifft, möcht ich darauf aufmerksam machen, dass die mda. südl. der *d*/*t*-linie (Marienburg [Westerwald] — unterhalb Coblenz — Lauschied usw.) *b*/*p*- und *g*/*k*-linie zu localisieren ist. *b* > *p*, *d* > *t*, *g* > *k* gilt auch für die magy. lehnwörter (*bunda* > *puntə* Pelz, *gatya* > *katyrə* unterhose usw.). weiter erwähne ich *nd* > *ṇ*, *n* und als sehr charakteristisch das pfälz. lothr. *fuš-fiš* (fisch).

Die Verbászer mda. scheint in der formenlehre noch roman. einfluss aufzuweisen. so erklären sich keineswegs alle (§ 1) angeführten abweichungen des geschlechtes der hauptwörter von dem mhd. gebrauch aus dem mhd.[4]. sondern es spricht franz. wol ein wörtchen mit: zb. *tə putṛ* (*buter* swfm.) — frz. *le beurre; tə fōnə* (*vane* swstm. stf.) — *le fanon, gonfanon, le drapeau; tə sokə* (die socke) — *le chausson; tə volkə* (*wolke* stswf., nicht masc. wie Lindenschmidt s. 4 angibt) — *le nuage* weisen deutliche übereinstimmung mit dem franz. auf. feminina: *tī kartḷ* (*gürtel* stm, stswf) *la ceinture.* wo dann das gefühl für männliches oder

[1] A Verbászi német nyelvjárás. Philologiai Közlöny XXIII Budapest 1899. auch Zs. f. d. mdaa. 1911: Lautl. d. rheinfrk. d. Verbászer mda.
[2] ich verweise bei gleicher gelegenheit auf Fritz Holzträger Syntaktische function der wortformen im nösnischen. ein beitrag zur siebenbürg.-fränkischen und luxemburgischen syntax. (Vereinsarchiv f. siebenbürg. landeskunde 1911.) [3] Vergl. Thomas Frühm, Flexionslehre der Jaader und mslfrk. mda. Tübinger diss. 1907. [4] vgl. Hoffmann Laut- und flexionslehre der mda. von Oberham-Rheinprovinz (1900) s. 51 ff.

weibl. geschlecht vollständig ins wanken kam, nahm man zum neutrum die zuflucht. umgekehrt zb. *tī frẹilə* (ebenso mslfrk. sbbg.) *(daz frouwelîn)* — *la fille*, bes. westfränk. auch els., sbbg. *də frailə;* ferner *tə khārlχə* — frz. *Charlot* m. bei weibl. namen aber neutr., was kosend klingt: *s lēnə.*

Die decl. ist die gleiche wie im rheinfrk.[1] nom. und accus. sind nicht einmal durch den artikel unterschieden, sbbg. mslfrk. dagegen ist das der fall. genitive erhalten in zusammensetzungen: *noxpr̥slẹit* und in verbindungen mit *hande, leie: alr̥hant, alr̥lē;* ebenso sbbg. mslfrk. *Alərhelij'n* — *Alərheljən* (Verbász). der genit. wird häufig durch besitzverhältnis widergegeben: 1. dat. + pron. poss. 3 p. (auch mslfrk. sbbg. lothr. rip.), 2. umschreibung mit präp. *tsu;* das dürfte roman. einfluss sein: vlat. *ad,* frz. *à,* welcher dat. aus dem acc. entstand. auch els.-lothr.: 'heiraten zu jemand'. — wertvoll sind die pluralbildungen: 1. masculina: *n*-stämme bilden mit *r* und umlaut: mhd. *garte: kārtə* — *kẹrtr̥, grabe: krāve* — *krēvr̥;* dagegen mslfrk. ruwerisch: *gōᵃ(r)tn* — *gēᵃ(r)tn,* jaad: *gōᵃ(r)tn* — *gǭrtn.* mit uml. mhd. *vaden: fādm̥* — *fēdm,* saar: *fadəm* — *fedəm,* jaad. *feᵘdn* — *fǫden;* fisch: *fuš* — *fiš* auch rheinfrk. (lothr. pfälz.). die **neutra** bilden den plural hauptsächlich auf *-r, -ər.* ebenso Moselfranken, Siebenbürgen, Rheinfranken usw.; *kleit: klēt* — *klēdr,* olux. slux. *klẹ̄tʿ* — *klēdər,* sbbg. nösn. *klētʿ* — *klēdər; lant: lant* — *lenr,* ruw. sl. nl. *lant* — *lēndr,* jaad. *lōntʿ* — *lẹndər;* stark flectieren im plural: *(scâf) s šōf* — *tī šōf,* ruw. saar. *šōf* — *šōf,* ebenso sbbg. (nösn. jaad.). auf *r* flectieren aufserdem hier und dort die deminutiva auf *-χə(n)* und *-lχə(n).* die **feminina** bilden in der Verbászer mda. hauptsächlich mit *-ə* den plural. im mslfrk. und sbbg. dagegen wird hauptsächlich umlaut angewendet. dies ist also ein principieller unterschied, der entschieden in südlichere gegenden weist (Rheinfranken). *šnōk* — *šnōkə (snoke)* ist auch els., sbbg. nösn. *šnẹk* — *šnẹkn.* von bedeutung ist die pluralbildung der *nd*-stämme, wobei die chatt. salische lautregel *nd* > *nn. n* in kraft tritt: *hunt* — *hun, vant* — *ven.* sbbg. kennt dies nicht. so stellt sich die Verbászer mda. als eine rein chattische mda. dar. hinweisende fürwörter: *selər, selī, sel,* auch lothr.; *tər to, tī tō, tes tō, təm khint tō* ist pfälz., bis zur *d/t*-linie. *velər?, velī?, vel?* auch lothr. *wasfariχər* usw.: els. *wasferiχər:* lothr. *wasferenər.* statt der rückbezüglichen fürwörter wird *vo (wo)* und *vas (was)* gebraucht: *tẹr vo, tẹr was.* ebenso lothr. und rhfrk. part. perf. ist rhfrk. und lothr. ebenfalls gleich: *tə kšlā man, ə kšlānər man* (Verbász). adjectivsteigerung hier wie dort im superlat. *-št.* die flexion der verba weicht vollständig von der des mslfrk. und sbbg. ab, stimmt dagegen mit rheinfrk., auch lothr. überein. das geht besonders aus den ablautreihen hervor. die 2 pers. sing. präs. wird hier wie dort nur auf *-š* gebildet: *tū šteχš, tu haekš* usw. alles in allem eine wertvolle arbeit. —

[1] vgl. auch Hoffmann (Oberham-Rheinprov.) s. 44—50.

III heft. A szepesi felföld német nyelvjárása, irta Gréb Gyula. **Die deutsche mundart des Zipser Oberlandes.** von **Julius Gréb** 1906.

Die arbeit umfasst hauptsächlich den westen des oberlandes (sog. Garštvogeldialekt): Grofs-Schlagendorf, Neu- und Alt-Walddorf, wo die nhd. schriftsprache von geringstem einfluss war.

Die einwanderung der Zipser Sachsen geschah, wenn nicht gleichzeitig, so doch kurz im gefolge der Siebenbürger Sachsen.

In der hier behandelten mda. hat der magyarische accent keinen boden gefasst, trotzdem die Zipser schon stark magyarisch sind. das beweist, dass magy. *a* (= *ą*) in lehnwörtern nicht als dumpfes *ą*. sondern als reines *a* erscheint: magy. *talpas* fufssoldat > *talpaš* ungeschickter mensch, *fakó* falber > *fak* usw.; oder *bagó* > pl. *bago* kautabak. dagegen erscheint wgerm. *a* als *ǫ*, wie sbbg. *ą*, *ǫ* und mslfrk. *o*, *ǫ*. ausnahme nur magy. *gatya* > *gǫtχn*, ebenso sbbg. *pl.*

Eine sehr bedeutsame accentbeobachtung lässt sich an der Zipser mda. machen: ihr vocalischer farbenreichtum stirbt ab. wo wir im sbbg. noch wunderbare lebensvolle vocalaccorde, feine stimmodulationen usw. (dreiklänge)[2] hervorbringen, finden sich in der Zipser mda. nur noch die haupttonvocale, ohne begleitung von harmonischen nebentönen; vorwiegend einklänge und zweiklänge, höchst selten dreiklänge und niemals noch reichere accorde, wie sie das südsbbg. aufweist.

Man vergleiche zu diesem zwecke einmal Scheiners mda. der Siebenbürger Sachsen (Stuttgart 1895)[2] mit Grébs arbeit. (nebenbei sei gesagt, dass das nordsbbg. [nösn.] von den sbbg. mdaa. den Zipser Sachsen am nächsten stehn dürfte.)

Aus einer solchen vergleichung würde sich aufserdem ergeben, dass auch in diesen Zipser mdaa. dialektmischung vorliegt, die sich in erscheinungen ankündigt, wie: mhd. *u* > 1 *o*, 2 *u* (§ 54). ferner müste sich klären, weshalb nösn. in den in § 34 behandelten fällen für mhd. *ë* teils *ia*, teils *a*, teils *ę*, teils *ê*, teils *e*, teils *ī*, teils *ā* aufweist. sollten hier auch so viele dialektmischungen vorliegen? (beispiele: *stërben, sëlten, swëllen, lëbere, ębene, nëmen, lëcken)*. mslfrk. weicht bes. bei ndsbbg. *a*, *ā* < *ë* ab, ebenso sdsbbg.

Diese frage der dialektmischung ist überhaupt die schwierigste bei der einordnung irgend eines unserer ungarländischen (u. siebenbürgischen) dialekte im deutschen mutterlande.

Dass in diesen Zipser mdaa. aber würklich dialektmischung vorliegen muss, beweisen auch die consonanten; zb. das gleich-

[1] *(garšt* = mhd *gerste)*, welcher spottname wegen des *e* > *a*-wandels, ebenso wie *pǫtök* (mhd *pate* + slav. suff. *-ök)* wegen *a* > *ǫ* wichtig ist.

[2] vgl. Huss Zs f. d. mdaa. 5, 266 ff: Zu den palatalisierungserscheinungen in den (west-)fränkischen mdaa. (Siebenbürgisch); sowie Aus vgl lautl. der rumänischen dialekte und des Gascognisch-Pyrenäischen (§ 6—13) Vereinsarchiv f. sbbg. landeskunde 1910 und AScheiner Siebenbürgischer tonfall (Vereinsarchiv f. sbbg. landeskunde 1907).

zeitige vorkommen von *j* und *g* nebeneinander (§ 96): ähnlich im ndsbbg. (Jaad, Klein-Bistritz mit *g;* Nösen mit vorherschendem *j* neben *g);* südsbbg. hauptsächl. *g* (jod-gemeinden durchweg *j;* s. § 24 m. Vgl. ltl. siebbg. mslfrk.) usw.

In Ripuarien herschte zur zeit der auswanderung *g.* selbst im 'Marienlob', als dessen heimat Nörrenberg das Ahrtal feststellt, herscht *g* für *j*[1]. das verhältnis von $b > b$ und $b > p$ ist nicht ganz das gleiche wie im nösn. (nsbbg.) und mslfrk. schon nösn. weist häufigere entwicklung von $b > p$ gegenüber mslfrk. auf *(prątseln: brotselən; predullə: bredulјə, predullich; peis: beis* m. zuchteber; *peit: beit* (mhd. *biute)* usw. Zips sogar mhd. *bosch* > *poš* busch. wenn nun diese $b > p$ entwicklungen nach der auswanderung zu datieren sind, so müste eben nösn., ebenso wie die Zipser mda. südlicher als das mslfrk., etwa ins nordlothr. verlegt werden, welche ansicht ja Kisch für das nösn. bereits bei seiner besprechung des Follmannschen Wörterbuches der deutschlothringischen mdaa.[2] ausgesprochen hat.

Ich vermute aber hier wol richtiger einen alem.-bair. (österr.?) einschlag in dieser mda. denn wenn *p-* statt lautgerecht stets zu *f* zu werden, häufig als *tf* erscheint, so ist das ein beweis, dass es sich hier wol um die assimilierung einer mda. handelt, die *pf-* für *p-* hatte. und das ist auch klar. der *pf*-laut war dieser mfrk. mda. fremd. so assimilierte sie dann das tenuiselement des *pf*-lautes an die spirans *f,* die ich in m. Vgl. ltl. d. sbbg. mslfrk. rip usw. (§ 184) als labiodental charakterisiert habe. so konnte das tenuiselement naturgemäfs nur dentalcharakter annehmen, wodurch der merkwürdige *tf*-laut entstand.

Und nun die herkunftfrage. Scheiner[3] hat gegenüber Keintzel die verwantschaft mit den Siebenbürgern und ihre gemeinsame abstammung von den Mittelfranken spec. Moselfranken geleugnet. Gréb findet die gründe berechtigt und stellt daher eine kurze vergleichende untersuchung (p. 61—70) an, die ihn vom Kuhländchen und Oppaland gegen Glatz hinführt, von dort durch das nordschles. Neiderland, dann durch die Oberlausitz, Obersachsen, Erzgebirge, Vogtland und Ostfränkische, Nordtüringische und schliefslich wider bis zum Rhein hin. die untersuchung verläuft also resultatlos.

Ich für meine person halte diese frage nur vom standpunct der dialektmischung aus lösbar. denn wenn die mda. die ausnahmen der lautverschiebung *(dat, wat, dit, it, allet),* ja selbst die nicht aufweist, welche im südfrk. vorkommen *(dit, tuschen, satte, gesat),* so ist das keine einwendung gegen den sonstigen

[1] die jod-gemeinden müssen also südlicher anzusetzen sein. unsere nordsbbg. *g*-gemeinden Jaad und Klein-Bistritz sind demzufolge, genau so wie das südsbbg., auch nach ihrem übrigen charakter, rip.-eifl. von wichtigkeit ist, dass m. w. keine einzige ungarländische mda. so hoch hinauf weist. [2] Korrespbl. f. sbbg. landeskunde 1910, p. 7f. [3] Korrespbl. f. s. lkde. 19, 113—117.

mfrk. (mslfrk.) charakter der mda. diese lautverschiebung ist eben in diesen beispielen infolge der mischung mit einem obd. dialekt durchgedrungen. beobachten wir doch dies auch im sbbg. schon: *alləs* und *zwęšn* (nösn.)[1] neben *tęšn*. und *sętzn, setzən* ist allgemein mslfrk. sbbg. ebensowenig ist das fehlen der silbe *-en* in der 1 pers. s. präs. ind. eine einwendung, da der verlust dieser silbe schon rheinfrk. und nordlothr. anfängt, ja sogar mslfrk. *eχ braux*, ebenso sbbg. aufserdem kann diese durch obd. einfluss geschwunden sein, ebenso wie dadurch *hs* > *ks* (statt *ss*) wurde. gerade aus diesem letzteren grunde ist wol nicht an Ostfranken zu denken.

Mslfrk.-(rhfrk.?) ist dagegen inl. *f* > *b* in *swëvel* > *švābl̥*, indes *ë* > *a* darin nach Baiern hinweist. *bir, bṛ* (wir) ist genau so mslfrk. rheinfrk. (hess.) wie schles. (v. o. das *w* > *b* gebiet s. 22). und wenn *f* in *hof* als *p (hęup)* erscheint, so ist das kein anderes verhältnis, als bei Kl.-Bistritz zu nösn. (mslfrk.). mslfrk. ist ferner die behandlung des inl. *-tt-* in: *pętṛ* (bitter), *vatn* (wetten), *bradṛ* (bretter), *šodṛ* (schotter). *d* wird nicht viel öfter *t* als mslfrk. eben deshalb braucht man nur bis unterhalb der *d/t*-linie herabzugehn oder obd. (bair.) einfluss anzunehmen. *nd* > *nn* ist spec. mslfrk. lux. chatt. (salfrk.). ich glaube daher, es ist nicht notwendig, unter die *d/t*-linie herabzugehn, da dies auch wegen *b* > *p* nicht einmal notwendig ist (v. o. u. § 101). *p* für *f* im auslaut deutet eher mit dem Jaader und Klein-Bistritzischen nach dem nordmslfrk. nördl. der *p/f*-linie hin. und zwar meine ich das Eifelgebiet am Rhein, wo die *dr/tr (droschel* < *traošl)*-linie, *op/of (auf)*-linie zusammentreffen, wo das *w/b*-gebiet ligt, wo wir das neutrale *j/g*-gebiet haben, wo südl. die *f/b*-linie und *d/t*-linie vorbeiläuft, usw. kurz, es ist die gegend des Ahrtales, die auch für Jaad und Kl.-Bistritz in betracht kommen dürfte. selbstverständlich wird damit rechnung getragen, dass diese linien zur zeit der auswanderung vielleicht noch in näherem zusammenhang standen.

Was hiernach noch zweifelhaft ist, ist nur auf kosten (obd.) bair. einflusses zu setzen, was besonders durch die versetzung eines *d* vor vocalanlautende verben *(dṛtsîrn - erzürnen)* nahegelegt wird. die Zipser-mda. ist also eine nordmslfrk.-eifl.-rhfrk. mda. mit bair. einschlag. — zur formenlehre der arbeit ist wenig zu bemerken. wertvoll sind die leseproben am schluss.

IV heft: Az Isztiméri német nyelvjárás hangtana, irta Hajnal Márton. Lautlehre der Isztimérer deutschen mundart von **Martin Hajnal** 1906.

Der verf. starb wenige tage nach vollendung der arbeit. die herausgabe besorgte daher prof. Petz selbst.

Isztimér (komitat Stuhlweifsenburg) erscheint urkundlich zuerst in der form *Stemer (Sthemer, Ztemer)* 1439, das über *Estemer* > *Isztimér* wurde.

[1] einfluss der schriftsprache.

An den lautlichen bezeichnungen ist auszusetzen, dass *ń* in *kńâd (genâde)* ein gutturales *n* und *ŋ* < *nk*, *ng*, sowie < *gn* gleichzeitig palatales und gutturales *n* bezeichnet. ebenso *χ* gleichzeitig für den *ich-* und *ach*-laut. wertvoll sind die accentuntersuchungen (§ 13—16) im wort, satz, den einzelnen redeformen usw., sowie die feststellung der liaison: zb. *ęa riz* = 'er ist' (p. 14). *r*, das sonst in postvocaler stellung vocalisiert, bringt gewöhnlich tonbrechung vom helleren kopfstimmton zur dunkleren bruststimme hervor (s. u. § 12) und bleibt vor nachfolgendem vocal (vocalanlautendem wort) zur ausgleichung des hiatus erhalten. im österr.-bair. wird sogar ein solches *r* als hiatus-aufhebend durch analogie eingefügt und auch (wie oben) dem folgenden wort vorangestellt: *ąlz wia-ri* = 'als(so) wie ich'. genau so auch in Istimer: *kē-ri* = 'geh ich', *šau-ri* = 'schau ich' (p. 40 c).

Verdienstvoll ist die accentliche behandlung des vocalismus in zwei grofsen abschnitten: II. die geschichtliche entwicklung der accentuierten vocale (p. 17—34); III. unbetonte, accentuierte vocale in der mda. (34—39).

Zu erwähnen ist die schon oben gemachte beobachtung, dass postvocales *r* in betonter silbe stets umkippen des hauptstimmtons, sei dieser nun *a*, *e* (> *ę*), *ī* (> *ĭ*), *ë* (> *i*), *ü* (> *i*), *o* (> *a*), *u* (> *ų*), zu einem brustton *-ą*, also tiefe gutturale articulation des *r* bewirkt, wobei sein liquidencharakter verloren geht. es tritt also vocalisierung ein[1]. postvocales *l* dagegen hat bei palataler auflösung zu *i* stets stimmerhöhung zur folge: *e* + *l* > *œ*, *ī* (*ĭ*) + *l* > *ü* (*snel* > *šnœ*, *spilen* > *špün)* usw. diese eigenartige verschiedenheit des phonetischen lautwertes der beiden liquiden *r* und *l* ist nur den bair.-österr. mdaa. eigen. die fränk. mdaa. dagegen haben vollständig gleiche behandlung derselben. darum gehn sie in lateraler articulation dort auch so leicht ineinander über, hier nicht. dort stimmen die erscheinungen mit roman. lautgesetzen, hier nicht. — auch das postvocale gedeckte *n* erzeugt keinen vocalnasal, sondern bleibt rein orales *n* wie im bair.-österr. — die diphthongierung von *ī* > *ei* dürfte in der 2 hälfte des 12 jh.s im bair.-österr. schon weit verbreitet gewesen sein, da in dieser zeit in Baiern schon *wînes-deheines* gereimt wird. ebenso Heinr. vTürlein *zît-breit*. die auswanderung muss bald darauf erfolgt sein, vielleicht schon im 13 jh., denn sonst hätte das weiterschreiten der diphthongierung in *freidhof* (> *vrîthof)* (trotz der anlehnung an *freid-fröude), freiten (vrîten), fivneis (firnîs)*[2] nicht eintreten können. trotzdem will ich keinen schluss

[1] es handelt sich um tiefe gutturale articulation des *r*, was vocalisierung bedeutet. tritt dadurch vor folgendem vocal hiatus ein, so wird *r* noch einmal reconstruiert und als liquida hiatus-aufhebend zwischen das vocalisch-gutturale *r* = *ą* und den folgenden vocal eingeschoben. so ligt hier doppelte behandlung des *r* vor. [2] ursprünglich *fírnîs* betont. so wird *fírnîs* zuerst > *fírneis* und nachher erst trat vocalisierung des *r*



daraus ziehn. denn *û* gieng im bair. erst in der ersten hälfte des 13 jh.s in *ou* über und gegen ende des jh.s kämpft schon *au* mit *ou* (p. 30). in der Istimerer mda. erscheint *au* sogar noch weiter entwickelt als *ąu*, was allerdings nach der auswanderung geschehen ist, die aber hiernach nicht vor dem 14 jh. angesetzt werden kann.

Die behandlung der vocale in unbetonter silbe entspricht auch vollständig dem bair. das zeitwortpräfix *dər-* (= *er-*; p. 38, 9, vgl. o. s. 28) dürfte wol auch auf hiatusaufhebende weise durch herüberziehung des dentals von (*-d*) *-t-* auslautendem worte und vorsetzung desselben vor das präfix *er-* beruhen. es ist eine analoge erscheinung wie bei *r* (s. o.) und *n*. (mit *n* kommt sie auch in den fränk. mdaa. vor.) *n* (p. 41 d) ist wahrscheinlich als accus. m. zu fassen, das in den nominat. drang und vor vocalanlautenden wörtern erhalten blieb, bezw. hier vorgesetzt wurde: *năst* (ast), *nīgl̥* (igel) *(saunigel):* adj. gebr. gen. plur. *saun.*

Der consonantismus (p. 39—57) weist erst recht wider nach Baiern hin, und zwar nach Südostbaiern, möglichst an das österr. heran. *b* > *w* kommt auch in Wien vor: *Betty* > *Wetti*. Dies zeigt sich besonders auch bei den magy. lehnwörtern: *béres* > *wiąriš* ochsenknecht, *bojtár, bujtár* > *wụitār* schäferjunge, *robot* > *rowot* frohndienst, *bika* > *wikə* stier (p. 49). dagegen *w* > *b* (aber nur inlautend) in *šbeibn, šneibn*, österr. (Wien); istim. *tu špeipst, s šneipt (snîwan, spîwan).* dieser wandel mag vielleicht zeitlich mit dem des altbair. (*w-* > *b-* im anl.) im zusammenhang stehn. jedenfalls muss in dieser zeit (13/14 jh.) *w* und *b* ziemlich gleichwertig gewesen sein. jedenfalls gehört die mda. aber nicht in das eigentlich bair. hinein. österr.-bair. ist noch der wandel der media > tenuis; so auch in lehnwörtern *(gulyás > kulą̄š, betyár > pëtχār* usw). *b* > *p* war zur zeit der übernahme also noch möglich.

Auf grund dieser lautlichen momente stellt Hajnal als wahrscheinlichste heimat der mda. das nördlich der grenze Tirol/Baiern zwischen Isar und Lech liegende gebiet Südbaierns auf.

v heft: A Niczkyfalvai német nyelvjárás hangtana, irta dr Kräuter Ferencz. Lautlehre der Niczkyfalvaer (Niczkydorfer) deutschen mundart von dr **Franz Kräuter** 1907.

Niczkyfalva wurde mit dem sprachlich fast vollständig übereinstimmenden Bakóvár um 1484—87 gegründet. die einwanderer gehörten, wie die sterbeacten melden, dem nördlichen teile Lothringens an. in der mda. giengen dann Stuhlweifsenburger und Banater Deutsche, sowie Mährisch- und Böhmisch-Deutsche

ein, als der accent sich auf die 1 silbe zurückgezogen hatte: *firneis*. die entlehnung ins sbbg. muss also vor letztem vorgang stattgefunden haben (*firneis*), sonst hätten wir vielleicht *fineis*.

und Magyaren auf. ein deutliches bild ungarländischer colonisation des deutschtums.

Trotz allem hat sich die mda. ziemlich rein erhalten. am nächsten verwant ist ihr die Verbászer mda. (s. heft II). es ist schade, dass auch hier keine rhein.- oder wenigstens mslfrk. mda. zum vergleich herangezogen wurde.

Der hauptwert dieser arbeit ligt ebenfalls in den accentuntersuchungen (§ 33—34), sowie in der beobachtung, dass die unbetonten vocale andere veränderungen und wandlungen mitmachen als die betonten, wobei ein hauptgewicht selbstverständlich auf die suffixe, wortverbindungen usw. gelegt wird; zb. die 5 verschiedenen formen des *jâ* und *einmâl: jō, jo*[1], *i̯ia, ii̯ə, ja* — *ēml̥, əmōl, ēmōl, mol, ml̥.*

Svarabhakti ist im rheinfrk. mslfrk. lux. rip. und siebbg. genau so daheim, wie in der Niczkyfalvaer mda. *(ārəm, vārem, tweləf* usw.). Kräuter teilt diese quantitätsveränderungen mit Sievers in drei stufen ein, zb. *-mâl* >. 1. *-mōl*, 2. *-mol*, 3. *-ml̥*. svarabhakti ist auf der 2 stufe zu behandeln. infolge der starken logischen accentverstärkung, die im rhfrk. und lothr. daheim ist, werden die endungen (suffixe, bildungssilben) verkürzt. es fallen die auslaute darin häufig ab: *iχ lēp,* imperat. *es* (ss); *ređə, finə* (reden, finden); oder es tritt synkope ein: *retšt, krōsr̥* usw. dagegen hat sich das pronominalsuffix *-iu* im adj. noch ziemlich volltonig erhalten, zum mindesten ist die kopfstimmlage nicht verloren gegangen: *ti krōsi velt, šēni tseit*[3]. ebenso blieb das hauptwort bildende suffix *-î* ahd. (mhd. *-e*) infolge der unveränderten kopfstimmlage erhalten: *sęiri* säure, *prēđi* breite; ebenso rhfrk. ferner zeigt sich genau die gleiche erscheinung bei zusammengesetzten wörtern, hier wie dort: *fortl̥ (vor-teil)* — mslfrk.-sbbg. *vortel* kunstgriff, *lęimət (linwât)* — mslfrk. *laēmət,* sbbg. *leimət*, *erpir (ertber,* ahd. *ertberi)* [mslfrk. *êrpər,* sbbg. *'arpər*]. diese verraten entgegengesetzte behandlung, als die suffixe *-iu, -î* > *i;* aber das resultat ist das gleiche. Dort wird es durch herabsetzung der kopfstimmlage, hier durch erhöhung derselben erreicht. das ist nur dadurch möglich, dass hier nicht unbetonter vocal vorligt, sondern derselbe nebenton trägt (1 > 2 stufe), wodurch er noch eine deutliche klangfarbe bewahren konnte. — die präfixe *(ge-* usw.) werden ebenso behandelt wie im rheinfränkischen.

Die consonanten (§ 43 ff): die liquida *l* wird als stark vocalisch angegeben; *r* als 'gerollt'. das sind erscheinungen die die mda. mit allen westfränk. mdaa. teilt[2]. unrichtig ist die be-

[1] falsch bei Holzträger (Syntakt. function der wortformen im nösn. 1911) p. 21, (491). Kisch Wb. 50 hat entschieden recht. denn wenn *jo* da auch formwort ist, so ist es ursprünglich doch bejahungswort, das zum formwort wurde. — [2] vgl. darüber §§ 351—451 in RHufs Vgl. ltl. des sbbg. mslfrk. rip. usw. usw. [3] falsch *tes klēni khint* (21), *klēni* nicht < *kleiniu.*

hauptung, dass die mischung von palataler oder velarer *g*-articulation mit der von *w* palatales *n* (vor vocalen mit vorderer zungenstellung) ergebe (§ 43). das hat mit einer palatalen oder velaren *g*-articulation nicht das mindeste zu tun, sondern *n* macht selbst diese palatalisierung und gutturalisierung durch[1]. Kräuter verfällt diesem irrtum, weil er nicht an entwicklung denkt, sondern ihm magy. *ny (-nj-)* und *ng* vorschweben. dass der palatale *t'*-laut in *kat'əhos, pet'ar* (*gatya, betyár)* auf magy. *ty* beruht, ist klar, warum aber *khumət'ant* auf *komédias* zurückgeführt wird, ist unbegreiflich. (frz. *comédien*), hd. *komödiant* muss bei den accentverhältnissen dieser mda. unbedingt eine form mit *dį > tį > t'* ergeben. es ligt also kein magy. einfluss hier vor. die bemerkung, dass das schriftsprachl. 'komödiant' auch heute noch mit *dį* gesprochen werde, beweist gar nichts, denn magy. *komédiás* liefert zu *t'* nicht einmal die *dį*-articulation (cf. *adieu > at'ê*).

Beizustimmen ist Kräuter aber, wenn er bestreitet, dass *tir (ihr)* durch beeinflussung vom dativ *dir* her entstanden sei, wie Behaghel (Grundriss 775) will. analogie von *mir* ist deutlicher: *hamr̥* (haben wir) : *mr̥, mir* = *hatr̥* : *tr̥, tīr*. gegen diese proportion ist kaum etwas einzuwenden. ebenso bestreitet Kräuter mit recht Lessiaks ansicht, dass *dös* durch verdoppelung des auslaut-*t* in *habet* und herübernahme des zweiten stattgefunden habe. er schliefst vielmehr richtiger auf sandhierscheinung: *habet-ez > (habe)-tez*, wie auch *habet-ir > (habe)-tir*. bei *dös* : *tez* kann auch die analogie des demonstrativpron. mitgewürkt haben. die art der versetzung von *d-* vor vocalanlautende wörter (verben) ist übrigens typisch im bair.-österr. (vgl. o. s. 28). es scheint dies also bair.-österr. einschlag zu sein.

Eigenartig ist, dass wir in dieser mda. eine dem mslfrk.-rip. und den siebbg. mdaa. entgegengesetzte lautwandlungstendenz von *rl > dl* constatieren müssen: ahd. *farhel, farel* ferkel (lit. *parszas*, lat. *porcus*, gr. *πόρκος*) > *fādl̥*, genau so wie in Wien: *fa$^{(r)}$dl*. also auch hier übereinstimmung mit dem österreichischen.

Die tenues-explosivae (*p, t, k*) sind vor vocalen aspiriert; am wenigsten *t* (nur in einigen fällen). dies legt nahe, die mda. hart an die *p/pf*-linie heran zu verlegen. das rhfrk., ja auch mslfrk. (von Oberham-Rheinprovinz)[2] stimmt hier überein. es ist wol falsch zu sagen, dass mhd. *pf > ph* (vor vocalen) werde (s. § 72, 3). es handelt sich hier um germ. *p*, das aspirierte, und nicht um *pf > ph*. eine solche rückentwicklung wäre kaum denkbar. aufserdem ist das schon deshalb nicht möglich, weil durch den bair.-österr. einfluss ja eigentlich *pf* zur geltung hätte kommen müssen.

[1] ebenda § 256—319 u. Zs. f. d. mdaa. 1910. RHufs Zu den palatalisierungserscheinungen in den (west-)fränkischen mdaa.

[2] Karl Hoffmann Die mda. v. Oberham-Rheinprovinz, Metz 1900. ebenso in Siebenbürgen (Nordsiebenbürgen bes.!).

indes gieng dasselbe als schwächeres moment in dem rheinfrk. (msfrk.) charakter der mda. auf und begünstigte höchstens *p* > *ph*.

Diese ansicht allein kann mit der in § 70 vertretenen ansicht Schmidts in einklang gebracht werden, dass intervoc. *v* oder *v* zwischen liquida und vocal, oder zwei liquiden (für mhd. *b*) die directe fortsetzung des germ. *ƀ* und nicht über mhd. *b* entstanden sei. — *nd* > *nn* ist salfrk.-chatt., also mslfrk.-rhfrk. lautgesetz, was unsere ansicht wider bedeutend stützt.

Ganz falsch ist in § 80 die aufstellung eines wandels *h* > *p* in *slêp (slehe)* und *tsêp (zehe)*. beide sind aus selbständigen labialformen zu erklären. (über solche labialen und gutturalen parallelformen haben schon Zupitza ua. gehandelt.) *slêp* gehört zu ndld. *sleeuw* herb, sauer, agls. *slaw*, engl. *slow*, aslow. *sliwa*, lit. *slywas* (magy. *szilva*) pflaume; ebenso *tsêp* zu schweiz., mrhein. *zêb*, *zêbe*, fränk. henneb. *zêwe*, thüring. *zîwe*.

Aufserst lehrreich sind die lehnwörter aus dem magy. und rumän. (p. 42—44). sie werden genau so behandelt, wie die franz. lehnwörter, die aus der heimat mitgebracht wurden; es werden die mediae zu tenues, die tenues häufig vor vocalen auch aspiriert (zb. frz. *collègue* > *khulēgr̥*). von bedeutung ist, dass media vor liquida erhalten bleibt, oder tenuis stimmhaft wird: frz. *allègre* > *alēgr̥* lebhaft, magy. *csónak* > *tšināgl* kahn, sbbg. nom. *tšinakəl*. die infinitivendung *-īrə* in *kaštīrə* gastieren, *luštīrə* lustieren hält Kräuter mit unrecht für französisch. es dürfte eher lat. *-ire* sein. schon wegen der quantität und des ausl. *e*. aufserdem ist diese endung in fast allen deutschen mdaa. daheim. Kräuter hält die mda.[1] mit recht für rhfrk., spec. pfälzisch. doch sind gewis auch hier österr.-bair. elemente aufgegangen; allerdings in geringerem mafs, als sonst.

VI heft. A kalaznói német nyelvjárás hangtana, irta Schäfer Illés. Lautlehre der Kalaznóer deutschen mundart[2] von **Elias Schäfer** 1908.

Schon die lautphysiologischen angaben weisen nach dem rheinfränk. hin. unrichtig dürfte die beurteilung von intervoc. ahd. *sc* > mhd. *sch* als geminata *šš*, oder ahd. *hh* als geminata *χχ* sein (§ 22 anm.). es handelt sich hier um längung des consonanten, welche längung in der mda. auf den vorhergehenden vocal übergeht. das gleiche verhältnis beobachten wir zwischen

[1] auf grund der arbeit von Georg Heeger Der dialekt der Südost-Pfalz. (Landauer gymn. progr. 1895/6).

[2] über die gründung von Kalaznó berichtet Czoernig in seiner Ethnographie der österreichischen monarchie (III. bd 8): graf Florimund Claudius Mercy von Argenteau berief (1720—30) viele deutsche colonisten aus Württemberg, Hessen, Nassau und der Rheinpfalz in das Tolnaer und Baranyer komitat. — mit geringen abweichungen stimmen die mdaa. von Varsád, Klein-Tormás, Ober-Nána, Kély, Murga und Gyönk mit der Kalaznóer überein.

nsbbg. und ssbbg. ssbbg. *šes̥/n* : nsbbg. *šâis/n,* ssbbg. *rof̥/n* : nsbbg. *râf/n (schiezen, ruofen).*

Der *a* > *e*-umlaut ist gut rheinfrk.-mslfrk. er beginnt schon im südmslfrk. in der mda. von Oberham-Rheinprovinz (Hoffmann p. 38, § 7). in den sbbg. mdaa. (nsbbg.) dagegen noch *a,* was darauf deutet, dass zur zeit der auswanderung der Nord-Siebenbürger noch *a* herschte. nmslfrk. ist seither *æ* (= *ä*) durchgedrungen. südlicher, in der Pfalz usw. dagegen ist *æ* > *e* geworden. und dorthin weist dieses lautmoment. für die südlichere heimat sprechen daher auch die umlaute *ærvət (arebeit), ærves (arwiz), êments (ambeize* mit nasalinfigierung): gegenüber mslfrk. ssbbg. (lothr.) *ârbət* (nösn. *ᵘarbət), ôməs, omməs, ûməs* (n. *ômpəs),* mslfrk. allerdings *ærbes,* doch auch *ierbəs* (westerw) und *ârwəs* (nsbbg. *ârbəs).* oder der '*sch*-umlaut' in *ȩš (asche, esche),* nssbg. *âš,* mslfrk. *oesch* (eifl. *aisch); vȩsə* ebenso Oberh.-Rhpr. *(waschen, weschen),* mslfrk. *woeschen,* ssbbg. *wêschen,* eifl. *waischen,* nsbbg. *wâšn.* man sieht, der umlaut beginnt jetzt erst in der eifel sich zu vollziehen. dadurch wird umso begreiflicher, dass zur zeit der auswanderung der Nordsiebenbürger noch *a* galt. — *i* > *u* in *šunkə (schinke),* ebenso rhfrk., *šunk* mslfrk. lux. (sauer) nsbbg. (mslfrk. auch *šonk); vuntsiχ* (spätmhd. *winzic),* schwäb.-alem.-hess. *wunzig,* mslfrk. *bunziχ, wunziχ,* nsbbg. *bunziχ.* — *u* > *a*: in *varm, tarn, varf, varšt, taršt* usw. dieser wandel fand wahrscheinlich über *o* statt. beachte ssbbg. *torn,* das aber Kisch als ndld.[1] angibt (holl. *toren* turm, agls. *torr*); [*(wurst)*: ndld. *worst,* ndld.-engl. *worm,* mndld, ndld. *dorst,* ndld. *wortel* usw.] die möglichkeit dieser *o*-mittelstufe wird schon durch *buter* > *potr̥, zucker* > *tsokr̥, pulver* > *polvr̥, suppe* > *sop* nahegelegt. nsbbg. hier stets der dumpfere vocal *ǫ, ạ.* in diesen letzten beispielen erklärt sich *o* umso eher, als es in gedeckter stellung ist und besonders durch labial gebannt zu sein scheint, indes nachfolgende liquida dem dynam. accent freien spielraum für *o* > *a* (§ 43) gestattet.

Auf bair.-alem. einfluss deutet *ei* > *ā: kās* (österr. *gās), iχ vās, hās, klāt, prāt, hām, mānə, klā˜, pā˜* (cf. *Paniglgasse* in Wien, Beinhügelg.). *ei* > *āi* dagegen ist rhfrk.-mslfrk. sbbg. (nösn.) ist der grundvocal *ā* nur um eine stufe tiefer: *āi.* doch gibt es auch hier abweichungen: *ei* > *ê (blêχn, wêχ, dêχ-teic, êjən-eigen).* mslfrk. (Oberh.-Rheinpr.) *œ̂: œ̂t (eit), œ̂jən, œ̂dəm (eidem;* nösn. *êdn), œ̂n (ein).* — *ou* wird in der Kalaznoer mda. in der regel zu *ā;* sbbg. (nsbbg.-nösn.) dagegen zu *â (frâ, dâ = tou), ô (dôf = touf), û (lûfn = loufen), öu* > *ê (štêbm = stöuben).* ebenso mslfrk., nur *lôfen,* wie nsbbg. in Passbusch. Kalaznó

[1] dennoch ist möglich, dass hier die zwischenstufe erhalten blieb. ferner ist zu beachten: afrz. *torn* (nom. torz), wie *jorn* (nom. jorz). cf. Baist in Gröbers zeitschr. 18, 280.

wird also wider nicht zum mslfrk. gezählt werden können, sondern muss südlicher (rhfrk.) angesetzt werden. mslfrk. scheinen diese variationen auch auf dialektmischung zu beruhen.

Anderseits stellt sich ähnliches in der Kalaznóer mda. dar: *öu (> ou) > â* : *râvr̥ (röuber)*, *ệ* : *khêfr̥ (köufer)*, *ā*ⁱ : *hā*ⁱ *(höu)*, *a* : *štraə (ströuwen)*. sbbg. (nösn.) dafür *ê*, *ệ*, *ậ*ⁱ, *â*ⁱ in *lẹ̄fr (löufer)*, *ī* : *līfər*. mslfrk. (Oberh.-Rhprz): *æ̂* = umlaut von *â*.

Consonantismus: die behandlung des ausl. *n* deutet auf frz. einfluss hin. *n* geht, wie im mslfrk.-lux., in einen velarnasal über, wozu heute noch das ssbbg. (und rip.; letzteres insbesondere die fortsetzenden gutturalentwicklungsstufen) die palatalen entwicklungsstufen aufweist. hierauf teilt sich dieser velarnasal vollständig dem vorhergehenden vocal mit, der dadurch gelängt wird: *lō̃ (lôn)*, *krī̃ (grüene)* usw. nsbbg. ist im nösn. bereits denasalierung eingetreten, sonst aber starker velarnasalvocal (zb. Lechnitz, Wallendorf, Pintak): *lû*, *gəmê (gəmâ*ᵉ, *grâ*ⁱ*)* usw.

Zu beachten ist die behandlung des *b*, das im anlaut zu *p*, im inlaut zu *v* wird (intervoc. und zwischen voc. und liq.). die inlautbehandlung stimmt mit dem südl. westmfrk. überein. anlaut *b- > p-* dagegen deutet noch südlicher; Württemberg könnte hier in frage kommen, wie ja auch die urkunden beweisen. Kisch und Scheiner (s. Mda. d. Sbbg. Sachsen p. 166) führen nss. *b* in *knibl*, *huəbər*, *štiərbm (knübel, haber, sterben)* auf spirans zurück. ich glaube, dass dies *b* auf germ. *ƀ* zurückgeht, genau so wie das *v* in der Kalaznóer mda. (vgl. o. s. 14), das im verhältnis zum auswanderungsgebiet (zeit 1720/30) ursprünglich sein kann. ssbbg. mslfrk. (rhfrk.) rip. ndfrk. *w (v)* gehn ebenfalls auf *ƀ*, nicht auf *b* zurück. — über *p > ph* vgl. o. s 32. für *d > t* und *g > k* gilt das gleiche, wie für *b > p*. die mda. ist auch südl. der media/tenuis-linien anzusetzen. dass intervoc. *t > đ* wird, stützt wider die ansicht, dass *(ƀ) b > w* wandel vorligt, nicht umgekehrt *(rîten > raiđə, beten > pēđe)*. die ausnahmsweise auftretenden *j* für *g*: *jẹ̄rn (gëren)*, *jærjetộk* Georgentag, *hanjær* Johann-Georg deuten vielleicht in das oben (s. 38) angeführte neutrale *j/g*-gebiet. eigentlich ist *b > w* und *g > j* ripuarisch. *j > g* dagegen, und erst recht *j > k > kh* in *khantštrauvl* (johannistraubl) fordert localisierung südl. der *j/k*-linie, also südl. des Eifelrückens. *p* für *pf* bestimmt dann wider die untere grenze.

Das resultat kann also nur ein auf mischdialekt lautendes sein, der sich in Ungarn selbst gebildet und an den mdaa. aus Moselfranken, Hessen, Nassau, Rheinpfalz, Württemberg beteiligt sind. Schäfer kommt zu dem gleichen ergebnis.

VII heft. A Dobsinai német nyelvjárás, irta dr Mráz Gusztáv. Die Dobschauer deutsche mundart von dr **Gustav Mraz** 1909.

Dobschau, in der mda. *topšɒ* ist wol zusammen mit den übrigen Zipser städten im 12/13 jh. entstanden. Mráz vermutet (das nebenbei!) in der mda. noch ganz geringe spuren der zu Römerzeiten sesshaften Quaden. doch ist das bisher nicht nachweisbar gewesen.

Wertvoll sind die accentuntersuchungen sowie die beobachtungen über den physiologischen und phonetischen wert (qualität und quantität) der laute. die anwendung der accentuntersuchungen auf die magy. lehnwörter ergibt die gleichen resultate wie im sbbg. drei accentstufen im gleichen verhältnis; zb. *žăndắr* (magy. *zsandár*, betont ◡́ –̀), *hŭṣắr* (magy. *huszár*) (◡́ –̀).

Lautlehre: es ist nicht angängig, wörter einer lautregel zu unterstellen, deren etymologie man nicht angibt: (p. 25, § 62) *nafkaen* sagt man von weinenden kindern (grundwort?), *rabunts(?)* ameise, *kakḷn* wenn das kind mit feuer spielt, *šlapaən* ungeschickt auf etwas drauftreten usw. ganz falsch ist die ableitung von *ātslọx* 'kanalöffnung'. *atz*, worauf *ats-* zurückgeführt wird, bedeutet hier gar nichts (*atz* mhd. ist 'speise', *atzen* 'speisen'). *āts-* ist gen. zu *āt-*, ndrh. *ād* f. 'kanal, durch den das gossenwasser abgeführt wird' (s. Hufs Unser Egerland 14, s. 5 und Kisch Korrespbl. f. sbbg. ldskde. XXXVII, 21) und gehört mit mhd. *âder*, ahd. *âdara*, aschwed. *aþra*, anord. *ǽdr* (*r* ist nominativzeichen) zu vorgerm. *ét-*, gr. *ἦτορ*, *ἦτρον*. *ātslox* ist also 'canalloch'.

In § 63 ist die klangfarbe des magy. *a* (= *ą*) in der regel: 'fremdwörter haben das *a* meist bewahrt', nicht beachtet worden. magy. *a* (= *ą*) > *a*! das ist von wichtigkeit für den nachweis, dass in der mda. magyarischer accent nicht im mindesten platz gegriffen hat.

§ 72 fehlen wider die etymologieen zu *gɒštẹg* 'diele, über die man ins bergwerk geht' (zu *stange?*), *greš* 'alter, untätiger mensch', *pletš* 'schlag', *pẹltš* 'art gebackener mehlspeise', *šōfgɒpẹrpḷ* 'schafmist', *lepərn* 'hastig fressen' usw. die regel hiefür lautet, dass mhd. *e* erhalten bleibe. indes ligt nicht einmal überall *e* zu grunde: *stange (gestenge)*, *grîs*, *blatzen (blatz* schlag, so sbbg. *plâtš*, mslfrk. seither umgelautet *plǽtš)*, sbbg. *bⁱaltšn* (nösn. entspricht *ⁱa* mhd. *e*), lat. *lapere(?)*, nösn. *lepərn* refl. 'sich häufen'.

Ähnlich bei *i* (§ 80): *nigaen(?)* 'mit stumpfem messer schneiden'; *grimḷn* 'brotkrumen machen' ist hier falsch angewendet, denn es ligt *u*, nicht *i* zu grunde: lat. *grumulus*, dem. zu *grumus*, it. span. port. rum. *grum*, frz. *se grumeler* 'sich klumpen' (roman. lehnwort, s. Kisch Wb. 97), ndd. *krûme*, ndld. *kruim* (s. Hufs Vgl. ltl. sbbg.-mslfrk. rip.); *šniks* 'maul' gehört wol gewis mit *schnute*, *schnautze* zu mhd. *sniutzen* (ndld. *snuit* schnauze). die germ. wurzel ist *snut*, und mhd. ligt *iu* zu grunde, nicht *i*! usw. usw.

§ 82 die gleiche ungenauigkeit (regel: vor *r* diphthongisiert *i* des öftern): *štiadḷn* stofsen, stöbern, sticheln; *kiapḷ* grofser

riemenschuh, *niak[n* knurren, quäken (von kindern beim weinen). *štiad[n* ist vielleicht mit *stirede* Widder zur wurzel *stër* zu ziehen (*stër* = Widder) usw.

Bei *o* und *u* ist die gleiche einwendung zu machen: *kotš* 'fasche, womit bäuerinnen ihre säuglinge an sich befestigen', *tsūkotšn* zudecken. sbbg. (nösn.) *kutš* 'windel', mslfrk. eifl. *kutš* f. kinderbettchen, ist frz. *couche*, zu lat. *collocare*. also ligt afrz. *ou* zu grunde (Huss Vgl. lautl. sbbg. mslfrk. rip. usw. § 130. 147. 170. 406). *moltbuam* ist mhd. *moltwurm*, nicht *moltwerf!* Mráz selbst stellt die regeln dafür auf § 87. 138. 190. (vgl. oben die *r*-würkung nach vocal: brechung der kopfstimme zur bruststimme, in der *r* vocalisch aufgeht: *boa* 'war'; vgl. aufserdem Hufs Vgl. lautl. § 431—32. 434—35. 438—39.)

In § 97 (unten) dürfte *tšuk* (dem. *tšikl*) 'penis' genau so auf die *a*-form mhd. *zagel* zu verweisen sein, wie *klufti* auf mhd. *klâfter* (ahd. *klâftra*, got. *klêftra*, ags. *clipan*, engl. *to clip* umarmen; nur schweiz. *χlupfel* 'arm voll heu'; germ. $\sqrt{}$*klēp*, lit. *glēpti*; ebenso wird für *zagel e* durch *zegel* 'helmbusch', *zegelen* 'einem einen zegel machen' nahegelegt). *fukš`* 'coire' setzt wie *šniks* (s. o.) eine *t* > *ts* = *tz*-form voraus: *futz`*. und das geht auf mhd. *votze*, *futze* zurück. es ligt also ursprünglich *o*, nicht *u* zu grunde.

gvpaet gebäude kann nie mhd. *gebiuwe* (§ 104) sein, sondern **gebiude*; *gebiuwe* bezeichnet mehr das 'bauen'. *pu-tichtn* (§ 128) war mit mhd. *betihten* (dictare) zu belegen, nicht mit *bedenken*.

Der raum ist zu beschränkt, um all diesen fehlern nachzugehn. wertvoll ist in der arbeit, dass Mráz die nebensilben (vor- und endsilben § 128/9, vocale und consonanten) lautentwicklungsmäfsig behandelt.

Consonantismus: der *l* > *r*-wandel (ebenso in Leibitz und dem Zipser oberland) weist nach Westmittelfranken hin. die mouillierende würkung des *r* wurde von mir (Vgl. lautl. sbbg.-mslfrk. rip. §§ 420. 423. 428. 433. 436) behandelt. die Dobschauer mda. stimmt vollständig hierher: *piašt* (nösn. *biə(ž)št*, lux.-mslfrk. seither *bîšt*), *meažər* (nösn. *mê(ř)žəl*) nhd. 'bürste, mörser'. ebenso was die gutturalisierung und vocalisierung des *r* betrifft, (s. m Vgl. lautl. usw. § 421. 424. 431. 434. 436. 439. 440—48). Dobschau pl. *eabm* (*erben*), *goatn* (*garte*). genau die gleichen erscheinungen für *r* in gedeckter postvocaler stellung im mslfrk.-lux. rip. und sbbg.

Falsch beurteilt Mráz (§ 140) die erscheinung des *n*-schwundes in *štēməts* (steinmetze), *ēmol* (einmal), *grūmert* (gruonmât). es ligt nicht assimilation vor (*n* > *m* vor lab.) wie in *fembv* (fünfe), *baəmpərχən* (weinber-χen); zu dieser ansicht kann nur falsche silbentrennung verleiten. *n* schwindet vielmehr im silbenauslaut über velarnasalisierung des vorhergehnden vocals und spätere

denasalierung (darüber s. m. Vgl. lautlehre usw. § 280—89 und Zs. f. d. mdaa. 1910).

Nur die behandlung des dentals *(t, d)* vor *l* stimmt mit sbbg. nicht. dagegen mit mslfrk., welches den dental bewahrt. hunsrückisch wandelt ihn wie sbbg. zu *r*.

b > *p* verlangte ein gebiet südl. der *b/p*-linien, falls nicht obd. (bair.-österr.) dialektmischung angenommen werden darf. von bedeutung ist nämlich, dass magy. *b* in lehnwörtern erhalten bleibt: *betχār (betyár), bajūs̀ (bajusz)* schnurbart. in *br*-verbindungen bleibt *b* ebenfalls, wie mslfrk.-rhfrk. stimmhaft. ebenso stimmt die behandlung von *d* mit mslfrk. überein. *d* > *t* ist nicht durchgedrungen (§ 147). *ntb* > *mp* wie sbbg.-lux., mslfrk., rhfrk. usw. die behandlung von *nd, nt* dagegen löst die mda. vom chatt. und salfrk. (lux., mslfrk., sbbg.) los (s. m. Vgl. lautlehre § 92—94. 320—21. 327—33), wo *nd* > *nn* stattfindet. es könnte in *tsẹndn̥, gʋfọndn̥* wandel über palat. *ñd* > gutt. *ŋd* (wie sdsbbg.) und nachhrige develarisierung vorliegen (*ẹ* und *ọ* sprechen sehr dafür). cf. rip. und eifelisch.

In der behandlung des *j* stimmt die mda. mit dem nsbbg. überein. auch *g* erscheint häufig, besonders vor mhd. *ë* (und *i*), als *j*. wir haben also wider an ein *j/g*-gebiet zu denken, denn zur zeit der auswanderung galt in Rip. *g*, weshalb ssbbg. dorthin stimmt, indes die jodgemeinden mslfrk. sein müssen. *f* und *ch* stimmen auch mit mslfrk. *d* > *t* in pl. *teχər* aber weist auf einfluss eines südl. der *d/t*-linie liegenden dialektes.

w > *b* ist ein moment, das streng (im 13 jh.) nach Baiern weist. aber da im rhfrk. (gebiet Sinzig-Coblenz, Kochem, Seifen, s. o. s. 22) heute noch *w* > *b* gilt (in wer, was, wem, wie, wo), so ist vielleicht anzunehmen, dass *w* > *b* im 13/14 jh. bis in diese gegenden galt. es ist von bedeutung, dass die Dobschauer mda. dies moment nur mit der Metzenseifner (heft I) und der Szomolnokhuter mda. teilt, indes das Zipser Oberland und Leibitz, die mit der Dobschauer mda. auf das innigste verwant sind, dies nicht aufweisen. es scheint dies ein principielles unterscheidungsmerkmal zwischen mslfrk. und rheinfrk. in der zeit der auswanderung gewesen zu sein. ebenso wäre auch *b* > *b* in der mda. als solches aufzufassen.

Somit lichtet sich von hier aus mit einem male die gröste schwierigkeit.

Diese mda. ist rheinfrk. sollte ein bair.-alem. einschlag darin aufgegangen sein, so fiele *w* > *b* nur mit dem charakter der mda. erst recht zusammen. einzig und allein kann als streng obd. (bair.-alem.? österr.?) einschlag bezeichnet werden *pf* > *tf* (s. o. s. 27), das aber in dieser mda. viel seltener vorkommt, als in der Leibitzer und im Zipser oberland, wo der obd. (bair.-österr.) einschlag einen gröſseren procentsatz abgegeben haben muss, als hier.

Es wäre zu wünschen, dass die behandlung der spec. ungarländisch-deutschen mundarten noch regsame fortschritte zeitigte und dass noch mehr gewicht auf die vergleichung und einordnung gelegt werde. insbesondere müsten die siebenbürgisch-deutschen mdaa. ebenfalls herangezogen werden. denn manches dunkel wird sich nur von hier aus zerstreuen lassen. und wenn ich schliefslich die anlage eines ungarländisch-siebenbürgisch-deutschen sprachatlas als wünschenswert hinstelle, so betone ich, dass derselbe eine andere anlage (namentlich für Ungarn) erhalten müste, als dies gewöhnlich bei sprachatlanten der fall ist. er soll ein deutliches bild sein für die einzelnen momente der dialektmischung in den einzelnen mdaa. und deren resultate. dies wäre für die germ. sprachwissenschaft von grofser bedeutung.

Klausenburg. **Rich. Huss.**

Die anwendung der beiwörter in den mhd. epen von Ortnit und Wolfdietrich von **Waldemar Lehnerdt.** [Germanistische abhandlungen, herausgegeben von FVogt, h. 36.] Breslau, Marcus, 1910. XII und 250. — 8 m.

Während andere arbeiten dieser art nur ein gedicht oder einen dichter behandeln (so die von Pope Gottfrieds Tristan, die von Riemer die werke Wolframs — allerdings im vergleich mit Gottfried und den Nibelungen), wider andere sich mit gruppen von dichtungen beschäftigen, die nicht durch den inhalt verbunden sind (so die Lackners mit den deutschen dichtungen des 12 jh.s, die Hawels aufser mit den Ortnit- und Wolfdietrichsepen noch mit den Nibelungen, der Kudrun und Alpharts tod), hat L. seine wahl so getroffen, dass er an demselben, aber von mehreren dichtern nacheinander bearbeiteten stoffe die entwickelung zeigen kann, 'wie im laufe der zeit gewisse beiwörter an häufigkeit, stellung, bedeutung und stilistischer anwendung sich verändern und dadurch den betr. dichtungen ein besonderes gepräge verleihen' (s. 1). er hat dabei nicht nur, wie er selbst hervorhebt, den 'gebrauch im Rother, Salman und Morolf und den Nibelungen zum vergleich fast stets herangezogen', sondern auch, die untersuchungen anderer forscher emsig ausnutzend und eigene beobachtungen anfügend, die werke der mhd. epiker der blütezeit sowie mancher epigonen, so besonders Wirnts und Konrads von Würzburg, ja gelegentlich auch Walther (s. 50) und Neidhart (s. 16) berücksichtigt. die litteraturgeschichtlichen ergebnisse, die er kurz und mit woltuender schlichtheit s. 168 bis 180 zusammenstellt, bestätigen in erfreulicher weise eindeutig die ansichten der herausgeber, dass Wolfdietrich A 506—606 von einem anderen verfasser herrühren als der anfang dieses gedichtes, und dass vom Wolfdietrich B nur 1—530 dem originale

entsprechen, während 531—932 ein minderwertiger auszug der vorlage sind; soweit der Wolfdietrich D mit B genauer verglichen werden kann, unterscheidet er sich zwar 'nicht so sehr durch den stilistischen gebrauch der beiwörter', jedoch 'übertrifft er die ältere dichtung durch gröfsere mannigfaltigkeit der epitheta und die häufigkeit ihrer anwendung'. für die brauchbarkeit der methode spricht ferner, dass der alte druck des Heldenbuches, von dem gröfsere unterschiede wegen des inzwischen geänderten wortschatzes und der durchführung des cäsurreimes im voraus zu erwarten waren, solche auch würklich in besonderem grade aufweist. es fällt daher ins gewicht, wenn sich der verf. in der frage, ob Ortnit und Wolfdietrich A von demselben dichter verfasst sind, oder (wofür sich Amelung schliefslich entschied) letzteres gedicht das werk eines geschickten nachahmers sei, berechtigt fühlt festzustellen, dass nach seinen beobachtungen 'kein grund vorligt, dem Ortnitdichter nicht auch den Wolfdietrich A zuzuschreiben'.

Mehr als ein viertel des buches (s. 181—248) nimmt trotz sparsamerem druck eine 'tabelle sämtlicher beiwörter' ein. sie legt alphabetisch geordnet das ganze material vor, ermöglicht es also, das rein statistische nachzuprüfen und auch noch andere epitheta zu schlüssen heranzuziehen, als L. im 'historischen' teile seiner arbeit eingehender untersucht hat. die tabelle sondert attributiven, substantivischen und prädicativen gebrauch, in ersterem falle stellung vor oder nach dem substantiv, gibt die hauptwörter an, denen die epitheta beigelegt werden, u. zw. in den längeren artikeln nach gruppen geschieden (personen — männliche und weibliche —, tiere, sachen, abstracta) und fügt schliefslich auch an, mit welchen anderen beiwörtern sie verbunden erscheinen; oft ist auch gleich eingangs darauf aufmerksam gemacht, dass sich das adjectiv etwa nur in einer fassung oder nur in bestimmter verwendung oder stellung finde. trotz diesem reichen inhalt ist das verzeichnis übersichtlich.

Den 'hauptteil' seiner darbietungen erblickt L. in dem 1 abschnitte (s. 4—168): 'über einige bemerkenswerte beiwörter'. es sind mehr als man nach dieser bescheidenen ankündigung glauben möchte: an einzelnen adjectiven oder kleinen gruppen hat der verf. aus der grofsen in der tabelle vereinigten gesamtzahl 79 ausgewählt, 'die zu besonderen bemerkungen anlass gaben', und sie nach inhaltlichem gesichtspuncte in 8 gruppen eingeordnet. mittelst des 'inhaltsverzeichnisses' wird es auch hier dem benutzer leicht, sich zurechtzufinden. die auswahl dieses vom verf. selbst ausgebeuteten materials ist geschickt getroffen. ins auge fallen zunächst wörter, die im nhd. entweder ihre bedeutung stark geändert haben: wie *balt, snel, frum, milte, edele, ellende, liep, hübsch, veige, sleht*, oder die geschwunden sind: wie *ellentrîche, gemeit, gewære, geslaht, (un)mære, sældenbære, gezæme, freislîch*,

wæhe, lützel, michel. aber auch epitheta: wie *küene, vrî, grôz,* oder adjectiva die stoffe und farben bezeichnen, werden hier betrachtet, und gerade die letztgenannte gruppe ergibt für die charakteristik: 'schlicht und einfach mit wenigen farben erzählen Ortnit und Wolfdietrich A', während die späteren gestaltungen 'mehr zum spielmännischen neigen' (s. 139, vgl. die hierzu stimmende feststellung über die 'stoffadjectiva' s. 133). überhaupt zeigt L., dass nicht der bedeutungswandel allein, so wichtig er ist und so sehr ihn der verf. nach gebühr würdigt, für den gebrauch entscheidend ist: *milte* zb. gebraucht der druck des Heldenbuches, obwol sich der bearbeiter sicher 'der alten bedeutung des epithetons nicht mehr bewust war' (s. 26), *gemeit* zeigt 'im laufe der zeit ein allmähliches ansteigen der belege', aber 'mit der schärfe der bedeutung ist es nicht weit her' (s. 30)· dagegen ist das schwinden einer alten bedeutung der grund, warum im Heldenbuche *stolz* nicht mehr von dingen und abstracten ausgesagt wird (s. 17). sehr bedeutsam für das schicksal eines wortes ist seine verwendbarkeit im reime, so wird *ellende* noch im drucke recht häufig gebraucht, aber oft nur als 'nichtssagendes reimwort' (s. 78). dass aber auch diese rücksicht nicht allein mafsgebend war, lehrt etwa das beispiel von *gewære,* das zwar auch vorher nicht oft angewant wurde, im drucke aber ganz vermieden wird (s. 39), obwol es als beiwort gut zu brauchen war auf den einfluss höfischer dichter[1], auf den er auch sonst öfter hinweist (so s. 21, 39), führt es der verf. zurück, dass manche wörter erst in den späteren bearbeitungen erscheinen: so *süeze* von personen gesagt s. 151 und *ziere* s. 127; aber er macht s. 30 auch auf einen fall aufmerksam, wo dieser fehlt (bei *gemeit*). Steinmeyer folgend leitet er das aufkommen des gebrauches einiger epitheta aus md. einwürkung her (s. 101 *gehiure,* s. 122 *vîn,* s. 143 *klâr,* s. 144 *kluoc*). dass L. auch kein hehl daraus macht, wenn ihm eine erklärung fehlt (s. 12, z. 14 f), ist nur zu loben. auch dem zufall lässt er sein recht zukommen (s. 26, z. 8 v. u., s. 140, z. 5).

Wie sich die arbeit überhaupt über eine blofse statistik erhebt, erklärt L. im besonderen zb. das fehlen von *edele* bei sachbezeichnungen im Wolfdietrich A gegenüber sechsmaliger solcher verwendung im Ortnit einfach inhaltlich damit, dass das epitheton im Ortnit 'an sämtlichen stellen zu *(ge)stein* tritt, im Wolfdietrich A aber niemals von edelsteinen die rede ist' s. 59. ebenso einleuchtend ist die bemerkung s. 116: 'es wäre unbillig, O und WA miteinander [hinsichtlich des gebrauches von *schœne*] vergleichen zu wollen, da in einer brautwerbungsgeschichte naturgemäfs die beiwörter für weibliche personen ungleich häufiger

[1] der gebrauch in geistlichen dichtungen und bei minnesängern wird s. 126 vermerkt.

sein müssen als in der jugendgeschichte eines helden, wie sie uns das erhaltene stück von A im wesentlichen bietet'. — die scheidung der attributiven und prädicativen verwendung erweist sich als fruchtbar zb. bei *vrî* (s. 70 f) und *gehiure* (s. 99). — auffallend ist, dass *zart* im Wolfdietrich D weit häufiger von männlichen (erwachsenen) personen gesagt wird als von weiblichen (s. 126). — indem der verf. den individualisierenden (prägnanten, bestimmenden) gebrauch eines beiwortes von dem typisch-schmückenden, ja nicht selten nichtssagenden sondert, gelangt er widerholt zu charakteristiken der von ihm untersuchten denkmäler[1]. — wie er die wolbegründeten ansichten der herausgeber über die entstehung unserer texte vom anfang an für die anordnung seines stoffes bestimmend sein lässt[2], so baut er auch im einzelnen geschickt auf ihren ergebnissen weiter (zb. s. 97, z. 15 ff), zieht schlüsse auf die vorlage (so s. 15. 16. 22. 25. 52. 165. 176) und stellt einfluss anderer dichtungen oder dessen fehlen fest zb. s. 39. 70. 89. 90. 97. 105. 112. 126. 143 — s. 30). — in den belegen habe ich bei meinen stichproben versehen oder lücken nicht wahrgenommen.

Graz. **Justus Lunzer.**

Der zwerg in der deutschen heldendichtung des mittelalters von **August Lütjens**. [Germanistische abhandlungen herausgegeben von FVogt h. 38.] Breslau, Marcus 1911. XII und 120. — 4 m.

Obwohl L. in seiner 'charakteristik des deutschen zwerges' (cap. IV, s. 68 ff) zu dem, was wir hierüber seit Jacob Grimms 'Deutscher Mythologie', Wilhelms 'Einleitung über die Elfen'[3] und der 'Deutschen Heldensage' wissen, wie zu erwarten, nichts wesentlich neues hinzufügt, ist doch eine nochmalige durchsicht willkommen, die aus dem von Jacob behandelten grofsen gebiete einen bestimmten teil herausgreift, anderseits dichtungen umfasst, welche die 'Heldensage' unberücksichtigt gelassen hat. ihr wichtigstes ergebnis scheint mir in der richtigen beobachtung des verf. zu liegen, dass innerhalb seines stoffkreises eine 'höfische tendenz' vorwaltet (s. 68, vgl. s. IX). — L. 'erstrebt zunächst eine möglichst vollständige sammlung des materials, das die mhd. dichtung für die kenntnis des germanischen zwergglaubens'[4] liefert (s. 1).

[1] so s. 63. 82. 167. [2] er sondert also im 'hauptteil' wie in der 'tabelle' den ursprünglichen Wolfdietrich A und die fortsetzung, den ersten teil des Wolfdietrich B von dem nur im auszug erhaltenen zweiten. aus diesem und aus anderen gründen teile ich des verf.s hoffnung, dass seine untersuchung 'auch nach dem erscheinen der [eingangs erwähnten] Hawelschen arbeit ihren vollen wert behaupten' wird.

[3] vgl. bes. s. 444 ff der 'Kleineren schriften' bd I. [4] daher bringt die 'norm' für das buch die bezeichnung 'germanischer zwergglauben'.

Sein 'hauptzweck' ist, hiedurch 'der mythologischen forschung eine festere grundlage zu geben' (s. 2). er nimmt hiebei 'mhd.' 'im weitesten sinne' und versteht darunter 'auch alles, was ... auf deutsche überlieferung ... zurückzuführen ist, zb. Ruodlieb, Thidrekssaga, Friedrich von der Normandie'; auch bildliche darstellungen zieht er heran (s. 67, 70, 77), sieht aber nicht nur von den 'allegorischen dichtungen des ausgehnden mittelalters', sondern im allgemeinen auch von der reinen 'volks- und geschlechtssage' ab. damit hat er freilich, obwol er gelegentlich trotzdem auf volkssagen verweist (so s. 49 anm. 1 zu § 85, s. 74 anm. 8 zu § 131; s. 84 anm. 2 zu § 141 uö.)[1], auf ein ergiebiges und dankbares feld verzichtet und gelangt begreiflicherweise zu der feststellung, 'zu endgültiger entscheidung der ... fragen' bedürfe es noch 'eingehender einzeluntersuchungen, die sich ... mit den übrigen naturdämonen der mhd. litteratur und ... mit den weiteren gebieten des germanischen zwergen- und elbenglaubens werden befassen müssen' (s. 111). dass seine arbeit ein 'schritt auf diesem wege' ist, darf man gleichwol zugeben, zumal da der verf. sein gebiet, die 'zeugnisse und denkmäler der höfischen und spielmannsepik', mit anerkennenswertem fleiſse so sorgsam ausnützt, dass ihm auch ein so geringes und jung überliefertes gedicht wie der Antelan nicht entgeht und er auch, wofür ihm spätere wanderer auf diesem wege besonders verpflichtet sein werden, eine nicht unbeträchtliche anzahl kurzer, zerstreuter anspielungen zusammenzustellen vermag (s. 67). freilich, ob wir hinter dem entführer von Wolfdietrichs gemahlin 'auf jeden fall ein mythisches wesen, am ehesten einen wald- oder wassergeist' zu suchen haben (s. 50), lässt sich auf grund unserer texte kaum bestimmen; auch dass das 'urbild des Laurin ein ... auf einem wild reitender geist', oder dass dem dichter mindestens 'jene vorstellung bekannt' war, ist durch die vom verf. unternommenen begründung (s. 76 ff) nicht über eine vermutung erhoben. leichter wird man dem verf. glauben, 'dass das wort 'zwerg' im mhd. ungefähr die begriffliche function angenommen hat, die bis dahin dem wort 'alp' zukam (s. 110), nur möchte ich doch das wort 'ungefähr' unterstreichen.

Vom standpunct des verf. aus, der vornehmlich der mythologischen forschung dienen will, hätte es nahe gelegen, den stoff zunächst darnach zu gliedern, ob unter der bezeichnung *getwerc* ein auffallend kleiner, im wachstum zurückgebliebener mensch oder ein wesen gemeint ist[2], welches neben menschlichen eigen-

[1] einmal wird auch eine geschlechtssage, die vom ring des Scherfenbergers, herangezogen (s. 62 f), weil in Ottokars Reimchronik 'bei ihrer darstellung durchaus die traditionellen mittel der höfischen dichtung zur anwendung kommen'. [2] so scheidet WGrimm in der Deutschen Heldensage von den 'riesen im sinn der alten lieder' andere, die 'bloſs menschen von ungewöhnlicher stärke und wildheit sind' (³ 440).

schaften auch wunderbare, übernatürliche besitzt [1]. L. teilt jedoch nicht so ein, sondern behandelt zuerst die 'romanischen zwerge' (cap. I, s. 2—21), dann die antike 'pygmäenfabel' (cap. II, s. 22—26) und am ausführlichsten schliefslich den 'deutschen zwerg' (kap. III und IV, s. 27—111). der 'romanische zwerg' begegnet uns nur in dichtungen, die unter französischem einfluss stehn [2], zuerst in Lamprechts Alexander, dann zb. im Iwein, in den Tristandichtungen, im Lanzelet, in der Krone; er gehört mit wenigen ausnahmen, die sich auf Hartmanns Erec beschränken, dem typus des 'dienenden zwerges' an (s. 3ff) und zeigt 'durchaus menschliche züge' (s. 4). wie viel an diesem 'romanischen' (di. hier französischen) zwerg keltisch ist, lässt sich mit des verf. hilfsmitteln, obwol er — hier wie anderwärts — auch die (meist) französischen quellen vergleicht, nicht ermitteln. die polemik gegen Wohlgemuth ('Riesen und zwerge in der altfranzösischen erzählenden dichtung', Tübingen 1906), der würklich existierende hofzwerge als vorbild für diesen typus annimmt, scheint mir daher überflüssig: L. selbst führen erkenntnisse die er 'während der drucklegung' gewonnen hat dazu, sie erheblich abzuschwächen (s. 5 anm. 1 zu § 8 und s. 19 z. 16f), und als meinungsverschiedenheit bleibt dann wol nur übrig, dass er etwas mehr auf keltisches zurückführt, als Wohlgemuth zugestanden hat. auch reichen des verf. gründe und material (stellen aus dem Wigalois und dem md. Brandanus mit ihren quellen) schwerlich aus, neben dem festländisch-keltischen einen irischen zwerg erkennen zu lassen (s. 11—18).

Die pygmäenfabel ist besonders in den Herzog Ernst aufgenommen und sehr frei von Ulrich von Eschenbach im Alexander verwertet. jedoch macht der verf. darauf aufmerksam, dass die pygmäen nur im Reinfried von Braunschweig (und auch hier nur einigemale) und in glossen als 'zwerge' bezeichnet werden, während sie sonst 'kleine leute' heifsen [3].

Am wichtigsten ist für L. der 'deutsche zwerg'. er sondert hier 'nach der äufseren erscheinung' drei typen. der weitaus häufigste

[1] nur zwergen der letzteren art würde das häufige beiwort *wilde* mit recht zukommen, das mir eben wegen der möglichkeit jenes gegensatzes durchaus nicht blofs 'schmückend' zu sein scheint vermischungen kommen natürlich vor: der zwerg Bibung in der Virginal wohnt *in eime berge hol* und ist insofern '*wilde*', möchte aber, da er sich bewust ist, höfischen brauches kundig zu sein, nicht dafür gelten: *si* (die menschen) *tuont reht als ich wilde si* 228, 11. darin zeigt sich eben wider die 'einwirkung des ritterlich-höfischen elements' (L. s. 68).

[2] doch findet L. 'zwergabenteuer deutschen charakters' vereinzelt auch in solchen epen, so im Erec und im Wigalois (s. 55f), und erblickt in ihnen zutaten des deutschen bearbeiters.

[3] doch bezeichnet auch der zwerg Bibung in Dietrichs erster ausfahrt sich und seinesgleichen als *kleine leut* 357, 5. im Ortnit heifst Alberich *der vil kleine man* 124, 1 uö. vgl. aufserdem Grimms Deutsche Mythologie [4]I s. 372 und III s. 127.

zeigt den zwerg als 'vollständiges abbild des mhd. [soll wol heifsen mittelalterlichen] ritters' (s. 69). das älteste denkmal in dem er so erscheint, ist der Laurin. diese darstellungsart hat so gewuchert, dass die beiden anderen typen — und diese feststellung ist wertvoll — nur noch in je einer dichtung erhalten sind: es stehn einander gegenüber der Alberich des Nibelungenliedes, 'ein bärtiger altersgrauer mann in helm und panzer mit der geisel als waffe'[1], und der Alberich des Ortnit, 'seinem äufseren nach ein schönes und reichgekleidetes vierjähriges kind[2]. um diese drei arten und die einzelnen züge des 'deutschen zwerges' zu gewinnen, hat der verf. die ihm als quellen dienenden gedichte durchgearbeitet und legt 'eine teils chronologisch, teils stofflich geordnete übersicht' vor (s. 27—67). dabei kommt er oft mit noch ungelösten fragen und zt. recht verwickelten litterarhistorischen problemen in berührung. dass zu deren entscheidung seine beobachtungen meist nicht den ausschlag geben, erkennt er selbst widerholt und bereitwillig an[3]. er tut daher recht, in fällen, wo er sich nicht ausdrücklich an einen früheren forscher anschliefst (wie an Voretzsch in der entstehungsgeschichte des Ortnit s. 28, an Holz hinsichtlich des Laurin s. 43, doch wol an Amelung gegen Jänicke in der frage der überlieferung der Wolfdietriche s. 50, an Jänicke inbetreff des Berilleabenteuers im Wolfdietrich D s. 51 und der zwergepisode im Wolfdietrich D 310—322 [Holtzmann] s. 54)[4]), die frage offen zu lassen[5], den

[1] den zug, dass Alberich hier als waffe eine geisel schwingt, wie sonst 'dienende' zwerge eine reitgeifsel handhaben, führt L. s. 21 als einzigen fall romanischer einwirkung auf einen zwerg deutschen charakters' an; doch vgl. Droege Zs. 51, s. 198, der darin 'eine beziehung auf die ersten kämpfe der kreuzfahrer' erblickt. [2] den gegensatz hat schon Wilhelm Grimm (DHS.[3] s. 250) hervorgehoben. ich möchte aber darauf hinweisen, dass auch diese beiden typen von dem einflusse des ritterlichen nicht frei sind: der Alberich des Nibelungenliedes trägt, wie L. selber bemerkt, *helm unde ringe* (494, 2 Bartsch), nur eben die geisel unterscheidet seine ausrüstung von der eines ritters; er heifst *der degen* (*der helt* Jh) 1117, 4 und bekleidet als *kamerære* ein hofamt (98, 4. 496, 3. 1120, 4). im Ortnit anderseits gewahrt der held der erzählung an dem zwergkönig *vil ritterlîchiu kleit* (95, 1). eine sonderung zwischen 'volksepos' und 'höfischem epos' (vgl. zb. s. 27, 55 und VIII) lässt sich nicht durchführen. [3] so s. 32: 'ich verkenne keineswegs, dass es fast für jeden der besprochenen einzelfälle noch andere erklärungsmöglichkeiten gibt', s. 33: 'über reine vermutungen ist hier kaum hinauszukommen'. s. 50: es 'liegt mir fern, . . . zu entscheiden'. s 84 anm. 2 zu § 141: '. . . ohne dass ich es wage, schlüsse daraus zu ziehen'. [4] auch statt der ausführungen in § 61 f (s. 36 f) hätte der hinweis auf die von L. 'erst nachträglich' bemerkten stellen in Wilhelm Grimms DHS.[3] s. 217 uö. genügt, denn was der verf. hier bringt (*gloggen sachsen = Kaukasas* im Ortnit) steht schon dort (besonders auf s. 250). [5] so s. 27 (stellung des Ruodlieb in der heldensage), s. 35 (vorgeschichte der erzählung von Alberich in den Nibelungen und von Eugel im Siegfriedslied II), s. 37 (hat erst der verfasser der prosa des Heldenbuches Wieland mit Alberich verknüpft?), s. 38 und 57 (deutscher oder französischer ursprung des Eckenliedstoffes), s. 39 (welche der drei fassungen der Eckensage kommt dem ursprünglichen liede am nächsten?)

leser aber doch darauf hinzuweisen, wann und in welchem sinne seine wahrnehmungen ins gewicht fallen können. — ansprechend scheint mir, wie L. die stelle Orendel 1614—1625 mit der zwergepisode ebenda 2411—2500 verknüpft s. 28 ff. — warum der verf. im mhd. den circumflex verschmäht, weifs ich nicht. — s. 61 verheifst L. eine untersuchung über den ursprung des schwedischen gedichtes Hertig Fredrik af Normandie: er 'hält den nachweis für möglich, dass das original auf deutschem boden und kaum vor der mitte des 13. jahrhunderts entstanden ist'.

Graz. **Justus Lunzer.**

Liebeskampf 1630 und Schaubühne 1670. ein beitrag zur deutschen theatergeschichte des siebzehnten jahrhunderts von **Werner Richter**. [Palaestra 78] Berlin, Mayer und Müller 1910. IX u. 419 ss. 8°. — 12 m.

In einer umfangreichen, bisweilen sogar etwas zu breit ausgefallenen untersuchung behandelt der verfasser den Liebeskampf und die Schaubühne englischer und französischer comödianten und das zwischen diesen beiden sammlungen liegende repertoire der deutschen wandertruppen. Er hat sich dabei die aufgabe gestellt, die nichtenglischen elemente im volksdrama des 17 jh.s in ihrer litterarhistorischen bedeutung zu würdigen. die formulierung des themas ist nicht ganz glücklich. die arbeit gibt auf der einen seite sehr viel mehr als der titel besagt, auf der andern seite hält sie nicht ganz was er verspricht. die zusammenstellung des Liebeskampfes und der Schaubühne lässt uns eine vorwiegend theatergeschichtliche untersuchung erwarten, denn gerade in theatergeschichtlicher hinsicht gehören die beiden sammlungen eng zusammen, enger als der Liebeskampf und die sammlung von 1620, trotz dem gröfseren dazwischenliegenden zeitraum, und trotzdem sich der Liebeskampf als fortsetzung der ersten sammlung englischer comödianten ausgibt. statt dessen beschränkt sich R. auf die litterarhistorische untersuchung seines stoffes und übergeht das bühnengeschichtliche moment ganz oder streift es doch nur gelegentlich. das ist deshalb so bedauerlich, weil die bühnengeschichtliche bedeutung nicht nur der von ihm behandelten stücke, sondern des ganzen zeitraums gröfser ist als die litterarhistorische, und insbesondere die anstrengungen R.s, dem Liebeskampf eine gröfsere litterarische bedeutung zuzusprechen, notwendig fehlschlagen müssen.

Indessen soll man nicht etwas anderes verlangen als was der verfasser geben will. Wenn es seine absicht war, die untersuchung bühnengeschichtlicher fragen auszuscheiden, so war das sein gutes recht. bedenklich ist jedoch, wie er seine enthaltsam-

s. 53 (ist die episode Wolfdietrich D 430,3—435,2. 441,2—444) erst vom bearbeiter D hinzugefügt?), s. 78 (ist die vorstellung von dem reitenden zwerge bei späteren dichtern entlehnung aus dem Laurin?)

keit begründet. er meint, dass uns die sicheren unterlagen fehlen, um zu einem einwandfreien resultat zu gelangen, und dass wir, sobald wir uns auf das gebiet der bühnengeschichte begeben, über vermutungen und gewagte combinationen nicht hinauskommen können. diese auffassung von der aufgabe der wissenschaft scheint mir nicht die richtige zu sein. geistesgeschichte ist keine mathematik. wenn wir nur mit unanfechtbar gegebenen tatsachen arbeiten wollten, würden wir nicht weit kommen. man muss auch den mut haben, einmal eine hypothese aufzustellen, nur unterscheidet sich der wissenschaftliche gelehrte vom gelehrten dilettanten dadurch, dass er nicht blindlings nach vorgefassten vermutungen drauflos phantasiert, sondern seine hypothese wissenschaftlich begründet. wenn dann seine annahme auf grund besserer erkenntnis sich als falsch erweist, was schadet das? der mangel an empirischem material darf aber nicht der grund sein, von einer materie überhaupt ängstlich die finger zu lassen. nach der meinung R.s hätte Devrient seine Geschichte der schauspielkunst gar nicht schreiben dürfen, und doch sind wir ihm noch heute für dieses buch dankbar.

Diese principiellen bedenken die sich auf die arbeit als ganzes beziehen, sollen jedoch nicht den wert dessen verkleinern was sie uns tatsächlich bietet. der verfasser beginnt mit einer besprechung der dramen des Liebeskampfes in stofflicher, philologischer und litterarhistorischer hinsicht, führt uns dann in einer mehr breit als erschöpfend zu nennenden untersuchung, die mit dem thema in keinem erkennbaren zusammenhange steht, das repertoire der deutschen comödianten bis zu Veltens anfängen in seinem verhältnis zu den romanischen litteraturen vor, und kommt nach diesem excurs zum zweiten teil seines themas, zu der Schaubühne, deren bedeutung darin liegt, dass sie einerseits noch einmal die alten unbeholfenen comödien, die ein halbes jh. vorher entstanden waren, zum leben zu erwecken versuchte, und anderseits dem deutschen publicum die erste bekanntschaft Molières vermittelte: etwas weniger ungeschlacht als an der wende des 16 und 17 jh.s Shakespeares gröfse in Deutschland carrikiert wurde. die untersuchung selbst beginnt R. mit einer kurzen betrachtung der unterschiede der beiden sammlungen von 1620 und 1630. trotzdem er sich wol bewust ist, dass dieser unterschied grundlegenden charakter hat, kann er sich doch stellenweise nicht von der meinung frei machen, dass der Liebeskampf noch immer aus dem kreise der englischen comödianten stammt. er mag zu diesem irrtum sich dadurch haben verleiten lassen, dass Creizenach in seine ausgabe der dramen englischer comödianten neben noch späteren stücken auch drei dramen des Liebeskampfes aufnahm, während er aus der sammlung von 1620 nur eins, den Titus Andronicus, abdruckte, den Tittmann in seiner ausgabe unterschlagen hatte. augenfällig wird dieser irrtum besonders

an einer späteren stelle, bei der besprechung einer scenischen unmöglichkeit im drama vom König Mantalor. es heiſst da s. 48: 'man wird schwerlich glauben können, dass das jemals so aufgeführt worden ist . . . denn die englischen comödianten, wie sorglos und leichtfertig sie auch die innere motivierung vernachlässigten, giengen doch behutsam zu werke, wo es sich um die äuſsere sinnfälligkeit handelte.' der widerspruch klärt sich eben dadurch auf, dass die dramen des Liebeskampfes nie von den echten englischen comödianten aufgeführt wurden, sondern aus einem kreise stammen, der unter ganz anderen scenischen gesetzen stand. R. bedauert ferner, 'dass wir bei den zahlreichen nachrichten über das auftreten verschiedener englischer truppen kein einziges zeugnis für das jahr 1630 besitzen' (s. 5). natürlich können wir keine nachrichten darüber haben, denn mit ausnahme der reste der Greenschen truppe, die in Dresden ein kümmerliches dasein fristeten und immer mehr ihren englischen charakter einbüſsten, waren 1630 überhaupt keine englischen comödianten mehr in Deutschland. der dreiſsigjährige krieg hatte auch ihrem dasein ein ziel gesetzt, und ihre letzten ausläufer giengen in den hochdeutschen comödiantentruppen auf. R. bringt selbst eine anzahl beweise dafür bei, dass der Liebeskampf auf eine ganz andere tradition als die der englischen comödianten zurückgeht. so erweist er die vorrede der sammlung, die Creizenach ein confuses gerede nennt, als eine compilation aus den vorreden des Amadis und des Güldenen Sendschreibens des Guevara in Aegidius Albertinus übersetzung. die einzelnen sätze sind fast wörtlich und ganz gedankenlos abgeschrieben. der titel 'Liebeskampf' selbst findet sich, wie R. gleichfalls nachweist, in einem bande deutscher übersetzungen aus Bandello, der als 'Glücks- und Liebeskampf' 1615 in Leipzig erschien, und aus dem eine dialogscene sogar wörtlich in das drama von König Mantalor übernommen ist.

R. bespricht sodann die einzelnen dramen des Liebeskampfes in stoffgeschichtlicher, stilistischer und sprachlicher hinsicht. das hauptgewicht ligt auf der stofflichen untersuchung, und diese ist dem verfasser auch am besten gelungen, weil er hier unter allen umständen zu greifbaren resultaten gelangen konnte. er beginnt mit dem Aminta, der eine grausame vergröberung der Tassoschen pastorale ist, und dem nur insofern bedeutung zukommt, als er eben die erste deutsche bearbeitung des stückes darstellt und als zeichen des beginnenden einflusses der pastoralen dichtung beachtet werden muss. es muss allerdings hinzugefügt werden, dass auch hierin der Aminta schon vorgänger gehabt hat; der Pastor fido wurde schon 1619 ins deutsche übersetzt (Goed. II s. 376 nr 248).

Die quelle des 'Unzeitigen Vorwitz' ist eine episode aus dem Don Quichote. vor dem Liebeskampf erschienen eine

englische und eine spanische bearbeitung desselben stoffes, die jedoch der verfasser des Liebeskampfes beide nicht gekannt hat. seine quelle war eine 1617 erschienene übersetzung der episodennovelle, die ihrerseits wider auf eine französische zwischenübertragung zurückgeht. eine eingehnde betrachtung widmet R. der psychologischen begründung des seelenconflictes und ihrer mängel bei Cervantes, bespricht dann die art, wie sich die andern bearbeiter des stoffes damit abfinden, wobei er sogar aus dem 19 jh. einen dramatischen entwurf von Friedrich Halm heranzieht, und erörtert die tatsache, dass auch der dichter des Liebeskampfes 'an den psychologischen unzulänglichkeiten seiner vorlage strauchelt'. als ob man von dem armseligen compilator auch nur einen augenblick so etwas wie psychologische begründung oder vertiefung eines dramatischen vorganges erwarten könnte! darüber überhaupt noch erörterungen anstellen heifst mit kanonen nach spatzen schiefsen.

Als quelle für das drama vom 'König Mantalor' nimmt R. mit gewichtigen gründen eine episode aus dem 9 buche des Amadis in anspruch im gegensatz zu Bolte, der Mairets Silvie als quelle ansah, späterhin jedoch selbst auf die verwantschaft des Mantalor mit der fraglichen Amadisepisode bereits hingewiesen hat. das Mantalordrama ist interessant dadurch, dass der dichter bisweilen den versuch macht, seiner quelle gegenüber selbständig vorzugehn. an diesen versuchen zeigt sich seine ganze hilflosigkeit. die motive zerrinnen ihm unter den händen, und der versuch, die lustige person zum träger einer zwischenhandlung zu machen, ist technisch völlig mislungen.

Die quelle der 'Tragicomödie' ist, wie schon EHerz[1] kurz angedeutet hat, eine novelle aus dem Decamerone (II 7). es ist jedoch ein bedeutsamer unterschied dadurch gemacht, dass bei Boccaccio das mädchen aus einem liebesabenteuer ins andere stürzt, während es bei dem verfasser des Liebeskampfes rein bleibt, bis es mit dem geliebten vereinigt wird. das entspricht der tendenz des Liebeskampfes, die helden und heldinnen in keuscher reinheit erstrahlen zu lassen, während sich diener und dienerin im schmutze wälzen. er geht aber nun nicht selbständig vor, sondern entnimmt die notwendigen scenen einfach einer anderen novelle des Decamerone, das ja für reine und unreine liebe stoff in fülle bietet.

Für die 'Probe getreuer Liebe' ist keine bestimmte quelle nachzuweisen, dagegen lassen sich die einzelnen motive sämtlich auf bestimmte vorlagen zurückführen. eine scene weist R. als beinahe wörtliche entlehnung aus Mauritius Brandts Phönizia nach. dasselbe verfahren zeigt die 'Macht Cupidinis'. hier begeht der verfasser des Liebeskampfes ein plagiat an sich

[1] Engl. schauspieler u. engl. schauspiel zur zeit Shakespeares in Deutschland (Theatergesch. forschgn. 18), Hamburg 1903.

selbst, denn das stück ist weiter nichts als eine unendlich grobe nachahmung des Aminta, der stellenweise wörtlich ausgeschrieben ist.

Wir erhalten durch die stoffgeschichtliche untersuchung einen genauen einblick in die entstehung des Liebeskampfes und in die arbeitsweise seines verfassers. mit ausnahme des Aminta, der eine directe bearbeitung des italienischen originals zu sein scheint, trägt der verfasser sein material aus der gangbaren roman- und novellenlitteratur zusammen. der Amadis, Cervantes, Boccaccio und Mauritius Brandt sind die hauptquellen für seine dramen. R. gewinnt auch den terminus a quo für eine anzahl dramen und damit für die ganze sammlung. keines der einzelnen stücke kann vor 1614 entstanden sein, und damit ist erwiesen, dass keins von ihnen aus dem kreise der englischen comödianten vor 1620 stammen kann.

Einen kurzen blick wirft R. auf die singspiele. sie sind neben der lustigen person, die unter den mannigfaltigsten namen auftritt, so ziemlich das einzige was an englischen einfluss erinnert. auffallend ist, dass sich für beide stücke keine quellen und parallelen nachweisen lassen. die liedereinlagen in den dramen stimmen durchaus zur renaissancelyrik. für das lied von Adonis und Phyllis, das sich bemerkenswert vor den anderen hervorhebt, macht R. glaubhaft, dass es nicht von dem verfasser des Liebeskampfes stammt. es wäre auch merkwürdig, dass ein so anmutiges gedicht, das eines Theobald Höck oder eines Caspar Stieler würdig wäre, von einem so armseligen scribenten gedichtet sein sollte.

Zu den zum teil sehr guten ausführungen Richters über die lustige person ist zu bemerken, dass die verschiedenheit des namens dieser figur natürlich deutsche tradition ist. die namen Hanswurst, Schrämgen, Schosswitz und Hans Supp (Jean Potage, Schambitasche) sind rein deutsche erfindung; die übersetzung des letzteren namens ins französische ist sekundär. wenn in der Macht Cupidinis einmal der name Stockfisch, der bekanntlich in Spencers truppe die stehnde bezeichnung der lustigen person war, vorkommt, so ist es doch zweifelhaft, ob, wie R. meint, das wort an dieser einen stelle würklich als eigenname oder nicht vielmehr blofs als zufälliges verächtliches epitheton aufzufassen ist. der Schosswitz im Unzeitigen Vorwitz ist, gegen R.s annahme, doch wol als volle pickelheringsfigur aufzufassen. dass er diesen charakter nicht so sehr wie in anderen stücken hervortreten lässt, erklärt sich daraus, dass er in der vorlage bereits gegeben und deshalb in seinen umrissen festgelegt war. die aufführung konnte hier übrigens viel hinzutun, was die textworte zu wünschen übrig liefsen. der name Schosswitz deutet durchaus auf diesen charakter hin; noch heute ist das wort 'schusslich' für 'fahrig' im mitteldeutschen gebräuchlich. was die

stilistischen kennzeichen der sprache der lustigen person anbetrifft, so trägt sie nicht nur 'den hauch Fischartscher krauser eigenwilligkeit', sondern ist meines erachtens geradezu an Fischart gebildet, wenn sie auch das vorbild nicht im entferntesten erreicht. die synonymenhäufung, die kühnen wortzusammensetzungen, die auf klangwirkung berechnete vorliebe für affricaten und geminierte spiranten sind stilistische mittel, wie sie der verfasser des Liebeskampfes von Fischart gelernt hat, und durch die erwähnung von 'Aller Praktik Grofsmutter' im Mantalor ist doch die beziehung zu Fischart deutlich genug gemacht. ich kann dies citat durchaus nicht, wie es R. s. 111 tut, als sinnlos ansehen. in diesem stil zeigt der dichter sogar manchmal eine gar nicht ungeschickte hand. es geht ihm wie Hans Sachs und allen den aus dem kleinbürgertum und aus noch geringeren kreisen hervorgegangenen poeten, denen nun einmal die ausdrucksweise der höheren stände eine fremde sprache ist und die erst erträglich werden, wenn sie ihre eigene sprache reden. wenn sich einmal ein hochgeborener unter diese dichter verirrte, wie der herzog Heinrich Julius, so zeigt sich sofort, dass er auch den stil und die redeweise der höheren stände viel flüssiger widerzugeben weifs, ohne dass darunter die sichere beherrschung des rauheren volkstones zu leiden braucht. leute wie Heinrich Julius sind in dieser hinsicht durchaus zweisprachig.

Was die dramen des Liebeskampfes als quelle für volkstümliche sprichwörter anlangt, so ist R. zweifellos im recht, wenn er sich hier so skeptisch wie möglich verhält. die zahl der sprichwörter, die sonst nirgends zu belegen sind, ist sehr klein und dürfte sich bei näherem zusehen vielleicht noch mehr verringern. das sprichwort *'Herren Gunst, Aprillen Wetter, Frawen Lieb und Rosenbletter, Wirffel und Kartenspiel, endern sich bald wers glauben will'*, für das Waldberg eine reihe von parallelen anführt, auf die R. s. 113 hinweist, findet sich zb. in etwas abweichender form schon in Burkard Waldis Streitgedichten gegen den herzog von Braunschweig (Hall. neudr. 49, s. 38.). Ebenso richtig erkennt R. an, dass man in den ernsten partieen des Liebeskampfes von einem einheitlichen stil überhaupt nicht reden kann. einheitlich ist nur der allgemeine zeitcharakter, der in dem buche zum ausdruck kommt. trotzdem ergeht er sich in einer ausführlichen stiluntersuchung, in der er gegen Höfers arbeit, die ja weiter nichts sein will als ein anhangsweise gegebener excurs zu seinem ganz ausgezeichneten buche über die Rudolstädter festspiele Caspar Stielers, mit unnötiger schärfe polemisiert, um schliefslich zu demselben resultate zu gelangen, nämlich dass der verfasser des Liebeskampfes in Thüringen zu suchen ist. in der ablehnung des einflusses pastoraler dichtung geht R. viel zu weit und verwickelt sich dabei auch in widersprüche. gewis hat der verfasser des Liebeskampfes 'nach keiner

richtung hin ein bewustes gefühl für den pastoralen stil besessen'. er besafs überhaupt kein gefühl für irgendwelchen stil, mit ausnahme für den des pickelherings. aber durch den Liebeskampf schimmert doch die ganze pastorale richtung der litteratur hervor, auf deren boden das buch gewachsen ist. wenn R. also sagt: 'vor allem aber wird man die dramen des Liebeskampfes nicht als schäferdramen betrachten können' (s. 105), so stöfst er damit offene türen ein. das richtige trifft die unmittelbar hieran anschliefsende bemerkung: 'man wird also sagen könnnen, dass der Liebeskampf nicht nur die beste italienische pastorale verdeutschte und ihre motive zu nutzen verstand, sondern unter vielen anderen zügen der litteratur jener zeit auch besonders schäferlichen elementen einlass gewährte, wie sie lyrik und roman darbot'. mehr hat auch niemand behauptet. und wie hoch R. an anderer stelle selbst den einfluss der pastoralen dichtung bewertet, zeigt er selber am schluss seiner einleitung s. 12, wenn er die abweichung seiner betrachtungsweise von der reihenfolge der stücke im Liebeskampf damit begründet, dass wir durch die vorwegnahme des Aminta 'von vornherein in den pastoralen stil eingeführt werden, der im Liebeskampf auch sonst eigenartig zum ausdruck kommt'. und s. 145 sagt er: 'der Liebeskampf griff ja die alten pastoralen motive der vergangenen romanlitteratur auf'.

Schliefslich stellt R. alle belege zusammen, die auf eine litterarische nachwirkung des Liebeskampfes schliefsen lassen. dabei nimmt er als erwiesen an, dass die 'Liebesprobe', die 1674 bei Paulsen, dann bei Treu und Velten erscheint, mit der 'Probe getreuer Liebe' identisch sei. das ist nun zwar nicht unwahrscheinlich, aber keineswegs sicher. der titel 'Liebesprobe' kann sehr gut auch anderweitig vorkommen. auch die sonstigen beweise einer nachwirkung sind recht fadenscheinig. der verfasser lässt hier seine sonst so sorgfältig beobachtete kritische vorsicht vermissen. es bleibt nur der nachweis der von Herz aufgestellten, aber nicht bewiesenen behauptung übrig, dass in der truppe des Joris Joliphus stücke aus dem Liebeskampf gespielt wurden. dieser dankenswerte hinweis ist aber auch das einzige was wir über das fortleben des Liebeskampfes wissen. demgegenüber dürfte doch die behauptung, dass der verfasser des Liebeskampfes, 'angeregt durch stil und gepflogenheit der englischen comödianten . . . auf den ganzen stoffkreis der bühnenstücke in den nächsten jahren einfluss gewann', reichlich gewagt erscheinen. R. verwechselt hier litterarischen und theatergeschichtlichen einfluss. nicht der Liebeskampf war es, der die production der späteren jahre beeinflusste, sondern der comödiantengeist, der sich aus den verschiedensten englischen und romanischen elementen im 17 jh. herausbildete und aus dem heraus auch der Liebeskampf selber erst entstanden ist. die samm-

lung ist ein document theatergeschichtlicher entwicklung, nicht ein anstofs für litterarische weiterbildung. wo die theoretiker des 17 jh.s das buch erwähnen, geschieht es ablehnend, und wenn Birken den englischen comödianten etwas freundlicher gegenübersteht, so bezieht sich das nicht auf das litterarische, sondern auf das theatergeschichtliche moment. hier ist der punct wo es sich rächt, dass R. die eigentlich theatergeschichtlichen fragen aus seiner betrachtung ausscheidet. er geht auch viel zu weit wenn er sagt: 'das auftreten von göttergestalten im prolog ist nicht ohne den Liebeskampf zu denken'. solche gestalten kommen doch schon in Israels 'Pyramus und Thisbe' vor (R. s. 70 f.), auch Ayrer verwendet sie in dem drama von der schönen Phönizia, von zahlreichen anderen beispielen ganz zu schweigen.

Der einzige der einen näheren zusammenhang mit dem Liebeskampf zeigt, ist Siegmund von Birken. in diesem manne haben wir jedoch eine interessante erscheinung vor uns, da er sich bemühte, die verschiedenen einflüsse des 17 jh.s in sich zu vereinigen. er erinnert hierin in gewisser hinsicht an Hallmann. er bildete sich nicht nur an den englischen comödianten oder an dem was er dafür hielt, sondern er gieng auch beim drama der jesuiten in die schule. Jacob Masens jesuitendrama 'Androphilus' brachte er in deutsche verse (Goed. III s. 113, nr 14.). die parallelen der scenarischen bemerkungen zwischen Rist und dem Liebeskampfe, die R. beibringt, entbehren jeder beweiskraft. wenn wir lesen im Perseus III, 6: *Allhier wird ziemlich lange Tragice musiciret biss sich Demetrius mit traur kleider angethan,* und in der Probe getreuer Liebe IV 6: *Lucilia stellet sich sehr kleglich, und gehet in einem Trawerhabit,* und IV 5: *Allhier müssen acht oder sechs Persohnen in Trawer-Habit ein Trawer-Lied singen,* so berechtigt das noch lange nicht zu der annahme irgendwelcher entlehnung. auch der zauberspiegel der in Stolles Charimunda vorkommt, braucht nicht, wie R. meint, auf den Liebeskampf zurückzugehn. er findet sich, wie R. ja selbst bemerkt, schon in der sammlung von 1620. er hätte noch weiter gehn und an Macbeth erinnern können.

Es bleibt also von litterarischer nachwirkung herzlich wenig übrig: Siegmund von Birken und allenfalls Caspar Stieler. theatergeschichtlich kommt Joliphus in betracht, der stücke des Liebeskampfes aufführte, und die fixierung des pickelheringstils, der aber nicht erst durch den Liebeskampf geschaffen wurde, sondern bereits vor ihm da war. die stilistischen nachwirkungen, die festzustellen R. als aussichtlos bezeichnet, und denen er gleichwol eine eingehnde untersuchung widmet, könnten erst dann von wert sein, wenn es gelänge, einen würklich eigenen stil festzustellen, der eben nur dem Liebeskampf eigentümlich wäre. deshalb hat R. ganz recht, wenn er s. 163 mit der bemerkung: 'so braucht auch nicht alles was hier als entlehnung

gekennzeichnet worden ist, seinen weg unmittelbar vom Liebeskampf zum dichtwerk genommen zu haben', das was er vorher angeführt hat, zum grofsen teil wider zurücknimmt. die stellung aber die er dem Liebeskampf in der litteraturgeschichte zuweisen will, hat dieses machwerk nie eingenommen.

Der zweite teil der untersuchung, 'Das repertoire der deutschen comödianten bis zu Veltens anfängen in seinem verhältnis zu den romanischen litteraturen' macht trotz seiner breite keinen anspruch auf vollständigkeit. unberücksichtigt bleiben die dramen der englischen comödianten, die uns in fassungen aus der zweiten hälfte des 17 jh.s erhalten sind: der Jude von Venedig, der Tugend- und Liebesstreit, die von Bolte voröffentlichten Danziger dramen und andere. sie sind allerdings von ihren herausgebern zum teil schon genügend litterarhistorisch und theatergeschichtlich durchgearbeitet, aber immerhin wäre es interessant gewesen, auch im zusammenhang der R.schen arbeit darauf hinzuweisen, wie auch an ihnen trotz dem englischen namen der romanische einfluss mächtig wird. so macht der abschnitt den eindruck, mehr zufällig zusammengestellt als planvoll durchgearbeitet zu sein. bei der darstellung der annäherung von kunst- und volksdrama, wie sie in der zweiten hälfte des jahrhunderts allmählich vor sich geht, hätte R. auf den grösten dramatiker des jahrhunderts, auf Gryphius, hinweisen können, der die alexandrinertragödie hohen stils und das prosalustspiel der volksbühne in sich vereinigte. sein doppeldrama 'Das Verliebte Gespenst und die Geliebte Dornrose' ist besonders charakteristisch für die verschmelzung der beiden stilarten. R. hebt besonders Hallmann hervor, der zwar in der theorie jede gemeinschaft mit den comödianten hochmütig ablehnt, in der tat aber doch so viel berührungspuncte mit ihnen aufweist, dass er geradezu als übergang zum volksdrama gelten kann. er weist eine reihe bisher unbekannter scenare Hallmannscher dramen auf der Breslauer stadtbibliothek nach, durch die die dichterische entwicklung dieses mannes in ganz neue beleuchtung gerückt wird. diese scenare teilt er im anhang seines buches mit, wo er zugleich Stegers oberflächliche arbeit über Hallmann einer scharfen kritik unterzieht. es wäre vielleicht besser gewesen, den an sich sehr wertvollen excurs über Hallmann für eine besondere arbeit aufzusparen; im rahmen der vorliegenden schrift hat er methodisch keinen rechten platz.

Von Hallmann auf das allgemeine gebiet zurückkehrend nimmt R. den vielfach sehr leichtfertig ausgesprochenen unterschied zwischen kunstdrama und volksdrama unter die kritische sonde. er stellt fest, dass es falsch ist, das 'volksdrama' in parallele zum 'volkslied' und zu den 'volksbüchern' zu setzen. volkslied und volksbuch sind eigengewachsene dichterische producte, oder es sind doch alte kunstformen in ihnen schöpferisch

umgestaltet worden; beim comödiantendrama sind lediglich die vorbilder des kunstdramas bis zur unkenntlichkeit verzerrt, ohne dass etwas neues, für sich wertvolles oder wenigstens entwicklungsfähiges an ihre stelle getreten wäre. es sind meist kunstdramen, die den bandenstücken zu grunde liegen: spanische, französische, italienische, holländische und deutsche. nur selten haben sich die comödianten ihre stücke selbständig zurechtgezimmert. es ist daher irreführend, kunst- und volksdrama zu unterscheiden. richtiger ist die unterscheidung von gelehrtendrama und bühnendrama. das kunstmäfsige bühnendrama wurde von den comödianten zum bandenstück vergröbert. dass die deutschen alexandrinertragödien verhältnismäfsig wenig dabei sind, hat seinen grund nicht darin, dass sie dramatisch wertloser sind, sondern darin, dass sie im gegensatz zu den romanischen streng an classischen vorbildern (wenn auch mittelbar) geschult sind, und das classische geht den comödianten nicht ein. sie sind ihrer richtung nach romantisch, oder besser gesagt romanesk. wo ein deutsches stück dieser richtung entgegenkommt, wird es übernommen; wo ein französisches ihr entgegensteht, wird es beiseitegelassen, und sei es ein meisterwerk. diese bemerkung ist sehr wertvoll, und würde es noch mehr sein, wenn R. die inneren gründe der erscheinung erwähnt hätte. dazu hätte er den blick nicht nur auf die litteratur, sondern auf die ganze cultur des 17 jh.s werfen müssen. es ist das jahrhundert des barock; die gelehrten kannten die classiker wol, aber kunst und leben standen allem classischen meilenfern. die fürstenhöfe waren die führer und träger der cultur, an der spitze der wahrlich sehr unclassische hof von Versailles. deshalb muste das classicistische gelehrtendrama im winkel verstauben.

Bei der nun folgenden besprechung der romanischen vorbilder des deutschen bandendramas hebt R. hervor, dass man nicht alles, was in letzter linie auf spanische vorbilder zurückgeht, als 'spanischen einfluss' ansprechen kann. nur das wenigste ist aus Spanien direct eingeführt, das meiste ist durch das medium französischer, holländischer und italienischer bearbeitungen gegangen. der italienische einfluss ist deshalb schwer abzugrenzen, weil die in betracht kommenden italienischen Stücke nur zum geringsten teile zugänglich sind. das resultat kann also den vermutungen früherer forscher gegenüber, die lediglich nach titelangaben ihre aufstellungen machten, nur einschränkend ausfallen. was von solchen titeln zu halten ist, weist R. an verschiedenen beispielen nach. titel wie 'Die triumphierende Keuschheit', 'Das verhöhnte und wieder bekrönte Liebespaar' sagen gar nichts, und zudem hatten die comödianten die neigung, alte bekannte titel auf neue stücke zu pfropfen. umsomehr müssen wir für jede würklich gelungene identificierung dankbar sein. es sind bausteine zu der noch zu schreibenden geschichte des dramas

im 17 jh. da ist es besonders zu begrüfsen, dass R. die aufmerksamkeit auf zwei bisher noch wenig beachtete comödiantenstücke lenkt, zwei von den ganz wenigen die überhaupt zum druck gelangten: 'Das Gefängnis der Liebe' in einem druck von 1687 und 'Virenus und Olympia', von dem gesagt wird, dass es 1665 schon aufgeführt wurde. diese dramen gehören zu denen, die den übergang vom Liebeskampf zur Schaubühne und den späteren haupt- und staatsactionen bilden.

Die stellung Veltens, dessen reformatorenruhm gerade in letzter zeit schon mehrfach erschüttert worden ist, wird noch einmal einer kritik unterzogen. auch R. kommt zu keiner ehrenrettung des bedeutend überschätzten bandenführers. auch er stellt fest, dass sich 'in den tendenzen der übernahme aus Veltens verzeichnis im grofsen kein neuer zug nachweisen lässt', und dass auch die erweiterung der kenntnis seines repertoires durch die veröffentlichung des tagebuchs des herzogs Ferdinand Albrecht von Braunschweig und weitere verificierungen Veltenscher titel daran nichts haben ändern können.

Die ganze breit angelegte untersuchung über die romanischen elemente in der deutschen wanderbühne findet nun ihre bestätigung in der 1670 erschienenen 'Schaubühne englischer und französischer Comödianten'. sie schliefst sich schon äufserlich an die älteren sammlungen von 1620 und 1630 an, und führt im titel nur éin bedeutungsvolles wort, 'französische' (comödianten), neu ein. darin kommt die tatsache, dass der romanische einfluss neben den englischen getreten ist, gleichsam symbolisch zum ausdruck. die auswahl die der herausgeber der Schaubühne unter den nichtenglischen stücken trifft, entspricht ganz der tendenz, die schon beim repertoire der comödianten hervortritt, nämlich die romaneske comödie zu bevorzugen und das classicistische drama zu übergehn. auch die als drama hier zum erstenmal erscheinende 'Taliclea', so jämmerlich das machwerk auch ist, und die gleichfalls hier zum erstenmal belegte allegorische pastorale 'Damons Triumphspiel' tragen diesem zuge rechnung.

R. nimmt an, dass die schaubühne ursprünglich nur als sammlung von übersetzungen gedacht gewesen sei, und dass der herausgeber erst als ihm kraft und lust ausgiengen, die lücken mit alten stücken aus den beiden früheren sammlungen ausgefüllt habe. aus der tatsache, dass er die beiden rivalisierenden elemente, die deutschen (englischen) wandertruppen und die französischen comödianten, zusammenschweifst, schliefst er, dass der herausgeber dem schauspielerstande fern gestanden habe. diese annahme erscheint mir jedoch sehr anfechtbar. ein nur litterarisch interessierter mann hätte kaum die alten halbvergessenen 'englischen comödianten' wider hervorgesucht, um sie mit Molière und Quinault zu vermengen. ich möchte das unternehmen durch-

aus ebenso wie den Liebeskampf auf die kreise der deutschen comödianten zurückführen. die gründe die R. dagegen anführt, scheinen mir eher dafür zu sprechen. gerade weil die zahlreich in Deutschland auftretenden französischen truppen mit ihren zweifellos besseren leistungen die Deutschen verdrängten, suchte einer von diesen sie mit ihren eigenen waffen zu treffen und ihre stücke für die deutsche bühne nutzbar zu machen. angenommen dass diese vermutung richtig ist, so muss der versuch allerdings als völlig mislungen bezeichnet werden. irgendwelchen litterarischen oder bühnenmäſsigen einfluss hat die Schaubühne nicht gehabt.

Eine litterarische bedeutung hat die sammlung für uns jedoch insofern, als sie die ersten deutschen übersetzungen französischer dramen, insbesondere Molières, enthält. ihnen widmet R. deshalb auch den hauptanteil seiner betrachtung. soweit Molière in frage kommt, ist die technik und der wert der übersetzungen bereits von Eloesser behandelt worden, und R. konnte hierzu nur noch einige berichtigungen und ergänzungen anbringen. betreffs der übrigen französischen stücke bestätigt er Eloessers annahme, dass sie, wenn sie auch verschieden in ihrem werte sind, von demselben übersetzer herrühren wie die Molièreübersetzungen, dh. von dem herausgeber der schaubühne selbst, mit ausnahme des Avare, in dem der herausgeber eine schon vorhandene, übrigens viel schlechtere arbeit einfach übernahm.

Es ligt in der natur der sache, dass die fleiſsige und kenntnisreiche arbeit ein eigentliches resultat vermissen lässt. der wert der untersuchung ligt in ihren einzelheiten. über den Liebeskampf dürfte, was dessen litterarhistorische stellung angeht, auf lange zeit hinaus alles gesagt sein was zu sagen ist.

Der referent möchte jedoch zum schlusse noch eine äuſserlichkeit bemerken. der verfasser ist auffallend freigebig mit lobenden oder tadelnden epithetis, wenn er die arbeiten seiner vorgänger erwähnt. gewis hat er das recht, eine gute arbeit gut und eine schlechte schlecht zu nennen; aber es will doch einigermaſsen sonderbar erscheinen, wenn ein litterarhistorischer homo novus, mag sein erstlingswerk noch so tüchtig und vielversprechend sein, leuten wie Creizenach und Minor erst noch besonders bezeugt, dass sie das oder jenes gut gemacht haben.

Göttingen, im januar 1912. **Carl Kaulfuss-Diesch.**

Englische romankunst. die technik des englischen romans im achtzehnten und zu anfang des neunzehnten jahrhunderts von **Wilhelm Dibelius.** zwei bände. xv u. 406 ss., xi u. 471 ss. 8°. Berlin, Mayer und Müller 1910. [Palaestra xcii und xcviii.] 8 und 9 m.

Nach RRiemanns verdienstvollem erstem versuch über Goethes romantechnik (1902) sind in den letzten neun jahren zumeist nach seinem vorbild eine ganze anzahl deutscher erzähler (ETA

Hoffmann, KvHoltei, OLudwig, GFreytag, CFMeyer, ThStorm, GKeller) nach der technischen seite untersucht worden. über rahmenerzählung (HBracher) und gespenstergeschichten (BDiederich), über composition und poetische technik (BSeuffert), über die rolle des erzählers (KFriedemann) haben besondere arbeiten gehandelt. auf dem nachbargebiet der classischen philologie besitzen wir in RHeinzes buch, das mit der feinsinnig eindringenden analyse des ganzen der Aeneis und ihrer teile eine zusammenfassende systematische erörterung der gestaltungskunst Vergils so mustergültig verbindet, ein vorbild für die grundsätze und methoden solcher untersuchungen über epische technik.

Beschränkten sich all diese forschungen auf einzelne erzähler oder engbegrenzte specialfragen, ja vielfach auf die bloſse feststellung, aufzählung und beschreibung der kunstmittel, so bedeutet Dibelius werk schon deshalb einen fortschritt, weil es das problem abermals auf einem neuen, für die deutsche litteraturgeschichte hochwichtigen grenzgebiet aufrollt. ferner wird nun hier zum ersten male nach den gleichen grundsätzen eine stattliche reihe von erzählern (19) und von werken (85) in ihrer geschichtlichen folge untersucht, die technik eines ganzen bedeutsamen jahrhunderts englicher romankunst erörtert. bei DDefoe einsetzend, dringt der verfasser dieses werkes im ersten bande über SRichardson, HFielding, TSmollet, OGoldsmith, LSterne bis zum sensationsroman (HWalpole, ClReeve, ARadcliffe, MGLewis) und zum socialen roman (HMackenzie, EInchbald, WGodwin) vor, um dann im zweiten den frauenroman (FrBurney, EInchbald, MEdgeworth, JAusten), schlieſslich WScott, ThEHook, FMarryat zu behandeln.

Die besprechung des vorliegenden werkes in dieser zeitschrift kann eine eingehnde stoffliche nachprüfung des inhalts, eine würdigung der neuen sachlichen ergebnisse nicht vornehmen. für den germanisten hat D.s buch vor allem principielles interesse. für ihn fragt es sich, auf welchen allgemeinern grundsätzlichen anschauungen die arbeit aufgebaut wird, ob und wieweit die angewante methode sachgemäſs ist, inwiefern also die erforschung der deutschen romankunst mittelbar oder unmittelbar aus dem werke nutzen ziehen kann.

Über die bestimmung und den geltungsbereich des begriffs technik hat sich D. nicht näher geäuſsert. unter der rubrik 'ziel und zweck der untersuchung' (I 5) wird kurz festgestellt, dass die bestimmte technik jedes kunstwerks auf den natürlichen ausdrucksformen der gattung und auf einer im lauf der zeit herangebildeten tradition beruhe. zwei fragen will D. demgemäſs an die bedeutendsten werke der grundlegenden epoche des englischen romans richten, die technische: 'wie ist das gemacht?', die historische: 'ist dies herkömmliche technik oder ist es individuell?' die vorbemerkungen beider bände betonen, dass in

den geltungsbereich technischer untersuchungen nicht nur das gehöre, was man gemeinhin unter romankunst zu verstehn pflege (führung der handlung, charakterisierung, körperliche beschreibung und erzählungsform), sondern alles, was der jüngere autor dem ältern ablauschen könne, des künstlers art, menschen und sachen aufzufassen und sich mit ihnen auseinanderzusetzen. zu diesen, wie D. sagt, 'persönlicheren seiten der kunst' sind zu rechnen: die charaktere, satire, didaxis, pathos, humor und naturauffassung.

All diese äufserungen zeigen eine verquickung technischer mit stofflichen, rein litterarhistorischen interessen. besonders deutlich wird das an den beiden zuletzt angezogenen stellen. dass die auffassung der erzähler vom menschen, von welt und natur in eine untersuchung ihrer technik einbezogen wird, begründet der verfasser der englischen romankunst seltsamerweise nicht mit dem bestimmenden einfluss, den diese anschauungen auf die formgebung des kunstwerks ausüben. vielmehr ist für ihn entscheidend die tatsache, dass auch hier ein widerspiel von typischem und individuellem begegnet, auch hier also für den jüngern autor die möglichkeit gegeben ist, von vorgängern zu lernen, dass somit litterarische abhängigkeit stattfinden kann.

Denn dem weit über das technische hinausgehenden verhältnis der künstlerischen individualität zur tradition gilt, wie D. selbst zugesteht, seine eigentliche aufmerksamkeit. ja, das vorwort des ersten bandes bekennt gradezu, dass diese darstellung der technik des englischen romans auf weite strecken mit einer geschichte desselben zusammenfalle, und dass auch sie wider nur ein willkommenes beispiel für die darlegung jenes verhältnisses der herübernahme zur künstlerischen eigenart, nicht selbstzweck der untersuchung sei. neben und vielleicht über der technischen steht also die litterarhistorische tendenz. daher wird viel stoffliches in das werk einbezogen. in eine geschichte des romans gehören allerdings D.s beste und sicherste ergebnisse. das fortwürken, die macht und eigenart litterarischer tradition, die eroberung neuer stoffgebiete und objecte, die vertiefung und differenzierung in der auffassung der alten, das alles wird eingehend bei jedem neuen autor erörtert.

Besonders bezeichnend für diese starke berücksichtigung des stofflichen ist die behandlung der charaktere bei den einzelnen erzählern. es unterligt keinem zweifel, dass nicht nur die welt der äufsern handlungen und begebenheiten, sondern auch das reich der seele, die vorstellungen und gefühle des eigenen oder des fremden innenlebens zum material des dichters gehören. wenn nun LSterne neue interessante psychologische objecte im familienleben, neue formen des seelenlebens entdeckt, wenn der sensationsroman den geisterspuk und das gruseln verwertet, EInchbald an scharf contrastierten charakteren aus zwei entgegengesetzten schichten sociale probleme erörtert, MEdgeworth die gesellschaftsdame und

den Iren einführt, WScott den Puritaner und den Schotten tiefer erfasst, so sind das alles nur bereicherungen einer sachlichen, stofflichen kenntnis der menschenseele, fortschritte in der dichterischen psychognosis, der fähigkeit des nacherlebens fremder gefühle und vorstellungen. und doch verweilt grade dabei D. immer besonders lange. mit ausnahme WScotts sind überall schon ganz äufserlich die charaktere erheblich eingehnder behandelt als die charakterisierungskunst und ihre mittel. das verhältnis der jeweils erforderlichen druckseiten stellt sich für Richardson 7 : 2, Fielding 15 1/3 : 5 1/4, Smollet 16 : 5 1/2, und so geht das fort. in einer darstellung künstlerischer formgebung aber darf die neue auffassung oder die entdeckung von gewissen charakteren nicht um ihrer selbst willen als verdienst und fortschritt breit erörtert werden. sie kann da allenfalls die voraussetzung bilden für das problem: wie leiht nun der einzelne erzähler seiner innern anschauung von diesen gestalten form und äufserung? das wie, nicht das was, die charakterisierung, nicht der charakter ist zu behandeln.

Die entstehungsgeschichte der arbeit, die 'ursprünglich nur das bescheidene einleitungscapitel eines gröfseren werkes über Dickens' sein sollte, D.s endziel, das zu überblicken was 'ein autor der Victorianischen ära an typischen elementen bereits vorfand', erklären diesen zwiespalt des stofflichen und des technischen. zunächst hat der verfasser unseres werkes die vorgänger seines helden wol nur daraufhin betrachtet, was sie Dickens etwa geben konnten, ob und wo die von ihm vereinten elemente bei jenen zuerst einzeln erscheinen. diese fragen aber führten ihrerseits, wie das vorwort des ersten bandes bekennt, notwendig zu einer weitern untersuchung. sollte nicht vorschnell auf grund litterarisch-technischer parallelen ein persönliches abhängigkeitsverhältnis zwischen Dickens und den betreffenden vorläufern construiert werden, so war ferner festzustellen: ist das, was in der kunstübung eines vorgängers zunächst neu und eigenartig erscheint, was auf Dickens vorwärts weist, würklich dem verdienst und der individualität grade dieses erzählers zuzurechnen? 'spiegelt sich nicht in dem einzelnen autor die gemeinsame romantechnik des achtzehnten jahrhunderts?' so muste D. die vorläufer von vorläufern heranziehen. und nicht mehr blofs die fäden, die zu Dickens hinführten, galt es aufzuzeigen; nun waren auch die zu entwirren, die jene vorgänger untereinander verbanden. nur dann schien es möglich, herkömmliches und eigenes beim einzelnen zu scheiden.

Indem so der rahmen der forschungen weiter und weiter gespannt wurde, trat die geschichte und technik des englischen romans v o r Dickens ganz in den vordergrund. dennoch konnte die rücksicht auf den ursprünglichen helden nicht völlig ausgeschaltet, die neue aufgabe nicht unbedingt selbstzweck werden.

denn eine untersuchung des widerspiels von tradition und individueller eigenart für die wichtigsten englischen romandichter eines ganzen jahrhunderts muste bei dem fast gänzlichen fehlen der vorarbeiten ins uferlose führen. bald genug ist denn wol D. zu der einsicht gekommen, dass die vielen 'fäden, die mehrere dichterische individualitäten, wie zb. Richardson und Fielding einerseits und Walter Scott andrerseits miteinander verbinden', kaum je im einzelnen festgestellt werden können (II 386). mit vollster absicht verzichtet er deshalb auf die erforschung von einzelbeziehungen zwischen zwei dichtern. das ist sein gutes recht und für die wissenschaftliche erkenntnis der werke genügt es ja durchaus, ohne nachweis bestimmter quellen litterarische entlehnungen als solche zu constatieren und blofs festzulegen: 'X. geht auf Tom Jones zurück. Clarissa lebt weiter in Y., Z. zeigt deutliche spuren des Grandison. W. ist ein neuer Lovelace'.

Indessen mit diesen tatsachen an sich ist für die ergründung des wechselverhältnisses von tradition und eigenart noch nichts gewonnen. entscheidend ist erst die zweite frage nach der art der entlehnungen. die feststellung dessen, was persönlich ist, gerade in der verwendung der übernommenen kunstmittel, der typischen figuren und züge, die frage, wie sich dies herkömmliche in seiner individuellen prägung seinerseits mit dem eigenen verbindet zu einem neuen ganzen, darf nicht übergangen werden, wenn der individualität gegenüber dem traditionellen ihr recht werden soll. aber war eine solche forderung überhaupt zu erfüllen? welch sorgsame, differenzierende scheidearbeit hätte da erst für jeden der neunzehn autoren geleistet werden müssen! denn das widerspiel jener beiden momente bei den einzelnen erzählern, in jedem einzelnen werke ist unendlich compliciert. mannigfach kreuzen auch hier sich die beiden hauptfäden, und das entscheidende ist: sie sind stets zu einem neuen einheitlichen gewebe verflochten. mit einem raschen 'entweder — oder', mit der aufteilung an zwei reinlich geschiedene kategorieen 'herkömmlich' und 'individuell', wie das D. will, war eine lösung des problems entfernt nicht zu gewinnen.

So erklärt es die entstehungsgeschichte der aus einem litterarhistorischen problem erwachsenen untersuchungen und die einseitige behandlung des entlehnungsprocesses, dass D. sich im ganzen darauf beschränkt, die macht und das fortwürken litterarischer tradition darzulegen, das beharrliche widerkehren gewisser fester associationsreihen oder -typen in den vordergrund zu stellen. daraus aber ergibt sich mit notwendigkeit eine vergewaltigung der individuellen besonderheiten, eine überschätzung des herkömmlichen, eine blofse feststellung dessen, was aufser und neben dem übernommenen eigenartig ist. dies neue wird nun in den meisten fällen auf stofflichem gebiete liegen, während gerade die formale kunst des autors sich am deutlichsten darin

zeigt, dass er dem oft behandelten, sachlich geläufigen in der darstellung neue seiten abgewinnt. daher sind infolge jener verquickung von stofflichem und technischem und dieser überschätzung der tradition durch das ganze werk hindurch die gewichte seltsam genug verteilt.

Die kleinen talente, die mittelmäſsigen werden am besten getroffen und nicht nur verhältnismäſsig, sondern oft absolut genommen, eingehnder behandelt als die könner und künstler. principiell zwar hat auch D. es ausgesprochen, dass die groſsen typen, die groſsen entwicklungsreihen 'von den kleinen nachahmern nur gefestigt, dagegen von der individuellen kunst des originellen kopfes entscheidend beeinflusst und weitergeführt werden'. seine darstellung aber schreibt gerade den dii minorum gentium hochbedeutende fortschritte zu und spart bei ihnen nicht die superlative. da haben ARadcliffe und MGLewis, die bislang als verfasser von schauerromanen nicht gar hoch im curs standen, zuerst die künstlerische gestaltung der einzelscene, 'einen der entscheidendsten wendepuncte in der geschichte des romans', erreicht. in diesen vielgeschmähten sensationsromanen, die doch offensichtlich mit ihrem geisterapparat auf die nerven der leser würken wollen, ist 'der groſse fortschritt zur rein künstlerischen freude am anziehenden gegenstand bewerkstelligt. im gruseln hat der mensch des achtzehnten jahrhunderts die didaxis verlernt'. miss Austen etwa wird bescheinigt, dass sie in kleinem rahmen das gröste geleistet und als vollenderin Richardsons das was er verfehlte, und was sich mit seiner technik erzielen lieſs, würklich erreicht habe.

Der gang und der umfang von D.s untersuchungen, das vorwalten stofflicher interessen und die einseitige auffassung des entlehnungsprocesses, die daraus folgen, bedingen ferner die methodische gesamtanlage des buches, seinen starren gewaltsamen schematismus.

Die verschiedensten autoren der verschiedensten zeitepochen, der künstler wie der brotschreiber und der unterhaltungsschriftsteller werden als gleiche gröſsen an denselben unveränderlichen und absoluten maſsstäben gemessen. in der immer gleichen reihenfolge der behandlung wird zunächst in allen einzelrubriken traditionelles ausgesondert, und das was dann bleibt, als neu, individuell festgelegt.

Das schema für diese betrachtung leitet D. ab aus den 'schaffensbedingungen des epischen künstlers', 'aus der genesis des künstlerischen schaffens überhaupt'.

Die uridee eines werkes, das aus den verschiedensten momentanen impulsen entsteht, lässt sich seiner meinung nach in der vollendeten schöpfung niemals mehr mit sicherheit nachweisen. fassbar ist als erster moment der innern (!) entstehungsgeschichte der, in dem aus der idee ein grundplan erwächst; dh.

in dem der künstler sich klar wird über die beherschenden momente seines künftigen werkes. hier entscheidet es sich, ob der dichter eine spannende äufsere handlung geben, oder blofs auf eingehnde schilderung des seelenlebens seiner menschen gewicht legen will, ob 'vielleicht ein problem, eine ästhetische stimmung oder noch anderes' dominieren wird. im gegensatz zu der nach D. absolut individuellen conception, der 'ursprünglichen idee des kunstwerks', soll hier die erinnerung an die tradition mitarbeiten. gewisse litterarische typen des grundplans, wie zb. abenteuer- und persönlichkeitsroman sind bereits ausgebildet, und so ist schliefslich dieser erste fassbare moment der innern entstehungsgeschichte nichts anderes, als der vor oder während der niederschrift erfolgende bewuste anschluss an irgend eine der vorhandenen formen. für Dibelius praxis bedeutet das jedesmal die entscheidung darüber, ob das einzelne werk dem abenteuerroman Defoe-Fieldings oder Richardson-Goldmiths persönlichkeitsroman bezw. einer ihrer modificationen zuzuweisen ist.

Steht der grundplan fest, so folgt die ausführung, bei der es sich handelt um die ausgestaltung der charaktere, die verteilung der ihnen in der handlung zufallenden rollen und um die handlungsführung selber.

Endlich muss neben diesen beiden momenten etwas betrachtet werden: 'was in allen stadien der arbeit vorhanden ist und von der ersten conception bis zur letzten zeile das werk gestalten hilft, die persönliche (satirische, moralisierende usw.) auffassung des autors von den dingen im allgemeinen und speciell von dem object, das er zum kunstwerk bildet'.

So ergibt sich nach einigen verschiebungen im interesse der praxis für die untersuchung jedes einzelnen autors folgendes mafsgebende schema:

I. 1. Grundplan des romans.
 2. constructionsmotive.
 3. handlungsmotive, auch blofs 'motive' genannt.

II. 1. rollenverteilung.
 2. charaktere.
 3. charakterisierungskunst.
 4. körperliche beschreibung.

III. führung der handlung.

IV. vortrag (objective und subjective elemente).

V. auffassung.
 1. satire und didaxis.
 2. a) pathos (mit tragik), dazu tragikomik.
  b) komik und humor.
   α) situationskomik.
   β) charakterkomik (und -humor).
   γ) subjective komik (und humor).
 3. naturgefühl.

Auf den ersten blick scheint dies schema tief in den entstehungsbedingungen des romans begründet zu sein. die stufenfolge der zu prüfenden factoren baut sich wie mit einer inneren notwendigkeit auf den allgemeinsten, schier unbestreitbaren grundzügen der genesis künstlerischer werke auf. so könnte man versucht sein, dieser genetischen begründung der untersuchungsprincipien vor dem äufserlicheren einteilungsverfahren Riemanns und seiner nachfolger den vorzug zu geben. einen solchen methodischen fortschritt nimmt doch auch wol der verfasser des werkes für sich in anspruch, wenn er im vorwort nach dem dank an Riemann fortfährt: 'von dem schwierigsten teil der aufgabe, die mannigfachen einzelbeobachtungen in ein system zusammenzufassen, haben mir vorgänger kaum etwas abgenommen'.

Dennoch muss aus methodischen gründen einspruch erhoben werden gegen jede chronologische schematisierung des künstlerischen schaffensprozesses. sein verlauf ist uns so wenig bekannt, und das was wir davon wissen, derart individuell verschieden, dass sich danach wol einzelne momente einigermafsen deutlich charakterisieren lassen. niemals aber kann für den zeitlichen ablauf und die stufenfolge dichterischen gestaltens auch nur in so allgemeinen umrissen wie: 1. grundplan, 2. ausführung ein normales, für neunzehn autoren verbindliches schema aufgestellt werden. alles was D. nach dieser seite vorbringt, seine hauptroute (grundplan, ausführung, persönliche auffassung), seine ansichten von der entstehung des kunstwerks aus einer idee, von dem eintreten eines zustandes ruhiger überlegung in einem anfangsstadium des schaffens, wo man von einer festlegung des grundplans reden kann, von der dadurch ermöglichten leichteren ausführung, das alles sind voreilige verallgemeinerungen. ihre hinfälligkeit wird sofort klar, wenn man eine reihe dichterischer selbstzeugnisse in ihrer bunten fülle mustert.

Und so liegen die dinge doch nicht, dass der individuelle verlauf des schaffens, die entstehungsgeschichte eines werks und die letzte objective form der künstlerischen darbietung ohne weiteres sich auseinander ableiten liefsen, dass sie etwa in dem einfachen verhältnis von ursache und würkung ständen [1]. auch aus diesem grunde geht es nicht an, die einteilungsprincipien für die wissenschaftliche ergründung der dichterischen form herzuleiten aus der genesis des schaffens.

Wenn man aber einmal mit diesem genetischen schema arbeitet, darf weder bei seiner theoretischen begründung noch in der praxis der einzelnen capitel die erörterung der 'persönlichen auffassung des autors von den dingen im allgemeinen und speciell von dem object, das er zum kunstwerk bildet', als ein drittes moment von accessorischer bedeutung, das neben, aufser,

[1] näher ausgeführt und an einem beispiel bewiesen Arch. f. d. stud. d. n. sprachen 125, s. 32/3. 279.

auch vielleicht in den andern noch vorhanden ist, an die letzte stelle rücken. das ich des dichters, die eigenart seiner phantasie und begabung, sein dauernder wille zur kunst mit der stetigen, durch ihn bedingten sammelnden und auswählenden tätigkeit des gedächtnisses, endlich mit der ununterbrochenen innern einstellung auf das schaffen ist doch rein genetisch das erste. all diese persönlichen momente bilden nicht nur die voraussetzung für die einzelconception, sondern bedingen sie ebenso wie die wahl des stoffes. auch während der ausführung wird durch sie immer wider die gestaltung bis ins einzelne beeinflusst. sie stellen die synthese all jener verschiedenartigen stoffelemente, des fremden und des eigenen her.

So schwer es ist, diese ganz subjectiven züge aus der objectivität des geformten werkes richtig zu erschliefsen, so gewis dies bei der untersuchung oft den letzten und schwersten teil der aufgabe ausmacht, die behandlung dichterischer technik nach genetischen principien müste die persönlichkeit des schöpfers in den vordergrund rücken. sie kann ihren aufgaben nur dann gerecht werden, wenn sie aus der eigenart und den absichten des einzelnen erzählers, aus dem zu gestaltenden stoff die form in ihrer notwendigkeit zu begreifen sucht. ihre fragestellung darf sie nicht aus abstractionen und aus hypothesen über grundbedingungen und genesis dichterischen schaffens gewinnen, sondern aus der analyse des einzelobjects und der kenntnis der den schöpfer bestimmenden absichten.

Ganz anders Dibelius. wenn er zb. Sterne behandelt, folgt er nicht der bessern, gelegentlich von ihm geäufserten einsicht: 'das ganze capitel müste von rechtswegen unter den obertitel (der subjectivität des vortrags) gestellt werden', sondern er beginnt programmäfsig mit dem grundplan. als methodisch-lehrreiche umwandlung eines typus, des abenteuerromans (Defoe-Fielding), wird das krause, curiose durcheinander des Tristram Shandy und der Sentimentalen Reise begriffen. das bedenkliche dieses verfahrens verhehlt sich freilich auch D. nicht (I 242). aus den rhetorischen fragen, mit denen er an der betreffenden stelle die wenig besagenden übereinstimmungen in der Sentimentalen Reise beweiskräftig zu machen sucht, klingt doch so etwas wie eigener zweifel. ja, er gesteht sogar zu, dass Sterne den grundplan des abenteuerromans für seine zwecke bis zur unkenntlichkeit ummodele. gleichwol wird diese herübernahme von D. als ein beweis für das eigenleben litterarischer gattungen und für die einkleidung innerer erlebnisse in bestehende formen und typen angesehen. nicht genug damit soll nun Sternes seltsame gattung noch alle charakteristischen eigenschaften des Richardsonschen persönlichkeitsromans aufweisen. sprach vorher das verhältnis zu Fielding für die neigung der kunstform zum beharren, so beweist nun die anlehnung an Richardson ihre dehnbarkeit in der hand eines genius.

Erst der fünfte abschnitt erörtert programmgemäfs die originalität Sternes in der auffassung des ganzen. die behandlung wird wider unter die üblichen rubriken (situationskomik, charakterhumor usw.) aufgeteilt und endlich Sternes sentimentalität als eigenartige form des pathos bestimmt. sie sei, behauptet der verfasser unseres werkes, eine 'ausdehnung des empfindens auf die seltsamsten objecte, verbunden mit stärkster detaillierung und einer persönlichen, möglichst barocken note im ausdruck des gefühls'. zum schluss erläutern einige beispiele diese definition.

So ist trotz vielen richtigen einzelergebnissen das gesamtbild Sternes verzeichnet. umgekehrt müste man hier vorgehn. ich kann nur eben andeuten, dass des erzählers weltanschauung von der ohnmacht und schwäche des sich so grofs dünkenden menschen, von der bestimmenden einwürkung einer masse kleiner anlässe und ursachen auf seinen charakter und sein schicksal, von der ererbten individualität (engl. moralphilosopie) die form zb. des Tristram Shandy im grofsen und kleinen bestimmt. wenn das einsetzen mit der charakteristik der eltern und der geburt des helden D. an den typischen abenteuerroman erinnert, so halte ich es für ausschlaggebend, dass die schilderung der eltern, die erwähnung der bei zeugung und geburt wichtigen umstände ein ausfluss jener weltanschauung ist. in einer solchen pragmatischen biographie kommt es darauf an, alle für den helden irgendwie wichtigen einflüsse unter besonderer betonung des scheinbar geringfügigen blofszulegen. so erklärt sich auch die rolle, die hier das detail spielt. von solchen gesichtspunkten aus müste dann analysierend das einzelne begriffen werden, wären auch die züge in der führung und anordnung der handlung zu erfassen, die zwar nicht unmittelbare entlehnungen, aber neue, eigenartige umbiegungen Richardsonscher oder Fieldingscher technik darstellen.

Völlig indessen übergeht D. die einzelnen individualitäten doch nicht. auch nach dieser seite bringt sein buch allerlei gutes und neues. vielfach, namentlich bei dem mittelschlag, den erzählern zweiten und dritten ranges, ist im einzelnen alles nötige gesagt. es bedürfte oft nur einer umkehr der reihenfolge, einer verschiebung der accente, um den hier aufgestellten forderungen gerecht zu werden. sie verlangen noch einmal, dass der forscher sich nicht begnüge, einen dualismus, ein widerspiel von tradition und individualität festzustellen, und das eine immer erst dort finde wo das andere aufhört. vielmehr muss versucht werden, in dem einzelnen kunstwerk, als einem organischen ganzen, eine letzte einheit zu finden. sie erwächst aus den durch die analyse des werkes zu erschliefsenden künstlerischen gesamtabsichten und der persönlichen auffassung des schöpfers, und sie gestaltet nach ihren zwecken dies einzelne, fremdes nicht minder als eigenes, formend um.

Ein letzter grundsätzlicher mangel des schemas ist seine unabänderliche starrheit, seine weitgehende specialisierung.

Indem sie den verfasser unseres werkes zwingen, bei jedem einzelnen autor in der ein für allemal festgelegten reihenfolge eine grofse zahl speciellster puncte zu erörtern, unterbinden sie jede individuelle, aus dem einzelnen gegenstand gewonnene fragestellung. niemals kann so die auffassung und bedeutung, die den einzelnen rubriken jenes schemas in einem besonderen werke oder im gesamten schaffen eines erzählers würklich zukommt, auch in der darstellung seiner kunst gang, grenzen und art der behandlung, die verteilung der accente bestimmen. ohne dass irgendwo der lebensvolle zusammenhang einzelner romane zur anschauung gebracht würde, werden immer wider nur stücke und teile dem schema zuliebe in die gleichen festen fächer eingesargt.

Man wird mir einwenden, das müsse so sein, und nur bei einem einzelnen autor lasse sich, wie zb. in RHeinzes buch, die analyse der dichtung mit der systematik der kunstmittel vereinen. nun, der versuch ist meines wissens noch nicht gemacht, in form einer allseitigen analyse einmal die gesamte technik eines kunstwerks aufzurollen. aber wenn in unserem falle jene stofflichen ausführungen weggeblieben wären, hätten sich ohne weitere aufschwellung des umfanges für die wichtigsten werke jedes autors kurze beschreibungen ihres formalen gesamtaufbaues (nicht des inhalts) geben lassen. für meine auffassung ist es ein grofser rückschritt, wenn D. statt solcher zerlegenden veranschaulichung ganzer romane und ihres gefüges das zusammengehörige, die stehend gewordene rubrik 'composition', in zwei durch ihre stellung im schema getrennte unterabteilungen 'grundplan' (I_1) und 'handlungsführung' (III) auseinanderreifst. bei der erörterung des 'grundplans' erfolgt ja nur, wie schon gezeigt, eine abstempelung auf die beiden haupttypen. und unter dem obertitel 'constructionsmotive' werden ebenso wie bei der 'handlungsführung' nur bruchstücke, herausgerissen aus dem lebensvollen gesamtorganismus, verschiedenen werken eines autors entnommen, behandelt. lediglich beispielsweise sind einzelne dieser motive, bestimmte teile der handlungsführung erörtert und in buntem durcheinander bald aus diesem, bald aus jenem werke belegt.

Auch für die systematische zusammenfassung der kunstmittel müssen statt der sorgsamen specialisierung bei D. die einzelnen rubriken möglichst dehnbar sein, ja vielleicht ein wenig äufserlich gefasst werden. nur dann können innerhalb eines solchen grofsen, grob umrissenen schemas und seiner teile die einzelnen autoren und ihre werke für die feinere zergliederung die besonderen fragen und probleme vorschreiben.

Heuristisch im besten falle mag D.s specialisierung dem forscher für den anfang seiner untersuchungen eine gute all-

gemeine stütze und controlle sein, indem sie ihn darauf hinweist, was alles für fragen etwa zu stellen sind. hier ist es ein entschiedenes verdienst von D., eine ganze anzahl neuer gesichtspuncte entdeckt zu haben. er beobachtet die verteilung der rollen unter die charaktere (held, gegenspieler usw.), erörtert gesondert die constructionsmotive, dh. die haupthebel der handlung, liebe, reise, erziehung des helden. er geht ein auf die erzählungsform und den vortrag des erzählers. einzig nach dieser richtung ist auch das gesamte schema als eine topik der hauptgesichtspuncte, die ganz im allgemeinen für technische untersuchungen in betracht kommen, von wert. es kann die ersten wege weisen, die zur ergründung des einzelgegenstandes und seiner besonderen probleme führen. wenn auch die weitere untersuchung und die endgültige darstellung sich dem starren zwang eines derartig ausgebauten systems fügt, so führt das mit notwendigkeit zu einer vergewaltigung der individualitäten, zu voreilig verallgemeinernden constructionen, zu einem ganz äufserlichen arbeiten mit blofsen starren formen.

Dafür bietet ein besonders lehrreiches beispiel D.s auffassung von den litterarischen typen. praktisch entdeckt er sie in allen einzelrubriken seines schemas, theoretisch hat er seine lehre mit besonderem nachdruck gelegentlich der behandlung der charaktere vorgetragen. die typen sind die träger der tradition und werden definiert als feste ideenassociationen, bestehend aus einer bestimmten zahl von einzelelementen. für ihre aufstellung und benennung sind mafsgebend entweder die individuellen künstlerischen gestalten die in ihnen fortleben (Grandison, Tom Jones, miss Howe, Clarissa), oder die rolle, die ihre träger als handelnde personen haben (kammerfrauen, intriganten), eine haupteigenschaft des charakters (pedanten, sinnliche alte), oder der lebensberuf in verbindung mit einer abgrenzenden moralischen qualität (roher landjunker, edler pfarrer, miles gloriosus, zänkische ehefrau).

Die macht dieser typen soll darin bestehn, 'dass jedes glied dieser associationskette wieder lebendig werden kann, wenn nur ein einziges anderes glied in der erinnerung wachgerufen wird'. in D.s praxis übersetzt bedeutet das, dass selbst ein einziger zug, den eine künstlerische gestalt mit einem früheren, als typus festgelegten charakter gemein hat, principiell genügt, um ihn diesem typus zuzuweisen. nirgends jedoch, selbst nicht beim ersten auftreten, ist der einzelne typus als solcher klar abgegrenzt und beschrieben.

In Clarissens charakter zb. wird bei der behandlung Richardsons besonders betont 'eine ständige variation bei stetem sichgleichbleiben', eine gewisse vielseitigkeit bei consequenter treue gegen sich selbst, 'bei aller einheitlichkeit des charakters ein fortwährendes schwanken in seinen äufserungen', 'völliger frontwechsel bei absoluter einheit des charakters'. darin soll sein reiz liegen, das

Richardsons grofse leistung sein. aus dem gegensatz zu miss Howe sind als weitere wesenszüge erschlossen: sittlicher ernst und sittliches pathos, stete gröfse und erhabenheit. endlich wirft D. bei der einzelbehandlung rasch hin, dass dieser charakter eine verlebendigung des alten typus der leidenden Griseldis und der ausgangspunct für die lange reihe der unschuldig leidenden mädchen sei.

Und nun folgen ohne weiteres bei den einzelnen erzählern die freigebigen zuweisungen weiblicher figuren an einen nirgends festgelegten Clarissatypus. mit erstaunen wird man dabei inne, dass das vielfach unter berufung auf solche züge geschieht, die vorher bei der schilderung des urbildes gar nicht genannt wurden. auf grund der schicksale (angriff des geliebten auf die ehre I 168) oder gewisser situationsmotive (I 300) oder des blofsen charakters ohne die schicksale des vorbildes (II 244) wird eine abhängigkeit vom litterarischen typus behauptet. oder es genügt eine einzelheit, eine entfernte ähnlichkeit in dem wesen oder in den erlebnissen: Henrietta in Godwins 'Mandeville' gehört durch einen gewissen energischen zug in ihrem wesen zum Clarissatypus (I 389). Sophie Western ist wegen ihrer inneren feinheit und ihres kampfes gegen die hartherzigkeit von vater und tante 'eine hoheitsvolle Clarissa' (I 101). wenn nur noch die allgemeinsten umrisse eine verwantschaft verraten (Mathilde Elmwood II 21), bei ganz belanglosen ähnlichkeiten (feine gesellschaftliche form, treffsicherheit bei allen wichtigen entscheidungen), wo etwa 'feine sensitive frauenseelen' begegnen, 'die das leid und die freude der liebe an ihrem herzen erfahren und aus allen anfechtungen' (untreue und gleichgültigkeit der liebhaber) 'geläutert hervorgehen' (II 79), da sieht D. wenigstens fortbildungen und entwicklungen seines Clarissatypus. ja, er hält sogar starr an ihm fest, wenn solche einzelzüge sich mit andern verbinden, die dem wesen des vorbildes geradezu widersprechen. er erkennt selbst Clarissen an, die fehlbar sein können, und bei denen die unbedingte wahrhaftigkeit des urtypus in das gegenteil umgewandelt wird.

In der abschliefsenden zusammenfassung des zweiten bandes (II 362) wird dann allerdings gerade dieser typus noch einmal bestimmt. seine typische eigenschaft soll vollendeter seelenadel, sein typisches erlebnis schweres liebesleid sein. und an anderer stelle führt D. aus (II 374), dass mit der Clarissa sich zwei motive associativ verbinden: die entführung und der angriff auf ihre weibliche ehre, dem die heldin entweder entgeht oder erliegt. erst beide stellen zusammengenommen ergeben so etwas wie einen zutreffenden umriss und eine methodisch brauchbare begrenzung des Clarissentypus, und nur wo all diese momente zutreffen, wo also schicksal und charakter der Clarissa in ihrem wechselseitigen tiefern zusammenhang widerholt werden, dürfte man von einem anschluss an den typus reden.

Dies eine beispiel ist allgemeingültig. eher ist D.s verfahren in anderen fällen noch schlimmer. so wenn Sophia Western, von der selbst wider ein typus abgeleitet ist, nur eilig registriert wird: als 'eine neue Clarissa — oder schliefslich eine moderne Griseldis oder Konstanze — von den höhen des ideals in die würklichkeit übersetzt', als eine 'hoheitsvolle Clarissa mit einigen eigenheiten, die an Anna Howe erinnern'. Tom Jones, der vater des nahezu wichtigsten heldentypus, ist seinerseits an der entscheidenden stelle nur erklärt als eine mischung von zwei ältern typen, dem des leidenschaftlichen lebemannes (rake in Steeles Tatler) und dem des idealistischen ritters Don Quixote. dass er blut und leben empfing von dem herzblut und aus den lebensstürmen seines schöpfers, dass er ein leibhaftiges abbild der unendlich gütigen und freien weltanschauung Fieldings ist, was braucht das D. zu kümmern!

In derselben bereits vorher angedeuteten weise werden die einzelnen romane auf jene beiden grundplantypen abgestempelt. der beschränkte raum verbietet mir leider ein näheres eingehen auf diesen punct. den der an einem musterbeispiel die eilfertige vergewaltigung der künstlerindividualität, die consequenz der typentheorie grade auf diesem gebiet erkennen will, bitte ich neben D.s ausführungen über Scotts behandlung des grundplans das zu legen, was OLudwig in seinen tiefeindringenden, dem Dickensforscher seltsamerweise unbekannten studien über den gleichen gegenstand zu sagen hat [1].

Nach dem dargelegten erübrigt es sich, diese theorie weiter zu bekämpfen und auszuführen, wie sie die bunte fülle der lebendigen einzelerscheinungen ertötet und doch der compliciertheit und der eigenart der grofsen probleme nicht gerecht wird.

Wol aber bedarf D.s anschauung von der ausbildung dieser typen im laufe der litterarischen entwicklung noch eines abwehrenden wortes. ganz richtig wird zunächst ausgeführt, dass für ihre entstehung die einwürkung der originale nicht genügt. es ist vielmehr dazu nötig der verstärkende, 'cumulierende' einfluss der nachahmungen. daraus erst erwächst die macht des typus, der schliefslich beginnt, die beobachtung der würklichkeit zu beeinflussen. damit ist D. fertig. all die realen monumente, die entstehung neuer formen und typen des seelenlebens in der würklichen welt, ihre aufnahme in das persönlichkeitsideal und die weltanschauung einer zeitepoche, in deren psychologische und moralische litteratur, und nun die abhängigkeit des künstlers von all diesen factoren, nicht zuletzt den geschmack und die anforderungen des publicums, denen gerade die typen ihr langes leben danken, das alles ignoriert der verfasser unseres werkes. nirgends, von belanglosen seitenbemerkungen abgesehen, ist die rede von der

[1] Vgl. Dib. II 116—121 mit OLudwigs studien (Ges. schr. ed. AStern) VI 110. 115—117. 119. 122—123. 127.

eigenart der verschiedenenen perioden und zeitströmungen, nirgends werden ihre einwürkungen auf die technik erörtert.

Ja, Dibelius behauptet alles ernstes, dass die bildung eines typus nicht nur im anschluss an solche grofsen künstlerischen leistungen erfolge, sondern auch durch abstraction aus allerhand nebenfiguren der litteratur. um die entstehung des typus der gesellschaftsdame bei miss Edgeworth zu erklären, mustert er daher sämtliche frauen der besseren gesellschaft (zänkische ehefrau, prosaische hausmutter, sinnliche alte usw.), die bis zu ihr im englischen roman vorkommen. trotz stark convergierender linien findet sich als allen gemeinsam ein gutes herz, dazu eine unsympathische eigenschaft und — immer vorhanden, gelegentlich ausgesprochen — völlige beherrschung der gesellschaftlichen form. das genügt, um einen werdenden typus zu statuieren, der nur noch nicht ganz geschlossen ist und sich auf nebenfiguren beschränkt. miss Edgeworth und miss Austen haben nun nichts weiter getan, als dass sie diese gesellschaftliche gewantheit als den beherschenden hauptzug in den vordergrund stellten, dass sie es wagten, diese eigenschaften für wichtig und isolierter darstellung würdig zu erachten und an sie die anderen anzukristallisieren. ihre scheinbar neu geschaffene gesellschaftsdame ist in wahrheit 'eine abstraction aus bereits vorhandenen einzelerscheinungen', gewissen litterarischen nebenfiguren.

Schlagender als lange widerlegungen müssen solche praktischen einzelconsequenzen der ausschaltung aller individuellen momente die unbegreifliche ansicht ad absurdum führen, dass in der entwicklung einer poetischen gattung irgendwo blofs litterarische factoren mafsgebend seien, dass man sich bei irgend einem problem auf die eine einzige möglichkeit des lernens und abstrahierens aus den werken aller vorgänger beschränken dürfe.

Ein letzter methodischer fehler des buches erwächst aus D.s befangenheit in gewissen ästhetischen doctrinen.

Da ist zunächst das dogma von der objectivität des erzählers, das vor allem Spielhagen so beredt gepredigt hat. auch D. decretiert: (der vortragende) 'muss versuchen, völlig objectiv zu erzählen, die dinge mit all ihrem sinnfälligen detail darzustellen, alle reden so natürlich einzukleiden, dass man die menschen selbst sprechen zu hören glaubt, nichts zu berichten, was sich nicht unmittelbar aus der handlung ergäbe'. nun tun aber die epiker den ästhetischen dogmatikern diesen gefallen nicht. ja, sie können, wie Spielhagens eigene praxis beweist, ihn gar nicht erfüllen. so muss also auch D. feststellen, dass die erzähler 'es oft nicht lassen' können, 'den vortrag subjectiv zu färben'. und unbekümmert um eine lösung dieser widersprüche findet er abermals den ausweg, dass dieser zwiespalt 'ein interessantes widerspiel zwischen objectivem und subjectivem vortrag' bei sämtlichen autoren zur folge habe. reinlich geschieden werden denn auch die betreffenden ele-

mente unter den beiden rubriken 'subjectiver', 'objectiver vortrag' im einzelnen überall aufgeführt. ich muss mich leider widerum damit begnügen, auf KFriedemanns feines und gescheites buch hinzuweisen. die verfasserin ist darin mit erfolg gegen dies alte dogma der objectivität sturm gelaufen. unter dem von ihr aufgestellten gesichtspunct des verschiedenen standpunctes, den der erzähler in seinem werke einnimmt und wählt, muss das was D. im einzelnen über den vortrag bringt, neu untersucht werden. denn hier ist von Fielding an alles verzeichnet.

Eine blofse folge dieser grundlegenden anschauung ist die höhere bewertung der indirecten charakteristik als der feinern und kunstvollern form.

Endlich halte ich auch die forderung rein künstlerischer, uninteressierter auffassung des objects für ein ästhetisches dogma, das nur dazu führt, die persönlichkeiten und die werke an ganz falschen mafsstäben zu messen. so hat es bei D. zur folge, dass er die rein künstlerische darstellung des lebens zuerst erreicht sieht im sensationsroman. indem D. jedoch selbst vor den letzten consequenzen seiner eigenen ansicht zurückschrickt, und doch einen Walpole nicht über Fielding stellen will, gibt er seine eigene fragestellung und sein dogma preis. sicher müssen auch bei rein ästhetischer betrachtungsweise Richardson und Fielding immer noch recht gut wegkommen. gerecht werden aber kann man ihnen nur, wenn man auch die ethischen oder religiösen momente berücksichtigt, die für ihre auffassung der objecte mafsgebend waren. anderseits werden jene verfasser der sensationsromane überschätzt werden, wenn man hier der moralfreien, unbefangenen widergabe der einzelobjecte nicht ihre gesamttendenz entgegenstellt. mit allen stofflichen und technischen mitteln dienen sie doch dem geschmack und den bedürfnissen eines lesepublicums, das nach dem wunderbaren und grässlichen, nach den grellen und lauten effecten verlangt.

Wenn ich gegen Dibelius methode schwerwiegende bedenken habe, so ligt es mir doch ferne, über sein werk schlechthin den stab zu brechen. auf das sachliche konnte ich mich nicht einlassen, und wenn auch da vielfach die ergebnisse berichtigt, die persönlichkeiten und die individuellen probleme energisch wider in ihr recht eingesetzt werden müssen, im ganzen bleibt das buch ein grofser wurf. es wird sicher der einzelforschung kräftige impulse zu eifriger nachprüfung geben und durch sie hoffentlich in recht reichem mafse bestätigt werden. für meine besprechung war es zweck und pflicht, lediglich die methodik des werkes zu untersuchen: immer im hinblick auf ihre brauchbarkeit für die lösung der gleichen probleme im bereich der deutschen litteraturgeschichte. und da glaube ich allerdings energisch warnen zu müssen. die gefahren und schwierigkeiten technischer forschung lassen sich trefflich an dem buch studieren. nach der positiven

seite aber ist von einer übernahme der methodischen entdeckungen des verfassers, von seinem schema und dessen gebrauch, seiner einseitigen bevorzugung der tradition, seinen grundlegenden ästhetischen anschauungen für die erforschung der deutschen erzählungskunst kaum förderung zu erhoffen. schematismus herscht da ohnehin genug.

Berlin 21, 4. oct. 1911. **Hugo Eybisch.**

Paracelsus, Paracelsisten und Goethes Faust von **Agnes Bartscherer.** Dortmund, Ruhfus 1911. 333 ss. 8. — 7 m.

Es ist schade um dieses buch. der kern ist gut; einiges von dem inhalt ist zu brauchen. aber das meiste ist durch übertreibung entstellt und dadurch wertlos geworden.

Frl. B. zielt darauf, folgendes zu beweisen: Goethe hat sich schon seit 1769 mit der ausführung des Faustdramas beschäftigt; er hat seit diesem jahre eingehnde studien für die dichtung gemacht, hat von anbeginn einen abgerundeten fertigen plan für das ganze werk entworfen, das als ein im 16 jh. spielendes costümtreues historisches drama aufzufassen ist. die anregungen zu dieser dichtung hat Goethe hauptsächlich aus den schriften des Paracelsus und seiner anhänger empfangen; und Paracelsus ist denn auch das modell für den Faust geworden. was also 1897 Anton Reichl, freilich mit viel mehr besonnenheit und zurückhaltung, auf Agrippa von Nettesheim bezog, wird hier auf Paracelsus umgedeutet; frl. B. hätte die studie ihres vorläufers nicht ganz so geringschätzig abfertigen sollen, wie sie s. 24 tut.

Der beweis der verfasserin für ihre behauptungen setzt sich aus hunderten von einzelnen belegstellen zusammen, für deren widerlegung hier natürlich der raum fehlt. man müste ein neues buch schreiben, wollte man die geringe beweiskraft der meisten citate zeigen und alle trugschlüsse aufdecken; ich kann nur die wichtigsten stellen herausheben, um aus ihnen das buch als ganzes zu charakterisieren.

Was zunächst die berechnung anlangt, dass Goethe schon 1769 mit seiner Faustdichtung begonnen habe, so beruht sie bekanntlich auf dem letzten brief, den Goethe an Wilhelm von Humboldt schrieb, und auf seinem brief an Zelter vom 1 juni 1831. es ist unmöglich, immer wider die beweise dafür zu widerholen, dass der dichter, wenn er hier von 'über sechzig jahren' oder seinem 'zwanzigsten jahre' spricht, nur runde zahlen nennt. man kann auch nicht immer wider erhärten, dass Goethe vom 'Faust' vor 1774 keinesfalls etwas niedergeschrieben hat. eine menge kleiner voraussetzungen, die dem kenner sattsam bekannt sind, stilkriterien, sowie die sicherheit und reife der knittelverstechnik sind hier unbedingt beweisend; und wer alle diese forschungsresultate einfach ignoriert, stellt sein recht, an der Faust-inter-

pretation mitzuarbeiten, selbst in frage. nur soviel ist nach dem ergebnis vieljähriger untersuchung für die datierung zuzugeben: mündlich aus der rolle des doctor Faust heraus monologisiert mag Goethe schon vor 1774 gelegentlich haben, vielleicht seit ende 1772, anfang 1773 her; die conception reicht vielleicht bis in das jahr 1771 zurück, und hinter dieser conception liegen sogar schon vereinzelte vorstudien oder besser anregungen, die anfangs gar nicht für den 'Faust' bestimmt, dieser dichtung doch später zugute kamen.

Ein nicht minder verhängnisvoller grundirrtum des frl. B. ist der, dass der ganze 'Faust' nach éinem plan ausgeführt sei. auch hier kann man nicht immer wider die beweise widerholen, dass Goethe die absichten die er in der jugend mit der dichtung hatte (von einem plan darf man dabei gar nicht reden), später völlig vergessen hatte, und dass er 1797 tatsächlich einen neuen plan machte. dass er diesen möglichst mit den alten partieen in einklang brachte, wäre selbst bei einem viel geringeren künstler anzunehmen, und ist bei Goethe selbstverständlich. die übereinstimmung zwischen dem alten und neuen beruht aber nicht auf einem von anbeginn vorhandenen plan, sondern auf späteren erwägungen, auf ausgleichsbemühungen, auf erneutem studium von büchern die Goethe bereits aus jungen tagen kannte, und erstmaliger lectüre einer weitschichtigen litteratur, die vielleicht mittelbar, durch abgeleitete tradition schon ohne des dichters eignes wissen gewürkt hatte, und der er nun bewust und unmittelbar einfluss auf die dichtung gewährte. wie ausgeführt sich frl. B. den Goethischen Faustplan von 1769 vorstellt, ergibt sich ua. aus den seiten 76 f. 79. 140 ihres buches: bis in die kleinsten kleinigkeiten der classischen Walpurgisnacht, des schicksals der mägde der Helena usw. soll der dichter in dem genannten jahre den plan schon entworfen haben; selbst die idee des Prologs im himmel wird für Frankfurt und 1769 in anspruch genommen. demgegenüber ist summarisch darauf hinzuweisen, dass aller wahrscheinlichkeit nach der junge Goethe genau wie am 'Prometheus' und 'Ewigen Juden' auch am 'Faust' ohne jeden festen plan zu dichten begonnen hat. frl. B. stolpert einmal wider über den bekannten ausspruch, dass ihm die conception 'von vorne herein' klar gewesen sei. sie nimmt dies 'von vorne herein' wider einmal temporal im sinne eines 'vom ersten tage an', während nun schon sattsam erwiesen ist, dass es local zu fassen ist: 'von vorne herein', dh. von der ersten scene an ein stückchen in die dichtung hinein war ihm die sache klar; nach hinten hinaus dagegen, dh. für den weiteren verlauf und den ausgang der handlung oder, wie Goethe selbst sagt, 'die ganze reihenfolge hin' hatte er noch keine festen vorsätze gefasst. frl. B. kennt hier Goethes sprachgebrauch so wenig, wie s. 269, wo sie das wort 'ausschreiben' völlig misdeutet. sie hätte sich bei

richtigem verständnis auch gar nicht darüber gewundert, dass der junge Goethe vor Herder seine Faustpläne verbarg; er verbarg sie nämlich durchaus nicht, sondern sie waren noch gar nicht vorhanden.

Ganz arg verbaut sich frl. B. auch den freien blick, wenn sie das Faustdrama als ein 'historisches' drama auffasst. sie sieht in Faust selbst einzig den neuplatoniker des 16 jh.s; sie weifs (s. 39) sein 'leider auch Theologie' nur zu deuten, wenn sie ihn als menschen des reformationszeitalters fasst usw. zu welchen ungeheuerlichkeiten das führt, werden wir später noch sehen; die folgerungen aus jener irrigen grundanschauung beweisen durch ihre widersinnigkeit immer wider, dass Goethes 'Faust' in erster linie ein bekenntnis, eine manifestation seiner eignen zeit ist. nur bestätigend, bekräftigend kommen secundär einige züge des 16 jh.s hinzu. als historisches drama dagegen, antiquarisch richtig, mit versetzung in den geist der zeiten, mit widergabe von bestrebungen und empfindungen, die die menschen zwei jahrhunderte vor Goethe gehabt, als solches ist der 'Faust' nicht concipiert und nicht ausgeführt worden. das kann mit dutzenden von stellen des 'Urfaust' belegt werden; erst in manchen scenen des zweiten teils hat der alte dichter so etwas wie costümtreue angestrebt.

Dann weiter die Paracelsus-lectüre des jungen Klettenbergschülers: wir wissen allerdings, dass die chymie in der Frankfurter genesungszeit und noch in Strafsburg seine 'heimlich geliebte' (nicht, wie frl. B. s. 155 schreibt, seine 'geliebte nymphe') war, auch dass er sich mit Paracelsus beschäftigte. wie breit und tief aber dieses studium war, das müste auf das vorsichtigste untersucht werden. wenn frl. B. s. 25 sagt: 'mir scheint es sicher, dass Loeper und Schröer recht haben; denn wenn die Ephemerides auch nur excerpte aus einigen medicinischen schriften des alten Magus enthalten, so lässt sich annehmen, dass, ehe der junge dichter sich in abhandlungen über die pest, über die steinkrankheiten, über die säulen der heilkunst vertiefte, er die anderen bücher mit ihrem magischen inhalt längst in sich aufgenommen hatte', oder wenn es s. 26 heifst: 'ich glaube annehmen zu dürfen, dass sich das studium von Hohenheims zahlreichen werken, die Goethe allem anschein nach in der sammelausgabe von Johann Huser, 1616, vorlagen, durch das ganze jahr 1769 und einen teil von 1770 hingezogen hat und dass Goethe diesem einleben in die weisheit des berühmten arztes viele von den medicinischen kenntnissen verdankte, mit denen er nach Strafsburg kam', so ist dies 'scheinen' und 'annehmen' und 'glauben' und 'anschein' ebensowenig ein beweis, wie wenn es im verlauf des buches (s. 75) schon zuversichtlicher heifst: 'ich glaube auch nicht zu weit zu gehen, wenn ich Goethes frühe kenntnis des tractats 'De Nymphis, Sylphis, Pygmaeis et Salamandris' bestimmt voraussetze, ebenso die der 'Philosophia occulta', der 'Philosophia sagax' und des

'Buchs Meteororum'. dass allerlei vorstellungen, die sich in Goethes 'Faust' finden, auch Paracelsus eigen sind, ist noch nicht überzeugend genug; es muss bewiesen werden, dass Goethe diese kenntnisse, sei es einzeln, sei es in solcher verbindung und in so charakteristischer prägung, nirgends anders als bei Paracelsus erwerben konnte. und was gar die identification des Faust mit Paracelsus angeht, so ist darüber später noch das nötige zu sagen.

Frl. B. sucht alle, schlechthin alle entscheidende anregung für die Faustdichtung aus den schriften der Paracelsisten und ihres meisters herzuleiten: die magie im 'Faust', die dämonologie, die alchymie, die astrologie, das hexenwesen, die pyromantie, hydromantie, chaomantie und nekromantie, ja auch der aufstieg von der kleinen zur grofsen welt soll hier seine veranlassung haben.

Nun ist gewis rühmend zuzugestehen, dass frl. B. eine grofse kenntnis der Paracelsischen schriften sich erworben hat. sie liebt und bewundert den alten schweizerischen arzt, sie zeichnet auf manchen blättern, besonders gegen das ende ihres buches, ein reineres bild von ihm, als es Faustforschern sonst gewöhnlich gelingt. aber ihr enthusiasmus für den wunderdoctor reifst sie schliefslich so willenlos hin, dass sie Goethes Faustdichtung kaum noch sieht, sondern nur Paracelsus, immer Paracelsus.

Dem ganzen buche fehlt die methode und die wissenschaftliche mafshaltung; es besteht oft mehr aus einfällen, als aus beweisen. schon wie 'Dichtung und Wahrheit' immer ungeprüft als quelle und beweis citiert wird, lässt auf wenig kritischen sinn schliefsen. nicht die geringste rücksicht wird sodann auf die weit auseinanderliegenden entstehungszeiten der einzelnen Faustscenen genommen; und was hätte doch gerade für eine feine studie entstehen können, wenn frl. B. die einwürkung Paracelsischer schriften auf die getrennten arbeitsphasen Goethes verteilt hätte. statt dessen werden beliebige versreihen aus Goethes jugend, manneszeit oder greisenalter einfach aus dem zusammenhang herausgerissen: bei irgend einer Paracelsus- oder Paracelsistenstelle (vgl. s. 301 gegen ende) kommen der verf. die und die verse 'in den sinn', ganz gleichgültig, ob es älteste textworte oder späteste einschübe sind. wenn zb. längst nachgewiesen ist, dass die verse 6228—38 im zweiten teil letzte interpolation sind, wie kann und darf man sie da (s. 14) zur aufhellung des ersten monologs, also der ältesten partie brauchen? wie darf man die verschiedenartigen pläne Goethes in so unrichtige beziehung zueinander setzen, wie es s. 129, z. 2 ff geschieht? sehr unbekümmert benimmt sich frl. B., wenn sie worte oder überzeugungen aus späten partieen des 'Faust' noch für die zeit des 'Urfaust' in anspruch nehmen will. sie citiert zb. s. 41 aus der scene zwischen Mephistopheles und dem schüler die lange, spät eingefügte stelle über die theologie und fügt dann mit einer unbefangenheit, die in einer wissenschaftlichen abhandlung ihres gleichen sucht, hinzu: dieser

dialog 'ist allerdings in dem Urfaust noch nicht zu finden, mag aber in der einen oder anderen form schon früh vorhanden gewesen sein'. ein trugschluss besonders kehrt bei diesem unkritischen verfahren immer wider (zb. s. 73 u. 76): wenn in Goethes 'Faust', auch in den spätesten teilen, sich etwas findet, was bei Paracelsus seine analogie hat, so soll das stets auf die erste und eine Paracelsuslectüre von 1769/70 zurückgehn. man ist würklich in versuchung, ein Goethisches wort gegen die verfasserin zu wenden: gehalt ohne methode führt zur schwärmerei.

Gefährlich ist es auch wie frl. B. die worte ihres dichters oder ihrer gegner gelegentlich verbiegt. Wagner findet es erfreulich, 'zu schauen wie vor uns ein weiser Mann gedacht, und wie wirs dann zuletzt so herrlich weit gebracht'. daraus wird bei frl. B. die behauptung, der hervorstechendste zug an dem magister Wagner sei 'die ungeprüfte hinnahme (sic!) dessen, was vor ihm ein kluger mann gesagt hat'. so wird also dieser vertreter des 'kritischen bestrebens' misverstanden. oder: Kuno Fischer hat behauptet, Goethe habe den 'Faust' der sage nach seinem eignen bilde umgestaltet und durch seinen mund alle proteste der stürmer und dränger zum ausdruck gebracht. diese meinung muss frl. B. erst gründlichst verwandeln, um sie dann allerdings leicht widerlegen zu können. sie schreibt: 'wenn KFischer in dem grundthema der geniezeit 'urnatur gegen unnatur' den punct findet, von dem aus Goethe die Faustsage ergriff oder [nun kommt die taschenspielerei!], besser gesagt, von ihr ergriffen wurde, so erhebt sich die frage: wie konnte Goethe von einem etwas in der Faustsage ergriffen werden, das gar nicht darin lag, das er zum ersten mal hineintrug?'

Das ganze verfahren der verf., immer nur herausgegriffene versreihen mit einzelnen Paracelsischen definitionen oder vorschriften in parallele zu stellen, führt überdies auf steinigen boden. es ist ein unkünstlerisches tun, das der dichtung nicht gerecht wird. das ganze Faustdrama sieht hier so zusammengeklebt aus. die poesie kommt bei dieser art von interpretation zu kurz. auf s. 63 ff zb. zerbricht sich frl. B. den kopf darüber, an was für eine classe von geistern Faust oder Goethe wol in der ersten studierzimmerscene denke, an engel, an teufel oder an geister verstorbener menschen; sie gibt endlich den elementargeistern den vorzug. gewis ist die richtung, die diese entscheidung nimmt, gut zu heifsen. aber mir scheint doch, dass man der dichtung gewalt antut, wenn man Fausts 'dumpfe' sehnsucht so ins gebiet bewuster wünsche hinüberzerrt, so klare paracelsische unterscheidungen ihr abverlangt. man raubt doch auch sicherlich dem dichterwort allen poetischen stimmungswert, wenn man, wie frl. B. s. 70 tut, zu den wundervollen versen 'O gibt es Geister in der Luft . . . .' die nüchterne erläuterung stellt, hier rufe Faust

die Sylphes, Sylvani oder Spiritus aeris. so deutlich haben weder Goethe noch Faust sich die sache überlegt.

Nun aber einmal die frage, wie man sich die ausschliefsliche benutzung der Paracelsischen schriften bei Goethe überhaupt vorstellen und erklären soll. die ganze untersuchung des frl. B. geht stillschweigend, oder als ob es sich um selbstverständliches handle, von der voraussetzung aus, dass Goethe schon in der jugend alles was im 'Faust' an occultistischen anschauungen sich findet, aus büchern geschöpft haben müsse und auch ganz correct nach diesen büchern ausgeführt habe. aber wie jämmerlich klein erscheint uns dann dieser jugendlich begeisterte, wenn er sich alle jene empfindungen, jene leidenschaftlichen proteste, von denen doch nicht blofs der 'Faust', sondern alle seine frühwerke strotzen, erst durch Paracelsus soll haben soufflieren lassen oder wenn es für ihn auch später noch des bücherstudiums bedurft hat, um die alchymie als eine gefährliche wissenschaft aufzufassen oder um die verse 'Ich habe selbst den Gift an Tausende gegeben' zu dichten. dem sind viele einwände entgegenzustellen. zunächst muss doch eine innere wahrscheinlichkeit für eine derartige benutzung von quellen bei dem jungen Goethe vorliegen. wo soll aber dieser ungeduldige leser, wenn er auch öfter gedruckte anregungen verwertet und sich excerpte notiert hat, die zeit hergenommen haben, diese vielbändigen werke alle von A bis Z durchzuarbeiten und ihren kunterbunten inhalt 60 jahre im gedächtnis zu behalten? hat doch selbst frl. B. die bände, in denen sie Paracelsisch-Faustisches vermutet, noch nicht alle durchlesen können. sodann handelt es sich gelegentlich — zb. s. 110 bei der analyse des Mephistopheles-charakters — um versteckte, ganz singuläre Paracelsusstellen, die der gesamten Faustdichtung und -forschung jenseits und diesseits von Goethe entgangen sind und die also nur Goethe und frl. B. aufzufinden gelang. es gehört ein starker glaube dazu, solche zufälle gelten zu lassen. ferner ist in rechnung zu ziehen, wie viel aus den büchern der Paracelsisten gemeingut geworden war, dadurch dass es bruchstückweise in die zauberschriften des 17 jh.s eingang gefunden hatte und von da in die niedere wunderlitteratur und in den mund der leute geraten war. und endlich gab es doch auch eine lebendige volksüberlieferung, die der bücher überhaupt nicht bedurfte. dass Goethe hunderte von geschichten kannte, die unter den menschen umliefen und mit den mannigfachsten variationen und wechselseitigen widersprüchen von geistern, hexen, teufeln und teufelsbündnern handelten, das wird von frl. B. nicht berücksichtigt. auch die eigne erfindungsgabe, das schöne recht der frei gestaltenden dichterphantasie erscheint so gut wie ausgeschaltet. für die astrologie zb. — dies capitel ist bei frl. B. besonders schwach — hat der lebendige volksaberglaube Goethe gewis leichter und bequemer anregungen bringen können, als die dicken

wälzer des 16 jh.s, in die er zweifellos hineingeschaut, die er aber gewis nicht philologisch durchgeackert hat. auch über bergwerksaberglauben mag Goethe manches von praktischen bergleuten in Thüringen oder im Harz gehört haben, und gewis noch lebhafter und reicher als die bücher es geben konnten, die doch auch wider aus lebendiger überlieferung schöpfen musten.

So kann ich aus vielen gründen das buch als ganzes wegen seiner methodelosigkeit und seiner übertreibungen nicht anerkennen; aber einzelheiten bleiben beachtenswert. und ich tu wol am besten, wenn ich die wichtigsten von ihnen zusammenstelle, zunächst diejenigen, die ich als irrtümer und entgleisungen ansehen muss, dann solche, für die wir dankbar sein dürfen.

Von willkürlich-wunderlichen einfällen, etwa dass (s. 241) Homunculus, dieses retortenmännchen, den Eros der Griechen bedeute, seh ich ab; ebenso widerhol ich nicht, dass das sprachgefühl und die sprachkenntnis des frl. B. gering ist: wenn Fausts vater (s. 163) 'das Widrige zusammengoss', so bedeutet das bei Goethe nicht, dass er ekelhafte substanzen mischte, sondern solche, die einander widrig, feindlich, entgegengesetzt waren, sich nicht miteinander vertrugen.

Halten wir uns lieber an das paracelsische. da soll (s. 28) im ersten monolog die erwähnung der vier facultäten, 'von der man nicht recht weifs, wie sie in Goethes werk gekommen', aus Paracelsus stammen. als ob Goethe auf dergleichen nicht selbst geraten konnte, zumal da für Paracelsus und seine zeit die vorstellung von den vier uns geläufigen, gleichberechtigten facultäten noch gar nicht so unverrückbar feststeht. sogar die wortform 'Juristerey' wird auf Paracelsus zurückgeführt. — die vorstellung von den drei gewaltigen (s. 78) soll schon der junge Goethe aus Morhof haben; im 'Mahomet' (s. 185) soll er die ode, in der sich der prophet von der sternenanbetung zum glauben an den Alleinen durchringt, diese ode für die die anregung durch den Koran unwiderleglich ist, dem kabbalistischen buch von Welling verdanken. — überall sucht frl. B. auch das menschlichste um ihrer haupthypothese willen ins gebiet des dämonischen zu rücken; sie interpretiert daher in den versen 'Sie fühlt, dass ich ganz sicher ein Genie, Vielleicht wol gar der Teufel bin' das wort 'Genie' s. 129 als 'naturdämon' und macht damit den witz ganz zuschanden. — auch die parallelisierung (s. 213 f) des paralipomenon 26 (muss ebenso wie s. 245 heifsen: paralip. 50) mit einer stelle des Paracelsus ist abzulehnen; denn bei Goethe handelt es sich um eine belehrung des ganzen hexenchors durch Satan, bei Paracelsus um den unterricht einer einzelnen reifenden hexe durch den ihr innewohnenden Ascendens. — wie (s. 74 f) aus einer stelle in des Paracelsus 'De Nymphis, Sylphis, Pygmaeis et Salamandris' das Goethische 'Auch hab ich weder Gut noch Geld usw.' hervorgegangen sein soll, das ist geradezu die caricatur einer beweis-

führung. auf diese weise kann ich behaupten, dass die verse 'Du siehst mich lächelnd an, Eleonore' und 'Was grinsest du mir, hohler Schädel, her' identisch sind. — selbst ein so geläufiger zug des 18 jh.s, dass ein jüngling einen professor oder sonst einen angesehenen mann um einen eintrag ins stammbuch bat, wird als charakteristicum des 16 jh.s bezeichnet (s. 282) und aus Morhof und Boeclerus belegt.

Ganz und gar nicht versteh ich die lange ausführung über das wesen des Erdgeistes (s. 83 ff). zuerst wird er in übereinstimmung mit früheren forschern als Archeus terrae gefasst, dh. nicht als der 'geist des weltkörpers erde, sondern die im element erde waltende kraft'. dann aber biegt von s. 87 an die untersuchung jählings um und sucht nachzuweisen, dass dieser erdgeist nicht die beschränkte anima terrae sei, da man diese nicht als grofsen, erhabenen geist bezeichnen könne. der geist, der Faust erscheint, sei vielmehr (s. 92) 'das ganze geisteruniversum der natur' (das hiefse also der geist des makrokosmus!) von dem der erdgeist nur ein teil sei. dann hätte ja Goethe, wenn er Faust das 'Zeichen des Erdgeists' erblicken und den 'Geist der Erde' anrufen, später 'das Zeichen des Geists' aussprechen lässt, auf das 'der Geist' erscheint, ein reines vexierspiel getrieben; denn mitten auf dem wege hätte plötzlich ein tausch der geister stattgefunden, sei es durch das eingreifen einer höheren macht, sei es durch einen verborgen bleibenden vorgang in Fausts innern. es müste auf Fausts seelenflehen ein ganz anderer geist erschienen sein, als der dessen zeichen er so aufmerksam und mutvoll betrachtete. ich gesteh, dass ich mit dieser hypothese und allem was daraus folgt nichts anzufangen weifs.

Ebenso wenig kann ich der ganzen erörterung, die in Mephistopheles nichts vom mittelalterlichen teufel, sondern einseitig einen erdgeist, einen spiritus terrae sehen will, beipflichten. die hexe in der küche, die doch wol competent ist, wundert sich bei dem 'Junker Satan' über das fehlen von hörnern, schwanz und pferdefufs; sie gibt damit art und herkunft dieses dämons deutlich an, dh. nach Goethes auffassung von 1787. und dass ein spiritus terrae sich je bei dem herrn im himmel einfinden durfte, würde sich Paracelsus wol schwer vorstellen können. schwach ist auch (s. 117) die beweisführung für die art und das wesen des Mephistopheles bei betrachtung der beschwörungsscene, in der Mephistopheles durchaus ein elementargeist sein und bleiben solle, trotzdem es ausdrücklich heifst: 'Keines der Viere (nämlich der vier elemente) steckt in dem Tiere' und erst durch das crucifix der 'Flüchtling der Hölle' entlarvt wird. man begreift nicht, wozu Goethe alle diese verse gedichtet haben soll, wenn sie nur irre führen. so muss sich frl. B. dann schliefslich dadurch helfen, dass sie den Mephistopheles für einen vom teufel besessenen erdgeist (s. 118) erklärt, und nun mit allem bemühen

und einer menge von belegen zu erweisen sucht, dass dieser geist im verlauf des dramas sich zuerst harmlos als naturdämon gebe, um allmählich (s. 131) sein wahres antlitz hervortreten zu lassen. man begegnet also auch hier wider der vorstellung, als ob Goethe einen actenmäſsig richtigen Mephistopheles habe zeichnen wollen. aber es geht (s. 131 ff) noch weiter in einen wirbel dämonischer identificationen hinein. frl. B. meint, das gleichbleibende bei den verschiedenartigen masken des Goethischen Mephistopheles sei der Beelzebubcharakter; Beelzebub, der fliegengott, aber sei identisch mit der johanneischen alten schlange, die da heiſset der teufel und satanas. das alles sei der Goethische Mephistopheles. nun nennt aber dieser doch die schlange seine muhme, und Satan widerum ist auf dem Blocksberg ein ganz anderer als Mephistopheles. es haften also offenkundig in den dämonologischen berichten schon von den biblischen büchern her an einer und derselben person mehrere namen, an einem namen mehrere personen. wie will man da, wenn man nicht etwa einem beliebigen einzelnen gewährsmann willkürlich folgt, an die vielnamige Beelzebubgestalt eine feste definition und charakteristik knüpfen und diese widerum mit dem Goethischen Mephistopheles identificieren, der gleichfalls viele namen führt, nur eben niemals den des Beelzebub?

Die betrachtungsweise des frl. B. ist für die wirbeligen bereiche Goethischer dämonen zu starr, zu monoton und ohne jeden sinn für humor. besonders nimmt sie auch die Hexenküchenscene zu ernst. diese ist von Goethe in Italien als ein fratzenbild concipiert worden und steht in verdächtiger zeitlicher nähe von Goethes interesse für Cagliostro, der auch behauptete (um worte des Paracelsus zu brauchen), wie ‘etliche von den ersten Physicis in Egypten hundert und fünfzig Jahr gelebt’ zu haben, und dem Goethe, wenn er ihn als Groſs-Cophta über sein ‘dauerhaftes Leben’ sprechen lässt, auch beinahe Paracelsische worte in den mund legt: ‘die gröſsten Geheimnisse, Kräfte und Wirkungen liegen verborgen — in verbis, herbis et lapidibus.’ die zeiten da Goethe seinen ‘Faust’ wider heilig ernst nahm, sollten erst später kommen. in Italien gelang, abgesehen von dem in motiv und stil ganz isoliert stehenden Wald- und Höhlenmonolog, nur der grelle hexen-hokuspokus, den man günstigstenfalls als paracelsische parodie bezeichnen kann, wenn es überhaupt nötig ist, für diese phantastischen einfälle, die wahrlich ‘nicht strengen anschluss an den volksaberglauben’ (s. 52) zeigen, den alten wunderarzt als gewährsmann zu bemühen, den Goethe in Italien wol kaum ernst genommen hätte.

Einfach unannehmbar in bausch und bogen ist (s. 251 ff) die ganze hypothese, dass die spaziergangsscene bis auf die verse 903—936 schon in Frankfurt vor 1775 gedichtet sei (vgl. auch s. 126 f). wer für diese scene nicht Goethes vorbereitung in seinen reiseberichten von 1797 erkennt, diesem intensiven späten

studium seiner vaterstadt, wer ferner nicht so viel stilgefühl hat, um aus jeder zeile heraus hier schon den alternden Goethe zu hören bis hin zu dem überwältigenden 'Soldatenhaft mit mehreren Verwegnen', dem ist so wenig zu predigen, wie etwa dem farbenblinden vom jungen und vom alten Tizian. nach der seite des künstlerischen stilgefühls hin hat sich die Faustforschung in den letzten jahren würklich nicht verfeinert. frl. B. muss denn auch zum beweis ihrer ansicht ein wahres zerrbild von der scene entwerfen: sie soll ein pfingstfest des 16 jh.s vorstellen, bei dem nach ausweis alter chroniken die bauern in viehischer weise gesoffen und schändliche greuel bis in die kirche hinein getrieben hätten. 'die mehrmalige erwähnung des bieres in der scene vor dem tor weist zu deutlich auf das pfingstbier hin'. das nenn ich mir einen beweis! und nun gehts weiter. der häufige hinweis auf die geputzten menschen solle zur illustration des unerhörten kleiderluxus des 16 jh.s dienen; die erwähnung der händel in Burgdorf deute auf die schlägereien und mordscenen jener 'wilden anarchischen zeit'; die harmlosen worte von der magd die samstags ihren besen führt, sollen eingegeben sein durch den bericht einer Leipziger chronik, dass nach der belagerung der stadt mehr als 300 mägde durch die fremden soldaten zu fall gekommen; der 'beizende Toback' ziele auf den misbrauch dieses giftkrauts; das bettlerlied auf den geiz der städter des reformationszeitalters; überhaupt habe Goethe in dieser bürgergesellschaft, genau wie in Marthe Schwerdtlein und ihrem mann, in Bärbelchen und ihrer unachtsamen mutter und ihrem verführer ein bild der erschreckenden sittenverderbnis des 16 jh.s geben wollen. und in diese umgebung passe auch die 'Alte', die wahrsagerin, die sich an Agathe herandrängt und die frl. B. schlankweg eine hexe nennt und einmal sogar mit der hexe aus der küche identificieren möchte. wer das aus dieser so erschütternden und doch so milden scene herauslist, den muss man wol bei seinem glauben lassen. es verschlägt nichts weiter, dass dann auch die conception der scenen am kaiserhof, dieser zweiten stätte sittlicher verwilderung, noch für Frankfurt in anspruch genommen wird, nur weil inhaltliche Parallelen zu einzelnen versreihen auch in Gottfrid Arnolds Kirchen- und Ketzerhistorie stehn und Goethe dies buch schon als knabe gelesen hat.

Den haupttrumpf spielt aber frl. B. erst in dem schlusscapitel aus: weil Goethe, was jeder bereitwillig zugibt, einige anregungen aus paracelsischen büchern und einige züge von Hohenheims charakter benutzt hat, soll sein Faust völlig mit dem alten magus identificiert werden. das local des Goethischen dramas soll die Schweiz sein; archivalien die erst vor zehn jahren bekannt geworden, mischen sich unter die beweise; zu dem dank des alten bauern in der scene vor dem tor wird ein dankschreiben der Kärntner regierung in parallele gesetzt; der Goethische Faust

wird der hypothese zuliebe in den adelsstand erhoben ('und ist aus einem edlen Haus'!); er macht sich an die Bibelübersetzung, weil Paracelsus die deutsche sprache hoch geschätzt hat; er stirbt fast den gleichen tod wie jener — genug, genug, o treffliche sibylle! vernunft wird unsinn, wenn sie so ins extrem gerät. — bei alledem geht es natürlich wider nicht ohne die willkürlichsten deutungen ab. wenn in der Osterspaziergangsscene (gedichtet 1797/8), was jeder sieht, Faust als arzt auftritt, so wird von da auf den 'Urfaust' zurückgeschlossen. überall soll Faust, damit er eben ein zweiter Paracelsus werde, nur mediciner sein. wie passt aber dazu die Wagnerscene, in der doch der famulus von seinem meister vortrag und interpretation griechischer trauerspiele und geschichtskunde lernen will? wozu braucht der arzt einen famulus dieser art?

Den anfechtbaren constructionen stehn aber auch manche einleuchtende beobachtungen oder hypothesen gegenüber. der sinn des ersten monologs ist s. 16 gut umschrieben, sowie s. 27 der inbegriff der wahren magie. das wird dann s. 38 ff weiter ausgeführt, wo magia naturalis und magia divina oder coelestis in gegensatz treten zur magia illicita, der eigentlichen teufelsbündnerei und schwarzen kunst. was Kuno Fischer schon betont hatte, erhält neue beweise: magie und zauberei sind zweierlei, bei Paracelsus wie bei Goethe. freilich ganz rein wie im 16 jh. geht der unterschied in der dichtung des 18 jh.s nicht mehr auf. Paracelsus verlangt in der Philosophia occulta bei der wahren magie das beiseitelassen aller conjurationes; Faust aber spricht doch das zeichen des Erdgeistes aus, wie er später den pudel mit langen formeln beschwört. aber richtig ist, was schon Collin gezeigt hat, dass das seelenflehen Fausts das entscheidende, die formel nur letzte zutat ist. ob Goethe nun freilich der erwähnte unterschied zwischen magie und zauberei ganz klar und bewust war? im anfang wol kaum. doch könnte ja in späteren zeiten, als er klarheit und plan in die dichtung hineintrug, die zweiheit der begriffe schärfer herausgearbeitet worden sein. dann aber müste sich gegen des dichters lebensende hin das bewustsein für diese unterschiede wider getrübt haben; denn wenn wir in den letzten partieen die verse lesen:

> Könnt' ich Magie von meinem Pfad entfernen,
> Die Zaubersprüche ganz und gar verlernen,

so scheint hier doch magie und zauberei wieder eins zu sein.

Um diese widersprüche nun zu versöhnen, deutet frl. B. einen ganz seltsamen plan in die dichtung hinein. sie sagt (s. 50): 'dann macht Goethe es, so scheint mir, zur tactik des arglistigen geistes, der sich Faust zugesellt hat, diesen von der magia divina über die magia naturalis zur magia diabolica, mit den worten der dichtung ausgedrückt, vom himmel durch die welt zur hölle zu führen', und s. 52: 'ich zweifle nicht daran, dass

Goethe diesen gang der entwicklung seines magiers schon 1769 vor augen hatte, dass er sein gedicht, das mit einem chorus mysticus schliefst, in der sphäre der mystik beginnen lassen wollte und in seinem helden zunächst den theosophen sah, der stufenweise, indem ihm die dämonen ein bein nach dem andern stellen, zu dem herabsinken sollte, was der alte nekromant von vornherein bei dem teufelsbündnis war'.

Recht hübsch ist s. 104 bei frl. B. die vermutung, dass auf das äufsere der erscheinung des Erdgeistes biblische scenen eingewirkt haben, ebenso wie sich in dem abschnitt über das hexenwesen einige annehmbare ergänzungen zu Witkowskis nachweisen finden, besonders die hindeutung auf die Paracelsische schrift 'De Sagis et earum Operibus'. und gewis mit recht wird s. 122 ff für die besorgnis Wagners vor den luftgeistern in der spaziergangsscene auf eine stelle in Georg vWellings 'Opus Mago-Cabbalisticum' hingewiesen und s. 125 auf eine zweite, die Fausts ganz andere stellung zu diesen genien erläutert. — auch aus dem capitel über die alchymie (s. 144 ff) ist manches einzelne zu gewinnen. es kommt hier schliefslich nicht darauf an, dass man jeden einzelzug, wie ihn frl. B. vorträgt, gläubig hinnimmt. aber der ganzen richtung, die ihr blick nimmt, kann man folgen. die gesamtvorstellungen von dem stein der weisen, den alchymistischen experimenten, den geheimmitteln des 16 jh.s sind die welt die Goethe vor augen gehabt hat, nicht für das ganze Faustdrama von anfang an, wie frl. B. meint, wol aber für die späteren partien, in denen die antiquarische treue zunimmt. ganz so neu wie die verf. meint können übrigens auch diese dinge nicht sein. denn die bemerkungen über den roten leuen und die lilie habe ich in meinen vorlesungen stets beiläufig auf den schwefel und das quecksilber gedeutet, ohne jemals tiefere alchymistische studien getrieben zu haben. ich muss sie also wol in irgend einem älteren buche gefunden haben, das ich augenblicklich nicht namhaft zu machen weifs. natürlich geht frl. B. ihrer gewohnheit gemäfs auch hier wider zu weit, indem sie nun auch alle irgend verwanten Faustverse alchymistisch zu deuten versucht. da sollen in der hexenküche in den worten 'Es war die Art zu allen Zeiten, Durch Drei und Eins, und Eins und Drei Irrtum statt Wahrheit zu verbreiten' diese 'Drei', die man einzig richtig auf die dreieinigkeit bezieht, salz, schwefel und quecksilber sein u. dgl. mehr.

Ernster erwägung wert scheint mir die hypothese, die frl. B. s. 178 vorträgt. sie betrifft die verse 'Und wär' ich nicht, so wärst du schon Von diesem Erdball abspaziert'. die stelle steht im fragment und ist kurze zeit vor dem druck erst gedichtet worden. man deutet sie stets auf ein fallengelassenes motiv, nämlich dass Mephistopheles den selbstmord Fausts in der osternacht solle gehindert haben. nun ist aber im Fragment von diesem selbstmordgedanken Fausts keine andeutung, und später im

Ersten teil, als die osternachtsscene ausgeführt ist, keine anspielung auf ein dazwischentreten des Mephistopheles zu finden. dennoch stehn die verse sowol im Fragment wie im Ersten teil. frl. B. vermutet daher (mir sehr einleuchtend), dass sie sich gar nicht auf den selbstmord beziehen, sondern nur sagen wollen: hätte ich dich nicht in die hexenküche geführt und dich dort verjüngen lassen, so wärst du schon als abgelebter mann gestorben.

So ist denn aus dem buche des frl. B. doch mancher gewinn im einzelnen zu holen, und die verf. hätte klug getan, dem leser das nachschlagen zu erleichtern durch ein verzeichnis der besprochenen stellen aus Goethes 'Faust'.

Leipzig. **Albert Köster.**

Die ironie als entwicklungsgeschichtliches moment. ein beitrag zur vorgeschichte der deutschen romantik von **F. Brüggemann.** Jena, Diederichs 1909. 478 ss. 8°. — 8 m. [als Leipziger dissertation unter dem titel: 'Die ironie in Tiecks William Lovell und seinen vorläufern'.]

Es ist eine unleugbare tatsache, dass die deutsche litterarhistorische arbeit seit mehr als einem jahrzehnt stockt. nicht als ob es an einzeluntersuchungen auf grund bewährter methoden mangelte: dafür sorgt ja schon der nationale wunsch nach dem besitz des doctortitels. aber wenn man nach zusammenfassenden werken der meister unserer wissenschaft fragt, so kann man fast von einem erlöschen der grofsen litteraturgeschichte sprechen in einem lande, das einst in Gervinus und Hettner (lebender nicht zu gedenken) werke umfassender gelehrsamkeit bahnbrechend hervorgebracht hat. so dürfen wir mit recht beklagen, dass für die gelehrten die dilettanten eingetreten sind, und in immer neuen litteraturgeschichten alte und veraltete gedanken selbstgefällig vorgetragen werden.

Wie wenig ist noch geschehen, um das wichtigste problem unserer neuen litteratur, die entfaltung des classicismus aus aufklärung und sturm und drang, umfassend darzustellen! was wissen wir von der vorgeschichte der romantik in classischer und sentimentaler litteratur! wie viele im kleinsten exacte arbeiten handhaben begriffe wie den des pietismus, der empfindsamen epoche, der aufklärung, ohne den bescheidensten concreten gedanken damit zu verbinden! man darf sagen, dass die übersicht über die perioden, je mehr einzeltatsachen vorgebracht werden, umsomehr im verblassen ist.

Deshalb ist jede bemühung, aus den nachbargebieten neue anregungen zu holen, dankbar zu begrüfsen, denn unsere erkenntnis kann in aneignung und widerspruch auf diesem wege bereicherung und vertiefung finden. so soll auch Brüggemanns buch willkommen sein mit seinem versuch, Lamprechts hypothesen über den geist der 'frühsubjectivistischen' epoche litterarhistorisch

fruchtbar zu machen, obwol der verfasser es seinem leser nicht gerade leicht gemacht hat, den kern der ausführungen zu finden. er hat zunächst durch fehler technischer natur das verständnis ungemein erschwert, seine ergebnisse zum teil in überaus langatmigen analysen versteckend, durch vor- und zurückverweisungen den klaren sinn verdunkelnd. dazu kommt, dass Lamprechts achter band überall ohne weiteres vorausgesetzt ist, ohne dass auf diese grundlage zureichend verwiesen wäre. auch fehlt, trotz vereinzelter anläufe, eine zusammenfassung des inhalts in klare thesen, wie sie für jedes buch das ganz neue anschauungen verbreiten will, durchaus erforderlich ist.

So sei denn zunächst der versuch unternommen, das was der autor unterlassen hat, hier zu leisten, und zusammenzustellen, was B. eigentlich über die vorgeschichte der romantischen seelenhaltung beweisen möchte.

Seinen ausgangspunct nimmt er von dem in der romantischen weltanschauung zu so grofser bedeutung gelangten begriff der ironie, den er freilich in anderem sinne verwendet als üblich. liebten die romantiker, ihn in mannigfaltigen farben spielen zu lassen, so bezeichnet B. eine bestimmte seelische haltung damit, die ihm mit notwendigkeit aus dem charakter des subjectivistischen innenlebens folgt.

Mit Lamprecht sieht er nämlich einen hauptzug des subjectivismus in dem bedürfnis der seele nach 'activität', nach bewegung und beziehung, sei es nun zur welt des eignen innern, sei es zur aufsenwelt. also: selbsterkenntnis und selbstvertiefung einerseits, freundschaft, liebe, bewunderung, wissen oder herschaft anderseits. auf dem vorhandensein solcher beziehungen beruhe das selbstgefühl des subjectivistisch gestimmten menschen, ihr fehlen habe eine abnahme des selbstbewustseins, also einen krankhaften zustand zur folge. vor allem gelte das für die zeit des frühen subjectivismus, der aus der sentimentalen epoche noch ein besonders starkes anlehnungsbedürfnis mitgebracht habe.

Also der subjectivismus enthält notwendig auch elemente, die dieses seelische hinausstreben erschweren: je mehr der mensch sich selbst fühlt, um so lebhafter prägt sich ihm das andersartige ein, und um so schwieriger wird es ihm, das fremdartige vollkommen als würkliches zu empfinden und zu begreifen. es entsteht leicht jene seelische haltung, die nach ihrer erkenntnistheoretischen seite als skepticismus bezeichnet wird, also die überzeugung von der unerreichbarkeit des nicht-ich. und diese auch auf der gefühlsseite vorhandene unfähigkeit das andersseiende als vollkommen würklich zu empfinden, bezeichnet B. als ironie.

Ich glaube also B. recht zu verstehn, wenn ich seinen begriff der ironie in die nächste nachbarschaft des humors setze, der nach der positiven seite dasselbe 'nicht für voll nehmen' der

lebensereignisse bedeutet, wie diese ironie nach der negativen seite. dort ein 'nicht ernst nehmen wollen', hier ein 'nicht ernst nehmen können'.

Freilich kennt auch B. in seinem ironie-begriff ein 'nicht wollen': die ironie kann, da sie ihrem wesen nach das mitfühlen und mitleiden beschränkt oder aufhebt, ein wichtiges mittel der herschaft werden, indem sie die innere freiheit zum willkürlichen handeln gibt. B. nennt sie dann positive ironie und sieht in ihr diejenige form des subjectivismus der die zukunft gehört; während die unwillkürliche form der ironie, das 'nicht-können' ein pathologisches symptom der übergangsepoche zum subjectivismus sei, das sich in positive ironie umsetzen müsse, um nicht lebenvernichtend zu würken. damit ist auch die zeitliche abfolge gegeben. zunächst tritt die passive ironie als eine entwicklungskrankheit auf, aus der dann die positive ironie sich herausbildet.

Chronologisch lässt sich der beginn des subjectivistischen seelenlebens in Deutschland etwa auf 1760 festlegen, eine epoche, in der das gefühl der qualitativen verschiedenheit der persönlichkeiten zum durchbruch kommt. charakteristisch ist für sie das erstreben individueller eigenart, also der wunsch des einzelnen, sein eigenes wesen möglichst vollkommen zu entwickeln — damit hängt die entstehung des bildungsromans zusammen. die nächste folge des neuen geistes ist sodann das anstreben dynamischer würkung nach aufsen. sein wissenschaftlicher gewinn ist die entdeckung des entwicklungsbegriffs.

Natürlich ist die seele auf ihrem neuen weg noch unsicher, geneigt, nach unterstützung ausschauend, nur zaghaft vorwärts zu gehn. der mensch bedarf starker mittel um sich zu fühlen, und pathos und tränenseligkeit leiten die zeit ein. darum setzt die generation nach 1760 ein leidenschaftsideal an stelle des gelassenheitsideals der vorhergehnden (eigentlich sentimentalen) epoche, das sich in der nächsten generation zum enthusiasmus steigert, um in der resignation ein vorläufiges natürliches ende zu finden.

So ergeben sich bis 1800 hin drei oder vier stufen des seelenlebens, für die jedesmal ein ganz bestimmtes verhältnis zur natur, zur menschheit, zum eigenen ich charakteristisch ist. für die beziehung zur natur gibt B. auch die formeln: aus einem 'unmittelbar gefühlten' wird die natur dem menschen der zweiten generation ein 'gedichtetes', dem der dritten ein 'angeschautes', entsprechend der umbildung des reinen gefühlslebens in ein ideen- und phantasieleben.

Die selbstverständliche voraussetzung aller dieser aufstellungen ist der glaube an ein gleichzeitiges seelenleben der einzelnen epoche, also an eine hypothese von nur sehr bedingter gültigkeit. gewis trägt die seelische physiognomie einer zeit ebenso verwante züge, wie sie schon äufserlich die porträts einer

epoche zeigen; aber wir wollen sehr vorsichtig sein, dass wir nicht durch die gleiche haartracht, die gleiche mode und den verwanten ductus der maler uns verführen lassen, zuviel verwantschaft zu sehen. die zeitverwantschaft trifft das tiefste des seelenlebens nicht; es gibt seelische grundtypen, die immer in neuer verkleidung widerkehren: den religiösen menschen wie den nationalen, den familienmenschen und den einzelgänger, den politischen, den socialen, den kriegerischen menschen; sie treten historisch abwechselnd in den vordergrund und geben einer zeit das gepräge; aber der religiöse mensch wird zum soldaten ebensowenig, wenn er sich einen helm aufsetzt und den bart aufbürstet, wie wenn er ein handbuch der taktik schreibt oder eine pistole abfeuert. nur darf man sich unter typus nichts schlechthin unwandelbares vorstellen.

Ich glaube daher, dass man B.s buch zunächst mit dieser einschränkung gutheiſsen kann, dass er nur die eine seite der historischen betrachtung hervorgekehrt habe. ich möchte aber gleich hervorheben, dass er für die zuverlässigkeit der resultate auf dieser seite gut vorgesorgt hat. sollte der versuch aussicht auf erfolg haben, so muste die untersuchung sich auf werke stützen, die selbstoffenbarungen sind und den unmittelbaren blick in die seele der verfasser eröffnen, also autobiographische romane. die auswahl ist eine glückliche: Werther, Woldemar, Anton Reiser sind selbstbekenntnisse, William Lovell hat einen starken selbstanalytischen einschlag. aber sie ist auch eine sehr enge: über den kreis der genannten bücher wird kein blick getan, und erst an der fünfundzwanzigfachen anzahl benutzter quellen lieſse sich ein plausibles resultat gewinnen. alles was bis jetzt sich ergeben hat, ist hypothese.

Und dazu ist die chronologische frage eine viel verwickeltere als B. zugeben möchte. ist es von vornherein wahrscheinlich, dass Jacobi, mehr als sechs jahre älter als Goethe, in einem roman der bald nach dem Werther erscheint, einen bedeutenden fortschritt seelischer modernität zeigt? und dass Moritz in der darstellung seiner vorwertherischen jugend gar eine noch vorgeschrittnere haltung verrät? B. hilft sich mit der berufung auf das erscheinungsjahr der bücher: die zu grunde liegenden selischen erlebnisse seien durch die betrachtungen der gegenwart gefärbt und unkenntlich gemacht; im Anton Reiser hätten wir nicht den Moritz der sechziger und siebziger, sondern der zweiten hälfte der achtziger jahre vor uns. also auch hier sehr bedingte wahrheiten ohne einschränkung verwendet!

B. hat seine construction auf grund eines gut ausgewählten aber zu spärlichen und ohne die nötige vorsicht benutzten materials versucht. und er hat sich leider auf diese eine epoche beschränkt. die vorfrage, ob die beschriebene erscheinung würklich nur dieser periode zukomme, ist überhaupt nicht aufgeworfen,

und damit der angreifbarste punct der Lamprechtschen periodisierung unberührt geblieben. leider gestattet der raum einer besprechung zumeist nur behauptungen anstatt umfänglicher beweise, doch möchte ich die eigene überzeuguug in dieser entwicklungsfrage nicht verschweigen: alle von B. erörterten seelischen phänomene lassen sich restlos auf den pietismus zurückführen, der im laufe des jahrhunderts von der religiösen sphäre aus alle andern seelischen gebiete ergriffen und durchdrungen hat. das heifst also: alle phänomene des gefühlslebens dieser zeit sind typische züge des religiösen menschen, transponiert in andere gemütslagen. und diese religiöse seelenhaltung ist zeitlich kaum gebunden, soweit uns eine culturgeschichtliche erkenntnis erlaubt ist; sie tritt überall und alle zeit in nur leicht modificierter form auf, verhältnismäfsig noch am stärksten beeinflusst durch nationale verschiedenheiten, und hat zu widerholten malen im ablauf der zeiten ausschlaggebenden einfluss auf das seelenleben der völker gewonnen.

Auch die zeitliche folge scheint mir durch die tatsachen nicht gerechtfertigt zu werden: Goethe, Jacobi und Moritz gehören seelisch einer generation an, im verhältnis zum pietismus ist die umsetzung in aufserreligiöse formen bei Goethe am weitesten vorgeschritten, bei Moritz erst im beginn. Jacobi steht in der mitte. also würde eine entwicklungsgeschichte diese männer neben-, nicht hintereinander zu stellen haben, während Tieck allerdings einer neueren zeit angehört.

Ein gut teil der angeregten fragen hätte sich sehr wol im rahmen des buches beantworten lassen, ohne dass es über alles mafs gewachsen wäre, denn der gegenwärtige umfang ist für den inhalt viel zu grofs; wozu den halben Reiser und ein viertel des Lovell und Woldemar hier noch einmal abdrucken, wozu eine allgemeine these immer wieder in allen nebenepisoden beweisen wollen? das gefährdet dadurch, dass dabei immer neues zweifelhaftes und unzutreffendes in den gesichtskreis tritt, nur das herausausarbeiten des eigentlichen problems. ein beleg für viele: ein freund Reisers ist, wenn er geld hat, freigebig wie ein könig; gewis eine vom Australneger bis zum Germanen weitverbreitete eigenschaft vieler individuen. aber B. merkt an 'auch eine erst mit dem subjectivismus geborne eigenschaft positiver ironie'. im gegensatz zu solchen entgleisungen sind die wichtigsten züge der einzelnen werke meist glücklich herausgearbeitet: die dem heutigen menschen schwierig verständliche haltung Woldemars, die stimmungscurven Reisers, vor allem die stufen der entwicklung Lovells von idealistisch-pathetischer durch sensualistisch-skeptische zu spiritualistisch-romantischer haltung könnte nicht einsichtiger entwickelt werden; und auf dieser seite ligt das gröste positive verdienst der arbeit. die analyse des Werther scheint mir daneben sehr abzufallen, da der allgemein menschliche gehalt des

romans sich allzusehr dagegen wehrt, auf begriffe reduciert zu werden. berechtigt scheint der widerspruch gegen die ausdehnung der entlehnungstheorie gelegentlich des Lovell. der echte künstler kann nur nehmen was er innerlich zu gestalten vermag, dh. die gleichartige seelische disposition ist die notwendige voraussetzung litterarischer anleihen. aber auch hier liegt das problem viel verwickelter als B. annimmt. neben innerer ergriffenheit die zur reproduction reizt, stellt sich jugendlicher enthusiasmus in der nachempfindung, schauspielerisches nachschöpfungs- und verwandlungstalent und schliefslich einfacher mangel an concreten anschauungen zur versinnlichung des im tiefsten empfundenen als motiv stofflicher abhängigkeit.

In einzelheiten, die über den eigentlichen betrachtungskreis hinausliegen, sind kleine fehler untergelaufen. das wort *Activität* im Werther bedeutet doch einfach amtliche stellung (DjG. ²IV s. 253 und 276) und wird von ihm nur spielend auf sein anderweites leben angewendet, es war daher gröfsere vorsicht beim gebrauch in verbindung mit dem romanhelden empfehlenswert, und gar die *Niedertracht*, vor der sich Anton Reiser so fürchtet (II 71 der originalausgabe uö.), ist etwas wesentlich anderes als unser heutiger begriff. irrig ist es auch, wenn Wilhelm Meisters theaterleidenschaft in verbindung mit Moritz gebracht wird, zu stark ist Moritzens schöpfung des schicksalsdramas in Deutschland betont, um den zusammenhang der ganzen schicksalsdramatik mit der passiv-ironischen seelenhaltung klar zu machen.

Trotz allen einwänden möcht ich aber abschliefsend noch einmal das verdienst des buches hervorheben, wider einmal grofse entwicklungsprobleme aufgeworfen und einen methodologisch interessanten versuch zu ihrer lösung unternommen zu haben. wer fernerhin diese frage behandelt, wird sich in erster linie mit B.s aufstellungen auseinandersetzen müssen.

Halle a./Saale. **Kurt Jahn.**

Uhlands briefwechsel. im auftrag des Schwäbischen Schillervereins herausgegeben von **Julius Hartmann.** erster teil 1795—1815. Stuttgart und Berlin, Cotta 1911. [= Veröffentlichungen des Schwäbischen Schillervereins IV band] 470 ss. 8°. — geb. 7,50 m.

Der erste band von Uhlands briefwechsel bietet im ganzen nur den abdruck sämtlicher briefe Uhlands, die den jahren 1795 bis 1815 angehören. die benutzung vor allem der im Marbacher Schillermuseum aufbewahrten originale hat dem herausgeber die aufnahme von 107 bisher unbekannten schriftstücken ermöglicht. wenn er von der veröffentlichung der an den dichter gerichteten briefe grundsätzlich abgesehen hat, so hat er diese doch wenigstens an rechter stelle zu erwähnen für gut gehalten. verlorene, aber zu erschliefsende schreiben sind auch vermerkt worden, indessen ist Hartmann hierin weder vollständig noch in der form consequent

gewesen. zuweilen hat er bewust seinen die auswahl des abzudruckenden betreffenden grundsatz unberücksichtigt gelassen: s. 132 teilt er eine absage der buchhändler Mohr und Zimmer mit; widerholt werden dem leser umfangreiche briefe oder briefstücke Varnhagens und des philologen Immanuel Bekker dargeboten; s. 165 stofsen wir auf das einzige erhaltene schreiben HGmelins und auf s. 386 auf zwei an den dichter gerichtete amtliche documente, die versehentlich sogar zweimal (s. s. 382 f) zum abdruck gebracht worden sind. dass auch die aufführung der von Uhlands freunden herrührenden, meist unbedeutenden, stammbuchverse den plan des werkes stört, empfindet ein jeder.

Viele werden es bedauern, dass H. sich überhaupt nach dem angegebenen grundsatz gerichtet hat. denn wenn man schon notgedrungen neben dem neu veröffentlichten mindestens zugleich auch den von EMüller geordneten Kernerschen briefwechsel und KMayers buch über Uhland benutzen muss, so erscheint der nochmalige abdruck so vieler briefe des dichters überflüssig, und man wäre oft mit einer kritischen revision zufrieden gewesen. hätte H. ebenso gedacht, so würde er viel raum für noch ungedruckte schreiben der freunde Uhlands, etwa Seckendorfs, Kölles, Kerners, Schoders, Mayers, Fouqués ua. übrig behalten haben. der vorteil alle briefe Uhlands beisammen zu haben, kommt gegen den nachteil, dass wir so wertvolle documente noch immer entbehren müssen, nicht auf.

Mit grofsem fleifs hat H. zusammengetragen, und im ganzen auch zu ordnen gesucht, was sich ihm an briefen des dichters in seinen zerstreuten gedruckten und ungedruckten quellen darbot. dabei ist er nicht ohne kritik zu werke gegangen. dieser bedurfte es besonders bei der lectüre der zum abdruck gebrachten Kernerschen correspondenz; nur ist er hierbei noch durchaus nicht radical genug verfahren. viele falsche daten EMüllers hat er allerdings beseitigt; insbesondere ist es erfreulich, dass er für den auf s. 29 ff in Müllers sammlung mitgeteilten brief Kerners einen berichtigenden abdruck OSpringers im Schwäbischen Merkur 1910 wol beachtet hat, aus dem hervorgeht, dass das vortreffliche wanderlied 'Wohlauf noch getrunken' zu den frühsten gedichten Kerners gehört und schon 1807 verfasst worden ist. entgangen aber ist ihm, dass auch brief 62 bei Müller (bei ihm nr 228) durch ein grobes versehen falsch datiert worden ist. dieser brief ist nicht 1810 geschrieben worden, sondern schon 1808 im frühjahr; denn er bildet ganz deutlich die antwort auf Müller nr 9. bemerkt hat H. anderseits freilich, dass nr 116 in Kerners briefwechsel (bei ihm nr 397) gleichfalls an unrichtiger stelle untergebracht worden ist; dass aber dieses fragment zu Kerners brief vom 6 aug. 1812 gehört, hat auch er nicht gesehen, wiewol es aus Uhlands antwort vom 5 sept. mit sicherheit zu erschliefsen st. (Aug. Mayer wurde also — auch nach nr 379 — spätestens

schon im august leutnant, weswegen der zusatz in 397 zu streichen.)

Ob es gerade angebracht war, Kerners brief, den Uhland nach dem tagebuch am 21 febr. 1811 erhielt (242 bei H.), im gegensatz zu Müller von nr 246 zu trennen, ist fraglich. dass 242 nicht die antwort auf 246 bildet, ist freilich sicher; denn der zeitraum der zwischen der abfassung dieses und der ankunft jenes briefes ligt, ist zu kurz. sehr wahrscheinlich sind aber beide schreiben zugleich abgesandt worden. Kerner ist von Uhland gewis schon in Wildbad zu einem neuen Schattenspiel aufgefordert worden, hat ein solches sicherlich sofort nach Uhlands abreise begonnen und das gedichtete nebst des freundes zurückgelassenen gegenständen sogleich nach Tübingen abgeschickt. Uhland wird ihn seinerseits hierzu in derselben zeit schriftlich aufgefordert haben.

Hat H. somit gegen EMüllers daten trotz vielen würklichen verbesserungen vereinzelt auch nicht mit der richtigen erkenntnis widerspruch erhoben, hat er wenigstens in einem falle auch einen schweren irrtum übersehen, so wird weiterhin die art, wie er den ihm vorliegenden briefwechsel benutzt hat, auch durch den umstand gekennzeichnet, dass dort zum ausdruck gebrachte völlig gesicherte resultate von ihm widerholt unbeachtet geblieben oder nicht erkannt worden sind. das gilt vor allem von manchen im original undatierten briefen. Müllers ordnung in den nrr 272. 275 und 276 (die zahlen nach H., wie immer wenn kein zusatz dabei steht) zb. war durchaus richtig. in 275 dankt Kerner Uhland für die mühe des abschreibens, die ihm dieser in 276 vorgehalten, und in 272 erklärt sich Uhland mit den änderungen einverstanden, welche der freund nach 275 mit dem Almanach vornehmen wollte. die richtige reihenfolge dieser briefe ist daher: 276. 275. 272.

Unrecht hat H. ferner, wenn er nr 259 in der überschrift ein anderes datum gibt als Müller, der sich getrost an das original gehalten hat (1 april 1811). die tagebuchnotiz, dass Uhland von Kerner bereits am 1 oder 2 april einen brief nebst dem ersten bogen der Schattenbriefe bekommen habe, beweist nur, dass Kerner schon vor unserem schreiben, in dem garnichts von den Schattenbriefen steht, eine sendung an seinen freund hatte abgehn lassen. der eingeschlossene brief scheint nicht mehr zu existieren. irgendein fehler ligt freilich auch bei EMüller vor; denn wenn bei ihm H.s nr 259 die unterschrift führt: *Wildbad, den 5 April 1811*, so wird man hier vielleicht '3 April' lesen müssen; denn schon am vierten war Uhland nach dem tagebuch im besitz des zusammen mit nr 259 übersanten Almanachmanuscriptes.

Im folgenden wird weiterhin, soweit nötig, H.s anordnung der briefe kritisiert, ohne dass noch fernerhin das verhältnis des herausgebers zu Müller beachtet würde. falsch verstanden worden ist Uhlands correspondenz mit Seckendorf. brief 64 gehört näm-

lich noch in das jahr 1806 hinein und ist vor 15 zu stellen, da der dichter in ihm zum ersten male eigene poesie — darunter die fragmente aus dem Heldenbuch — samt Kernerschen liedern an Seckendorf sendet, der sie in seinen Musenalmanach für 1807 aufnahm. durch den völlig angebrachten ausdruck *Kerners neuere Versuche* durfte sich H. nicht beirren lassen. ebenso ist gewis auch 32 vor 28 zu stellen; denn die vorschläge für die fortsetzung seines Almanachs, die Seckendorf in 32 macht, sind doch wol der plan des zweiten, 1808 veröffentlichten Almanachs, zu dem Uhland in 28 beiträge beisteuert.

Ob nr 11 von H. richtig eingeordnet und würklich an Kerner gerichtet ist, lässt sich nicht sicher entscheiden; sehr wol möglich aber ist, dass dieser brief 1808 an KMayer abgeschickt worden ist. darauf weist eine stelle in nr 94 (s. 88) hin. hier schreibt Uhland Mayer ein urteil Schoders über des freundes poesie ab. Schoder erklärt für das ziel Mayers, er wolle Höltys sentimentalität durch Goethische naivetät lichten, wenn er vielleicht auch nicht Hölty kenne. diese worte gefielen nach KMayer I 83 dem beurteilten nicht, und wenn er, was nur vermutung ist, daraufhin Uhland geschrieben hat, er kenne zwar Hölty, sei aber durchaus nicht von ihm abhängig, so könnte die antwort auf diesen brief unsere nr 11 bilden, die dann in die zeit nach dem 3 mai 1808, dem tage an dem Mayer sein schreiben abgefasst, gehören müste. diese enthält nämlich eine vielleicht durch Mayer provocierte kritik der muse Schoders und schliefst mit dem satze: *Das Urteil, welches Schoder über deine Gedichte gefällt hat, dass er sie von Höltys Gedichten abhängig glaubt, zeugt von seinem Mangel der Empfindung. von gänzlicher Blödsichtigkeit in Gegenständen des zarteren Gefühls.*

Bei den nrr 275 und 276 befolgt H. den grundsatz, undatierte briefe an den schluss des monates zu stellen, in dem sie nachweisbar geschrieben sind, ohne sie unter sich zu ordnen. dieses bequeme verfahren könnte schliefslich gutgeheifsen werden, wenn es consequent durchgeführt würde. dies ist aber in unserem werke leider gar nicht der fall. eingeschlagen finden wir es noch bei den briefen 96. 97. 98 und 604, in andern fällen aber — so zb. nr 45. 130. 242. 360 und 471 — sucht der hrsg. derartige schreiben genau chronologisch einzuordnen. so muss der leser notwendig irregeführt werden und annehmen, der reihenfolge entspreche stets die zeitliche, ein umstand, der die folgenden ausführungen rechtfertigt.

Verwirrt erscheint die reihenfolge bei H.s nrr 94—98. in 94 schreibt Uhland an Mayer, er selbst habe drei, Kerner vier gedichte in Cottas Almanach gegeben. in 97 nun kündigt er aber erst Kerner an, dass er Cotta die lieder schicken wolle, in nr 96 gibt er die nachricht, er wolle Kerners gedichte *morgen* herrn Cotta schicken und vielleicht selbst einige beilegen, und

brief 98 enthält die worte: *dass ich heute deine Gedichte nebst einigen von mir Herrn Cotta geschickt.* die chronologisch richtige reihenfolge ist demnach: 97. 96. 98. 94. 95 gehört gleichfalls bestimmt vor 94, da Schoders durch Mayers auszug bekannter brief mit 94 schon mitgesant wurde.

Brief 604, in dem Kerner über die kränklichkeit seines töchterchens klagt und sich nach einem gedichte Schwabs erkundigt, ist vor 597 zu stellen, wo Uhland den freund tröstet und belehrt.

Unter den briefen 298—302 trägt einer im original selbst ein falsches datum. bestimmt richtig datiert ist, wie das Tagebuch zeigt, nr 299: 23 october 1811. in diesem brief schreibt Uhland, er habe, von einer reise heimgekehrt, einige zeilen Kerners bei sich angetroffen, *schon ziemlich alt.* da von diesen auch kurz der inhalt angegeben wird, so lässt sich feststellen, dass sie mit nr 301 identisch sind. dieser brief trägt nun aber das datum *Enzweihingen, 2 November.* folglich lässt sich schliefsen, dass sich Kerner versehen hat und november in october zu verwandeln ist. chronologisch reihen sich die genannten briefe mithin in folgender weise aneinander an: 298. 301. 299. 300 (Kerners beschwerde über Uhlands schweigen), 302 (Uhlands rechtfertigung).

Der von H. mit vorbehalt angesetzte brief 356 hat zweifellos nie existiert; sonst hätte Uhland 358 nicht mit den worten beginnen können: *ich glaubte schon, du wolltest mir gar nicht mehr schreiben, als ich gestern deinen Brief* [nr 357!] *erhielt.* sicher ist hier ein vielleicht auf den herausgeber zurückgehnder fehler im Tagebuch anzunehmen; jedenfalls hat Uhland am 27 mai einen brief an Kerner geschrieben, und die unter diesem datum im Tagebuch erwähnte recension hat der dichter der 'Reiseschatten' nach 360 erst später erhalten.

Incorrect sind wol die unter 359 stehnden notizen. sicher gehört Kerners bei Müller auf s. 299 im I bande abgedruckter brief, die antwort auf nr 358, in den juni des jahres 1812; da in ihm aber von einer absendung des Almanachmanuscriptes nichts zu lesen ist, so ist anzunehmen, dass diese handschrift erst nach ihm abgeschickt worden ist.

Bestimmt falsch datiert, wie ja auch H. selbst vermutet hat, ist wider brief 462: für juli muss hier juni gesetzt werden. denn da Kerner nach nr 454 bereits am 21 juni im besitze eines 'Dichterwaldes' war, so kann er nicht am 11 juli darüber klagen, dass man ihm sein exemplar noch vorenthalte.

Auch nr 471 kann nicht das richtige datum tragen. dieser brief, in dem Kerner nach zahlreichen früheren klagen sofort gutmütig anhebt: *so gar nachlässig im Schreiben musst du nun nimmer sein,* kann erst nach 472 geschrieben sein, wo Uhland seinem freunde nach langem stillschweigen zum ersten mal wider nachricht gibt, diesen dadurch versöhnend.

In den anmerkungen H.s stört zuweilen der gleiche elementare ton, der Kerners briefwechsel verunziert. ist es auch niemals angebracht, eine allzu genaue vertrautheit mit besprochenen personen und gegenständen vorauszusetzen, so verzichtet doch jeder gerne auf commentare zu den namen FrSchlegels, Brentanos, Fouqués, Beethovens. im ganzen hat H. begreiflicherweise vorwiegend Uhland und seine poesie betreffende worte erklärt, und diese meistens sorgfältig; doch hat er sich in keiner weise schranken gezogen. vorwerfen kann man ihm eine gewisse inconsequenz, die ihn an den gegenständen nicht das gleiche interesse finden lässt. im folgenden seien einige fehler verbessert, die sich in den anmerkungen und erklärungen finden.

Kerners s. 22 (vgl. anm. 1) erwähntes lied 'an die Jungfrau Maria' ist nicht die 'Maria' der 'Dichtungen' (Gaismaier I 141), die erst nach der verlobung, also nach dem 26 april 1807, entstand, sondern das 'Lied auf die heilige Jungfrau Maria', das mit der unterschrift 'Hans Volz' 1808 in Seckendorfs zweitem Almanach erschien. es fehlt bei Gaismaier, stammt aber bestimmt von Kerner und ist abgedruckt auf s. 139 bei JRichert Geschichte der lyrik Justinus Kerners, Berlin 1909. — s. 42 wird ein Kernersches gedicht als *das Nächtliche* erwähnt, das mit dem in nr 67 mitgeteilten 'Nächtlich' (= 'Ständchen', Gaismaier I 157) identisch ist. unmöglich kann die erst 1825 veröffentlichte 'Lust der Sturmnacht' damit gemeint sein. — s. 116 anm 2 fragt H. nach worten Hölderlins. gemeint sind die reden des wahnsinnigen dichters Holder in den 'Reiseschatten'. — in anm. 4 auf s. 119 muste auf Kerners in den 'Reiseschatten' enthaltene possen über die surrogatwut verwiesen werden. falsch ist auf derselben seite die bezeichnung 'erster Reisebrief'. — Uhlands s. 143 (s. anm. 3) erwähnter 'Herbstbrief' ist sicher das hochpoetische schreiben nr 44, auf keinen fall aber der schlichte brief vom 9 october 1805. die ebenda (s. anm. 4) genannte volksliedervorrede ist das 'zweite Nachtblatt', das KMayer I 119ff abgedruckt hat. — Kerners s. 178 (s. anm. 2) erwähnter 'Nächtlicher Besuch' (Gaismaier aao. I 216) ist zum ersten mal auf s. 136 des Mannheimer Taschenbuchs der Grazien für 1808 veröffentlicht worden. — unrichtig ist auch anm. 6 auf s. 226. der noch unvollendete 'Bergjüngling' kann nicht der 'Pilger' (Gaismaier I 79) sein, da dieser schon auf s. 158 als 'abgeschlossenes gedicht genannt wird. gemeint ist wol (vgl. Richert aao. s. 59/60) die verlorene, auch als 'Harfenjüngling' bezeichnete (s. 229) urgestalt des symbolischen liedes 'Märchen' (Gaismaier II 183). — s. 271 (s. anm. 12) wird auf Wilh. Grimms 'Altdänische Heldenlieder, Balladen und Märchen' angespielt, die Kerner samt Schlegels gedichten von Braun erhalten hatte. — mit dem 'alten Ritter', von dem Varnhagen s. 307 (s. anm. 7) spricht, kann nur der held der romanze 'Der Rosenkranz' gemeint sein. — anm. 3 auf s. 341

ist gleichfalls unrichtig; denn Osiander und Heerbrandt bezeichnen einen und denselben verlag. — das auf s. 360 erwähnte *herrliche Andenken* kann kein gedicht sein, da nach s. 361 Uhland damals überhaupt nichts gedichtet hat. — in nr 506 ist H. auf s. 367, anm. 1 ein jahr zu weit zurückgegangen. der in frage stehnde brief Uhlands ist verloren. da er nämlich im herbst des jahres 1813 geschrieben sein soll, so kann nr 472 nicht in betracht kommen; zwischen dieser aber und nr 506 ligt kein weiterer an Kerner gerichteter brief Uhlands. ein Kernersches briefstück, das in diese zeit gehört, ist die falsch eingeordnete nr 440. — bei den auf s. 367 (s. anm. 3) genannten patriotischen liedern Kerners hat man die wahl zwischen dem gedicht auf Schill (Gaismaier II 155), auf den herzog von Braunschweig (ebda I 200), dem sonett auf Siegmund von Birken (ebda I 117) und der 'Herbstfeier im Jahre 1813' (ebda II 187). — in anm. 8 auf s. 443 nennt H. zwei lange nach 1815 gedichtete lieder Kerners.

Wenn hiermit die betrachtungen geschlossen sein mögen, so soll durchaus nicht in abrede gestellt werden, dass der aufmerksame leser noch auf weitere versehen stofsen könne; unwichtige widersprüche, die sich in den anmerkungen finden, sind sogar hier schon fortgeblieben. es ist schade, dass die interessante correspondenz der jungen Schwaben auch hier nicht durchweg mit genügender kritischer sorgfalt herausgegeben worden ist. hinsichtlich des textes scheint übrigens H. gründlicher verfahren zu sein. darauf lassen die mancherlei abweichungen von dem durch KMayer und EMüller gebotenen wortlaut schliefsen; auch in der orthographie hat sich der herausgeber offenbar treu an die originale angeschlossen.

Berlin im jan. 1912. **Johannes Richert.**

LITTERATURNOTIZEN.

Die Juppitergigantensäulen von **Friedrich Hertlein.** Stuttgart, ESchweizerbart 1910. VI u. 168 ss. 8°. 3 m. — Die Juppitergigantensäulen, denkmäler des 2 und 3 nachchristlichen jh.s (s. 50), tragen folgende figurengruppe: ein hockender oder liegender gigant (s. 36 ff) dient als stütze für das galoppierende pferd eines reiters. dieser ist durch seinen kopf (s. 30), seine waffe, den blitz (s. 31 ff) und durch weiheinschriften (s. 80 ff) als Juppiter gekennzeichnet. Juppiter als reiter aber ist unrömisch. da nun die säulen rechts- und linksrheinisch wesentlich auf germanischem boden sich finden (s. 51 ff.) und ihr häufiges vorkommen auf ländlichem privatbesitz (s. 68 ff.) sie als sacrale denkmäler erscheinen lässt, glaubt der verf. sie aus vorstellungen der germanischen religion erklären zu dürfen. der riese ist ihm repräsentant der erde, Juppiter der himmelsgott,

und die säule, die somit himmel und erde trägt, erinnert an die *Irminsûl*, die *universalis columna, quasi sustinens omnia* (s. 70 ff). in diese deutung fügt sich gut die tatsache, dass bei derartigen säulen sich öfters am zwischensockel bilder der wochengötter finden (s. 82 ff). in dieselbe richtung weisen auch darstellungen der tages- und jahreszeiten: ersterer in gestalt von 4 köpfen am säulencapitell (s. 87 ff), letzterer auf sogen. viergöttersteinen, die mitunter als sockel der säulen dienen (s. 94 ff.). die viergöttersteine, die ein ähnliches verbreitungsgebiet besitzen wie die säulen, und auf denen als normale götterreihe Juno, Mercur, Hercules, Minerva stehn (s. 128 ff), haben neben sich auf germanischem boden auch steine mit nur 3 götterbildern (s. 134 ff). und wie der verf. die feste reihenfolge der götter daraus erklärt, dass es sich um repräsentanten der jahreszeiten handle, so findet er für den wechsel der vier- und dreigöttersteine die erklärung darin, dass die rheinischen Germanen teils nach römischem vorbilde nach 4, teils auf heimische art nach 3 jahreszeiten (Germ. c. 26) gerechnet hätten (s. 136 ff). demnach bezeichneten die römischen götterbilder hier wie die römischen götternamen bei schriftstellern und auf inschriften germanische gottheiten (s. 143 ff). anmerkenswert ist dabei der hinweis, dass das inschriftliche *Regina* als beiname der Juno widergabe einer westgermanischen entsprechung von Freyja (*frouwa*) sein könnte (s. 145).

Was die besprechung der *Irminsûl* betrifft, so ist zu erwähnen ein glücklicher gedanke bei der erläuterung der schwierigen Widukind-stelle (I 12; ed. Waitz-Kehr 1904): *ad orientalem portam ... aram victoriae construentes secundum errorem paternum sacra sua propria veneratione venerati sunt: nomine Martem, effigie columpnarum imitantes Herculem, loco Solem, quem Graeci appellant Apollinem. Ex hoc apparet aestimationem illorum utcumque probabilem, qui Saxones originem duxisse putant de Graecis, quia Hirmin vel Hermis graece Mars dicitur*; *quo vocabulo ad laudem vel ad vituperationem usque hodie etiam ignorantes utimur.* hier führt der verf. die eigentümliche erwähnung des Hercules in verbindung mit den *columnae* darauf zurück, dass Widukind offenbar die 'säulen des Hercules' für dessen religiöses symbol gehalten habe und daher durch den bericht über die heilige säule auf Hercules geführt worden sei (s. 78). wenn aber der verf. mit andern aus der stelle einen germanischen himmelsgott *Hirmin* herausliest, so halt ich das nicht für berechtigt. die verwendung der wörter *Hirmin* und *columna* zeigt, dass dem schriftsteller offenbar dasselbe wort bekannt war, das schon ältere quellen nennen, nämlich *Irminsûl.* sprachlich kennt er sonst *(h)irmin* nur noch als verstärkendes präfix. da es sich aber um religiöse dinge handelt, so erinnert ihn das wort durch seinen klang an Hermes, den er für identisch mit Mars hält, und die säule widerum lässt ihn an die säulen des Hercules

denken. die worte *loco Solem* müssen dann auf die errichtung des heiligtums bei der *porta orientalis* bezogen werden, und die gesamte stelle enthält mithin für den germanischen mythologen kein weiteres material als den namen *Irminsûl*. was die bedeutung des ausdrucks angeht, so fasst ihn Hertlein als 'weltsäule' (s. 73) und weist hin auf die ausführungen von Much (Wörter und Sachen 1,40), nach denen diese weltstütze — aufser bei den Sachsen ist sie nunmehr auch für die Nordgermanen nachgewiesen durch die hölzerne 'weltstütze' des lappischen heidentums, vgl. AOlrik Maal og Minne 1910, 2ff — eine nachbildung der tragenden hauptsäule des germanischen hauses ist (s. 75). ob aber diese germanische weltsäule in den Juppitersäulen ihren ausdruck finden konnte? es mag germanische mythologen geben, die des verf.s deutung der reitergruppe als himmelsgott und erde anerkennen. ich hege — besonders was den himmelsgott angeht — vollkommen abweichende ansichten. doch würde ihre nähere erörterung zu weit über den rahmen einer besprechung der vorliegenden schrift hinausführen. hier möcht ich dagegen nur hervorheben, dass H.s ausführungen dem germanisten jedenfalls zu denken geben. denn die möglichkeit, dass römische kunstwerke auf germanischem boden ausdruck germanischer vorstellungen sein können, und weiter die frage, ob nicht solche schöpfungen dann ihrerseits auf die ausgestaltung des germanischen glaubens einwürken konnten, lassen sich angesichts dieser schrift nicht ohne weiteres abweisen.

Marburg i. H. **Wolf von Unwerth.**

Die urkunden der deutschen könige und kaiser herausgegeben von der Gesellschaft für ältere deutsche geschichtskunde. vierter band. Die urkunden Konrads II mit nachträgen zu den urkunden Heinrichs II. unter mitwürkung von H. Wibel und A. Hessel herausgegeben von **H. Bresslau.** [= Monumenta Germaniae historica. Diplomatum tom. IV.] Hannover u. Leipzig, Hahn 1909. XXVI u. 554 ss. gr. 4⁰. — Dieser band ist seinem vorgänger, zu dem er einige nachträge, zumeist italienische urkunden bringt, im abstande von 6 jahren gefolgt, er weist die gleichen vorzüge wie jener auf und vermehrt sie noch um einige praktische neuerungen der editionstechnik. die akribie und sauberkeit in der widergabe der originale, wie da wo diese fehlen jüngerer überlieferungsformen, ist erstaunlich; uns philologen erscheint sie gelegentlich zu weit getrieben, wie wenn etwa 17, 34 *rogum* (st. *regum*); 37, 8 *Aribons* (st. *Aribonis*) beibehalten wird. da ich sichere druckfehler in den texten nicht gefunden habe, werden wol auch *Tieotmannus* (147, 35), *Heroltosbach* (150, 38), *Szhudizi* und *Szholin* (mit *h* statt *k*, 232, 31), *Emhart* (265, 34) richtig gelesen sein: dann hätten sie aber doch im register als schreibfehler markiert werden dürfen. — von rund 280 echten urkunden Konrads II (eine anzahl reichssachen ein-

gerechnet) fällt nur die kleinere hälfte (ich zähle 133) auf das deutsche sprachgebiet einschliefslich der östlichen und westlichen grenzmarken. die zahl der bisher ganz unbekannten stücke ist klein, dafür ist aber für überlieferung und litteratur wie für alle fragen der diplomatik ein gewaltiges stück arbeit geleistet, und auch in den beigaben, besonders in dem namenregister, steckt eine unsumme von einzelforschungen; dass nicht alle zum ziele gelangt sind, dass auch manche ohne fragezeichen aufgeführten identificationen von örtlichkeiten recht zweifelhaft scheinen, wer mag dass chelten? — inhaltlich ergeben diese urkunden nicht allzuviel für den engern kreis unserer interessen: manchmal ist das interessanteste ein transsumpt, wie etwa bei nr 44, wo noch einmal (1025) die *bestię quę teutonice elo et scelo appellantur* widerkehren: aus DO. I. 62 über DH. II. 112; immerhin fällt für jagd, fischfang (184, 7 *cum stationibus id est gistellis piscium quos husones dicimus)* und bienenweide (32, 31 *cidalweidis)* einzelnes ab, auch rechtsbräuche und rechtstermini sind zuweilen in deutscher sprache eingeführt: vgl. das reichhaltige Wort- und sachregister s. 532—551, aus dem ich für das althochdeutsche wörterbuch noch auf die belege für *maalman, (medo,) muntscat, overmerke, (waldus,) walpoto, wanburtich* hinweise; sehr viel mehr ist für das mittellateinische und darin auch für das nachleben des langobardischen zu holen. die personennamen sind nicht mehr productiv, aufser auf dem gebiete der koseformen und deminutiva; wertvolles material enthalten einige urkunden mit grenzbeschreibungen für fluss-, berg- und waldnamen (vgl. die nrr 104. 107. 135. 173. 193. 211. 293). wer aber derartige quellen namentlich für namenkunde und sprachgeschichte ausbeuten will, wird sich immer erst auskunft über die notare und schreiber holen müssen (s. XI ff) und die einleitungen zu den einzelnen stücken nicht übergehn dürfen. sehr charakteristisch ist zb. das verhalten der einzelnen schreiber gegenüber dem namen der kaiserin: *Gisla* (lieblingsform von UD) neben *Gisila, Gisela.* — der schreiber von nr 24 hat, wie mir herr stiftsarchivar Müller in SGallen bestätigt, würklich *Chounradus* (27, 12. 36) und *Deitbaldus* (27, 14) geschrieben, also fehler begangen wie sie in der regel den modernen herausgebern zur last fallen. — in nr 124 tritt der schreiber der partei mit seinen charakteristischen westfälischen namensformen: *Godoleuesheim, Aluered, Osdag, Fritherich* hervor. — der schreiber UE, den Bresslau s. XIV der kaiserlichen kanzlei zuweist und als einen Oberdeutschen bezeichnet, lässt sich ganz bestimmt als Baier erkennen an der form *Chutelineburc* 318, 24 (nr 233) gegenüber dem normalen *Quitilin(g)eburc* (UD nr 129; UB nr 184). — bei nr 293, der Reinhardsbrunner fälschung, scheint es mir im gegensatz zu dem herausgeber Hessel unwahrscheinlich, dass die echte vorlage den namen eines thüringischen grafen Ludwig geboten habe: ein solcher konnte im 11 jh. sich unmöglich *Hludouuicus*

schreiben: dies *Hl-* wurde nur noch in der überlieferung karolingischer acte fortgeschleppt, der falsator versucht damit den eindruck der altertümlichkeit zu erwecken und schiefst übers ziel hinaus — brauchte er einer echten vorlage, wenn sie den namen enthielt, noch einen hyperarchaischen stempel aufzudrücken?

Dass ich mich an den text der originale nicht gern heranwage, hab ich oben angedeutet; ich schliefse hier nur ein paar bemerkungen zu urkunden an, wo es sich einmal um einen nachtrag, in den übrigen fällen um jüngere überlieferung handelt. nr **34**: der in einer lücke auf rasur nachgetragene name *Durgouuues* (gen.) ist mir verdächtig; in eben jenen gegenden um die es sich handelt, Steiermark und nachbarschaft, findet sich im 10 u. 11 jh. öfter der name *Turdagŏuuo,* s. Förstemann ɪ² 436 (letzter beleg von 1023) und Salzb. ub. ɪ 69. 88 (nr 23). 186 (a. 991). — nr **157**, nur im auszug in der Vita Meinwerci überliefert: s. 209, 5. 6 treten ein *Hathamarus* und ein *Haoldus* auf; wenn nun die VM. für den letztern z. 8. 9 *Hathaldus, -o* schreibt, so ist das ganz unzweifelhaft bis zu *Hatha-* hin eine entgleisung in *Hatha-marus,* der schreiber G¹ geht noch weiter und schreibt z. 8 geradezu *Hathamarus.* für *Hathaldus* war unbedingt *H a o l d u s* einzusetzen, derselbe name wie *Haholdus* nr 152, s. 204, 26; es genügt nicht (wie im index s. 496) *Haoldus* mit *Hathaldus* zu identificieren, und es ist verkehrt den namen (!) von *Haholdus* zu trennen. — nr **159**, überliefert in einer abschrift d. 14 jh.s (B) und im auszug der Vita Meinwerci (G¹G²): der erste ortsname s. 211, 1 ist unter berücksichtigung des *Windil-* von G¹G² und des *-mûderod* von B als *W i n d i l m ů d e r o d* zu geben, nur so ist auch die identification mit 'Willmeröderberg' bei Polle möglich; die unmöglichen wortbilder *Windilinroderod* (G¹, danach im text) und *Windilinnoderod* (G²) erklären sich sehr einfach als verlesungen, welche *Windilmuoderod* voraussetzen. — nr **177**, erhalten in zwei abschriften des 15 (F) resp. 14 jh.s (B), dazu als auszug in der Vita Meinwerci (G): der ort 'Mollenfelde' (a. d. Molle) im ldkr. Göttingen erscheint als *Molduggauel* BG, *Molduggaue* F; statt nun einfach *M o l d u g g a u e l(d)* zu ergänzen, haben die herausgeber (s. anm. h) 'kein bedenken getragen den namen zu emendieren': in *Molggaueldun,* eine form die nach laut- und wortbild für diese zeit und gegend unmöglich ist und weder der etymologie noch der heutigen form des namens rechnung trägt. dass im original etwas nicht in ordnung war, ist gewis richtig, aber keinesfalls war *dū* über *Molggauel* nachgetragen, es war das zwischen zwei *l* stehnde *d* ausgefallen: *molduggauel(d)liudoluefhufun.* — nr **193**: *Wabeche* (257, 18 flussname) heute 'Welpbach', also in *W a l b e c h e* zu ändern.

E. S.

Schlesische Sagen von **Richard Kühnau** [Schlesiens volkstümliche überlieferungen, sammlungen und studien der Schlesischen gesellschaft für volkskunde, begründet von Friedrich Vogt, herausgegeben von Theodor Siebs. bd. III. IV]. I. Spuk- und gespenstersagen. II. Elben-, dämonen- und teufelsagen. Leipzig BGTeubner 1910 u. 1911. XXXVIII u. 618 ss. 9 m.—. XXXII u. 745 ss. 10 m.—. K. beschert uns mit seinem Schles. sagenbuch eine sammlung, wie sie mir in gleicher reichhaltigkeit, kritischer auswahl und übersichtlicher ordnung nicht wieder bekannt ist. er will die sagen Mittelschlesiens vollständig sammeln. das gebiet von der Bober-Queißlinie bis zur polnischen sprachgrenze ist also sein sammelplatz. die Rübezahlsagen[1] und die Breslauer ortssagen sollen indessen besonders herausgegeben werden; die schlesische Oberlausitz hat schon ihr sagenbuch (Haupt); die polnischen stoffe verlangen eigene bearbeitung. proben sollen die engen beziehungen Mittelschlesiens zu diesen gebieten erkennen lassen. dagegen ist die alte territorialgrenze beobachtet worden, indem Österreich-Schlesien und das Braunauer ländchen um ihren ganzen schatz angegangen worden sind. mit bedauern weist K. darauf hin, dass für die gebiete Waldenburg, Reichenstein und Altvater noch keine, oder doch keine zuverlässigen sammlungen vorliegen. als quellen sind besonders die Schlesischen Provinzialblätter u. die hsl. sammlungen der Schles. gesellschaft f. volkskunde geflossen; vieles hat K. selbst oder seine grofsen und kleinen freunde herbeigebracht. so hofft K., den stoff für Mittelschlesien annähernd vollständig zusammen zu haben.

Zum kriterium der volksmäfsigkeit ist die übereinstimmung der anschauungen der sagen an verschiedenen orten gemacht: 'im wesentlichen sind es immer wieder die gleichen ideen, die sich zu sagengebilden formen' I s. 11. die masse der romantischen sagen ist ausgeschieden und für den III bd. zurückgestellt worden. für den restbestand von 1347 nrr muste natürlich eine eingehende gliederung geschaffen werden; K. hat sich nach dem vorgange Meiches[2] in den grundzügen dem system der Germ. mythologie Mogks angeschlossen, also der teilung der gestalten des niederen mythus in seelen- und naturgeister. die überschrift des ersten teils 'Spuk- und gespenstersagen' wählt und erläutert K. mit sehr glücklicher hand aus dem bewustsein des schlesischen volkes heraus: 'die beiden ausdrücke verhalten sich zu einander wie das allgemeine zum besonderen. spuk nennt das volk jede erscheinung, die in irgend einem zusammenhange mit dem tode eines menschen (auch tieres) steht, mögen es laute sein oder lichterscheinungen oder gegenstände von ungewisser schreckhafter gestalt, mögen es gestalten sein mit be-

[1] de Wyl, Rübezahlforschungen. Wort u. brauch 5. heft Breslau 1909.
[2] Sagenbuch des königreichs Sachsen 1903.

stimmten menschlischen oder tierischen umrissen. gespenster sind ihm nur diese' s. 8. 9. damit gibt K. das erste wort über die gruppierung dem volk, das nach seinem empfinden die gestalten zusammenstellt. und das ist recht, wo der jetzige stand des volksglaubens getroffen werden soll — die wissenschaft mag dann ihr urteil über den ursprung der stoffe anders fällen. bei der einteilung im einzelnen hat sich dem ordner immer wider die örtliche gruppirung als die sachlichste ergeben. 'der ort steht auch zum inhalt der sage in einem bestimmten festen verhältnis' s. 7. wenn das auch für die stoffe, in denen der ort requisit der erzählung ist (z. b. kirchhofssagen u. ä., naturgeistersagen), selbstverständlich scheint, so zeigt sich die besondere bedeutung dieser beobachtung dort, wo uns der ort gleichgültig zu sein däucht (gespenstische reiter, kutschen zeigen sich nur auf strafsen, die dem windzuge ausgesetzt sind I s. 7), und sie wird für die künftige sagenforschung wertvoll sein. die elten rechnet Mogk zu den seelen-, K. zu den naturgeistern; ich stimme ihm darin zu. aber gibt man diese genetische unterscheidung der dämonen und elfen auf, so verschwimmt ihre grenze überhaupt. da nun der begriff elfen in dem schlesischen volke nicht lebendig ist, erscheint diese gruppenbildung für die erkenntnis des jetzigen volksglaubens von geringer bedeutung. K. selber hebt auch schon II s. XXX den begriff dämonen über den der elben und dämonen im engeren sinne hervor. er legt dann das hauptgewicht auf klare zusammenordnung kleinerer gruppen wie haus-, erd-, wasser-, berg-geister u. ä., und diese trefflich geglückten gruppierungen geben dem leser ein lebendiges bild des jetzigen bestandes von vorstellungen bestimmter art; auch übergänge und mischungen fallen dabei deutlich in die augen. aufserordentlich erleichtert wird der überblick durch die örtliche aufreihung der nrr in den gruppen, so dass man bequem eine vorstellung von der häufigkeit der stoffe in den verschiedenen landschaften Schlesiens gewinnt. — mit aufrichtigem vergnügen wandern wir nun auf planvoll angelegten pfaden durch den wald der schlesischen sagen, den K. durchforstet und von fremdem holz gereinigt hat. in ursprünglicherer frische tritt uns die nicht gerade leichte art der schlesischen bauern entgegen [1]. dank und glückwunsch gebührt der Schles ges. f. volksk., dass sie durch dieses werk wunsch und mühen Karl Weinholds, dessen sagensammlung 1850 verbrannte, Kastners, Freytags, Friedrich Vogts die erfüllung gegeben hat. der dritte, letzte band wird in bälde erscheinen. wir richten weiter unseren blick auf die von der ges. vorbereitete herausgabe der schles. volkslieder. wie reiche schätze wir da zu erwarten haben, beweist die nachricht,

[1] als ein ausgezeichnetes beispiel schlesischer gemütsart erscheint mir die geschichte 786: wie wächst den leutchen der wechselbalg, das dümla, ans herz.

dass auf eine aufforderung in den schles. zeitungen über 500 postsendungen mit vielen einzelstücken eingelaufen sind.

Moys b. Görlitz. **Walther H. Vogt.**

Schwäbisches wörterbuch. auf grund der von Adelbert vKeller begonnenen sammlungen und mit unterstützung des württembergischen staates bearbeitet von **Hermann Fischer.** bd. 3 = liefg. 23—35 (G — Hutzucker). Tübingen, HLaupp. 1908—1911. xvii, 1940 sp. grofs 4⁰. lfg. zu 3 m., lfg. 35 zu 1 m. — in drei jahren ist der umfangreiche 3. band dieses grofsen unternehmens fertig gestellt worden. wir sind der leitung für diese schnelle arbeit, die der wissenschaft gute dienste leistet, dankbar. Fischer selbst nimmt nur einen teil des verdienstes daran für sich in anspruch und nennt Wilh. Pfleiderer als den eifrigen förderer des werkes. von diesem stammt reichlich die hälfte aller artikel. eine fufsnote unter dem vorwort macht sie kenntlich. das ist nötig; denn den einzelnen artikeln merkt man keine verschiedenheiten in der ausarbeitung an. so glücklich haben die herausgeber das hauptziel, das ein auf mehrere mitarbeiter angewiesenes wörterbuch verfolgen muss, die einheitlichkeit, erreicht.

Die 1940 spalten füllen die beiden gewichtigen buchstaben g und h. das erklärt sich aus ihrem besonders grofsen umfange in obd. mdaa. aber aufserdem hat sich der stoff noch stark vermehrt: in 2 jahren um 15000 zettel. gelegentlich werden an passender stelle zu lücken in den beiden ersten bänden nachträge gebracht. die anlage des wörterbuchs ist im ganzen die gleiche geblieben. die häufigeren verweise, die gelegentliche aufnahme von negativen idiotismen, die straffere zusammenziehung grammatisch nahverwanten stoffes und die ergänzung veralteten materials durch neue belege bemerke ich an einzelnen stellen gern. noch energischer wünschte ich, zweifelhafte wörter oder gar offensichtliche irrtümer und versehen in den belegen ausgeschieden. doch auch darin kann man die gewissenhaftigkeit F.s bewundern.

Die grammatik und die lexikographie des mhd. wird durch den vorliegenden band reich beschenkt, diese dadurch, dass bisher isoliert überlieferte stämme sich verzweigen, jene in der weise, dass vor allem die wortbildung sich jetzt weiter ausbauen lässt. die moderne zeit wird natürlich noch reicher bedacht. die volkskundliche seite tritt besonders hervor. die mundartenforschung sieht hier nach kräften moderne forderungen verwirklicht, zb. wird nicht nur die geographische verbreitung der lautformen, sondern auch der wörter selbst eingehend dargestellt. kleinere versehen finden sich hierbei bei angaben über aufserschwäbische verbreitung eines wortes. doch sind sie unvermeidlich, solange zusammenfassende werke in den nördlich und östlich gelegenen deutschen landschaften fehlen.

Dass F. und Pfleiderer, obwohl sie die spätmhd. und frühnhd. sprache in den vordergrund rücken, auch den litterarisch kaum fassbaren interjectionen ihr augenmerk zuwenden, wird die modernste mundartenforschung gern annehmen. die sorgfältige beachtung von orts-, flur- und familiennamen kommt der geschichte zu gut. es ist erstaunlich, wie sicher das wtb. auf diesem schwierigen gebiet sichtet und sondert. das aussterbende rotwelsch findet im rahmen des schwäbischen seinen ihm geschichtlich zukommenden platz. vielleicht wird hier aber doch trotz enger berührung bei der etymologie gelegentlich wol die verwantschaft des ansässigen mit dem eindringling zu weit ausgedehnt.

Aber schliefslich: wir danken der rührigen leitung für diese prächtige leistung und wünschen für die letzte hälfte des wörterbuchs gleich schnellen fortgang.

Berlin-Steglitz. **H. Teuchert.**

Der reiseweg Hans Sachsens in seiner handwerksburschenzeit nach seinen eigenen dichtungen von **Friedrich Windolph.** diss. Greifswald 1911. 74 ss. 8⁰. — der verfasser hat nicht nur, wie es bisher gewöhnlich geschah, die autobiographischen notizen des dichters herangezogen, sondern sämtliche in H. Sachsens dichtungen genannten ortsnamen nach bestimmter methode geprüft. diese dichtungen wurden soweit möglich mit den quellen verglichen. von mehr als 850 ortsangaben aus deutschsprechenden gebieten wurden etwa 500 benützt. 1512 hat H. Sachs siebzehnjährig seine wanderschaft angetreten. auf grund sorgfältiger prüfungen gelangt W. zu folgender reihenfolge: frühjahr 1512—1513 Nürnberg, Regensburg, Pfattern, Straubing, (Finsing?), Vilshofen, Passau; 1513 Braunau, Ötting, Burghausen, Ried, Wels, Salzburg, Pinzgau, Kitzbühel; winter 1513—1514 Schwatz, Hall i. T., Innsbruck; 1514 Tölz (?), München, Freising, Landshut, München; 1515 Ingolstadt, Heideck, Nürnberg, Bamberg, Motschenbach, Drosafeld, Thüringer wald, Naumburg, Leipzig, Magdeburg (?), Lüneburg (?), Lübeck (?), Merseburg (?), Naumburg, Erfurt, Schleusingen, Rhön, Schweinfurt, Würzburg; 1516 Spessart, Aschaffenburg, Frankfurt, Mainz, Budenheim, Bingen, Koblenz, Cöln, Aachen, Rheintal, Maintal, Neustadt a. d. Aisch oder Windsheim, Nürnberg. — W. befindet sich mit seiner untersuchung auf einem schwanken boden. mit der brauchbarkeit des materials verhält es sich weniger einfach als er meint. dürfen wir H. Sachs so sicher glauben, wenn er sagt, er sei irgendwo gewesen? liebt er es doch nicht selten, geschichten, die er in einer quelle vorgefunden, auf sich zu übertragen (vgl. Windolph selbst s. 45 f!). sein 'Lobspruch der stadt Salzpurg' und ähnliche gedichte hätten den verf. etwas stutzig machen können. umgekehrt ist es ein so sicherer beweis, H. Sachs sei nicht an einem orte gewesen, wenn der ort schon in der quelle sich vorfindet? ein beispiel statt zahlreicher, wie

leicht W. es sich methodisch gemacht hat: 'das gleiche gilt von orten, von denen keine weitere angabe vorhanden ist als die, es habe sich dort dieses oder jenes zugetragen. handelt es sich in diesem falle um kleine dörfer oder städtchen, die in der nähe solcher gröfseren ortschaften liegen, in denen Hans Sachs nachweislich als handwerksbursch geweilt hat, so ist von ihnen meiner ansicht nach, sicher anzunehmen, dass Hans Sachs sie zu dieser zeit kennen gelernt hat' (s. 8f). — die reisen nach Bayern und in die Rheinlande, deren hauptetappen schon in der 'Summa' verzeichnet stehn, sind im grofsen und ganzen von W. annehmbar festgestellt; aber seine ausführungen über die walz nach Sachsen oder gar nach Lübeck haben auf mich nicht überzeugender gewirkt als die angaben Nagels im Deutschen literaturatlas.

Burgdorf (Schweiz). **Eugen Geiger.**

Lessings Faustdichtung, mit erläuternden beigaben herausgegeb. von **Robert Petsch** [Germanische bibliothek hsgegeb. von WStreitberg II 4]. Heidelberg C. Winter, 1911. 57 ss. 8°.

Lessings briefwechsel mit Mendelssohn und Nicolai über das trauerspiel, nebst verwanten schriften Nicolais und Mendelssohns hrsg. von **Robert Petsch** [Philos. bibliothek, bd 121] Leipzig, Dürr 1910. LV u. 144 ss. 8°.

Der herausgeber und erklärer beider sammelschriften, hat namentlich mit der ersten einem entschiedenen bedürfnis der wissenschaftlichen seminare entsprochen. Lessings Faust pflegt in so manchem studentenkopf als 'phantom' im eigentlichsten sinne zu spuken, und nicht alle germanisten finden infolge anderer specialstudien die zeit, sich sämtliche zeugnisse über Lessings Faustpläne zusammenzusuchen. Petsch bietet sie übersichtlich neben den erhaltenen texten dar, ergänzt sie durch litterarhistorisch interessante beilagen (die kritik des Lessingschen Faustfragments in den 'Briefen, die Einführung des Englischen Geschmacks in Schauspielen betreffend', 1760 — aus Paulis 'Schimpf und Ernst' — aus den Vitas patrum) und fügt ein facsimile des Berliner scenariums, bl. 1, hinzu. die einleitung, die im ersten teil 'Lessings Faustdichtung und ihre stellung innerhalb seiner poetischen entwicklung' betrachtet, im zweiten Lessing der Faustüberlieferung gegenüberstellt, im dritten seine älteren und im vierten seine späteren Faustpläne untersucht, entspricht dem gedachten zweck weniger, da sie an umfang die texte selbst übertrifft. eine so ausgedehnte übersicht sagt in diesem falle dem kundigen zu wenig und dem lernenden, der sich ein eigenes urteil bilden soll, zu viel. die zurückhaltung und vorsicht indessen, die Petsch bei der natürlich anfechtbaren deutung, wertung und verknüpfung der überlieferten zeugnisse beobachtet, würkt doch wieder erzieherisch, und die völlig selbständige und scharfsinnige verarbeitung von zt. bisher gar nicht oder nicht genügend beachteten quellen, zb. des

Milichius 'Zauberteufel', Weiers 'De prestigiis daemonum' ua., sowie neuer litterarhistorischer schriften, zb. der ja auch für das Fenixfragment Lessing bedeutsamen 'Contributions à l'étude de l'hispanisme de GELessing' Pitollets von 1909 gibt auch den Lessingforschern neue wertvolle einzelheiten zur vervollständigung ihrer eignen auffassung von Lessings Faust-idee in die hand.

Ob auch die andere sammelschrift ihren weg finden wird, ist zweifelhaft. Lessings briefwechsel mit Mendelssohn und Nicolai über das trauerspiel hat für die erkenntnis der entwicklung seiner dramatischen theorie und damit der ästhetik seiner zeit grofsen wert. da diese erörterungen aber nur vorbereiten und der Lessingsche briefwechsel den würklich interessierten ohnehin zur hand ist, liefse sich ein fester leserkreis hier schwer denken, wenn nicht Nicolais 'Abhandlung vom Trauerspiele' und Mendelssohns definitionen 'Von der Herrschaft über die Neigungen' sowie wichtige, in die gründliche einleitung des herausgebers eingeschobene zeugnisse zb. aus Bodmers briefen ua. den besitz des buches doch für jeden litteraturhistoriker erstrebenswert machten.

Stichproben bei leichter zugänglichen vorlagen ergaben für beide schriften zuverlässigen und sauberen abdruck.

Waldemar Oehlke.

Goethes Clavigo. erläuterung und literarhistorische würdigung von **G. Grempler** [Bausteine zur gesch. d. n. d. lit. her. von F. Saran heft v]. Halle, Niemeyer 1911. xvi u. 205 ss. 8°. m. 4.— Das hauptaugenmerk der gründlichen, aber etwas schematisch und monoton durchgeführten arbeit ist darauf gerichtet, die selbständigkeit von Goethes drama gegenüber den Memoiren des Beaumarchais nachzuweisen, und zwar so, dass diese mehr Goethes bewuster dramaturgischer absicht als unwillkürlicher biographischer spiegelung verdankt werde. diese tendenz der arbeit darf als geglückt bezeichnet werden; zumal G. sich hütet, sie zu überspannen und biographische momente nicht nur selbstverständlich für Marie-Friederike und Carlos-Merck (oder in äufserlichkeiten Horn) anerkennt, sondern auch kleinere züge für Sophie selbst auffindet. (ich habe für diese an die 'Olivia', Friederikens schwester in der Sesenheimer idylle, gedacht und für Buenco an den namen des Gießener Wenck.) Sarans neigung, Goethes dramen von einem psychologischen schema aus zu construieren, tritt übrigens in dieser arbeit ebenso deutlich hervor wie seine gute wirkung auf genaue analysen, methodische quellenstudien und phrasenlose darstellung. insbesondere tritt die verwantschaft der untersuchung mit Dölls fruchtbarer studie über die 'Mitschuldigen' nicht blofs in citaten zum Freigeist-typus zu tage; obwol doch Carlos und Alcest von G. selbst in dieser hinsicht (s. 115) nicht gleichgestellt werden. die hinweise auf 'Clarissa' und 'Miss Sara Sampson' scheinen mir wenig ergiebig. — nachahmenswert ist die einrichtung der litteraturangaben mit

ihren kurzen referierenden zwischensätzen. vielleicht wäre noch ein hinweis auf einige wichtigere varianten (doch vgl. s. 193 anm. 2) von wert gewesen.

Berlin, 8. 7. 12. **Richard M. Meyer.**

Die ältere romantik und das theater von **Edgar Gross** [Theatergeschichtliche forschungen, herausgegeben von B. Litzmann. xxii.]. Hamburg und Leipzig, Leopold Voss 1910. 119 ss. 8°. m. 4.—. E. Gross fand in den archiven der generaldirection der Dresdner königlichen hoftheater regiebücher aus der zeit, da Tieck hier dramaturgisch wirkte. eines dieser regiebücher trägt den vermerk 'von Hofrat Tieck eingerichtet'; Shakespeare 'Hamlet' ist es. andere schreibt er Tieck zu. die scenare des 'Hamlet', 'Lear' und 'Macbeth' druckt G. ab, weifs aber nicht gerade viel mit ihnen anzufangen. ferner benutzt er ungedrucktes aus den papieren der Dresdner und Berliner königlichen bibliothek. immerhin eine erweiterung unserer kenntnisse! was G. des weiteren über die deutsche romantik und das theater sagt, ist so gut wie unbrauchbar. er leidet an einer unklarheit der auffassung und des ausdrucks, die ihn zu greifbaren ergebnissen nicht kommen liefs. schon an dem begriff der illusion oder täuschung, der ja gewis etwas gefährlich ist, scheitert er völlig. was s. 46 f über diesen begriff vorgebracht wird, ist schlechtweg ein galimathias. die folgerungen durch die G. zu dem schluss kommt, dass von Tieck natürlichkeit als oberste forderung der schauspielkunst aufgestellt werde, sind mir unverständlich, obwol ich sie zu verschiedenen zeiten nachgeprüft habe. jeder der nur entfernt etwas von Tiecks dramaturgischen gedanken weifs, wird ohnedies bei dieser behauptung stutzen. dass alles was G. über das verhältnis von Tiecks dramaturgischen anschauungen zu denen Lessings oder der Schlegel behauptet, in der luft steht, ist angesichts solcher grundlagen seiner behauptungen selbstverständlich.

Dresden, 4. 11. 12. **O. Walzel.**

Emil Kuh's kritische und litterarhistorische aufsätze. in auswahl herausgegeben und eingeleitet von **Alfred Schaer.** [Schriften des Literarischen vereins in Wien xiv]. — Wien, verlag des Literarischen vereins 1910. xvi u. 457 ss. 8°. — Eine auswahl von Kuhs kritischen aufsätzen kann nur erwünscht kommen: denn trotz einigen vielleicht zu superlativischen ausdrücken der einleitung wird man dem herausgeber beipflichten, wenn er EKuhs litterarischen abhandlungen eine über ihre zeit hinausreichende bedeutung zuschreibt. es ist in der tat ein zeichen ungewöhnlichen kritischen scharfblicks, wenn ein beurteiler zwei poeten wie Hebbel und Halm schon zu ihren lebzeiten so richtig einzuschätzen und so umfassend zu charakterisieren weifs, wie dies bei Kuh der fall war. er nahm beiden gegenüber einen standpunkt ein, den die litterarische vulgatmeinung erst beträchtlich

später zu gewinnen wuste und dann als richtig festhielt. in diesen artikelserien, die die hauptstücke der sammlung bilden, wie in einzelnen aufsätzen, so dem liebenswürdig erzählten besuch bei Mörike, sprechen viele persönliche erinnerungen mit, die aber, was namentlich bei Halm bemerkenswert ist, Kuhs kritischen blick für die grenzen des poetischen vermögens der ihm befreundeten dichter nicht trüben; wie ja auch der damals einsetzende Hamerlingcult ihn, den guten Österreicher, von einer schonungslosen bloſslegung der mängel der 'Aspasia' nicht abhielt. — hinsichtlich der auswahl ist zu bemerken, dass der artikel 'Friedrich Halm' s. 75ff hätte wegbleiben können, da er sich fast ganz wörtlich in der nächstfolgenden groſsen abhandlung widerfindet. im übrigen aber scheint mir die auslese geschickt getroffen und wol geeignet, Kuhs fähigkeit darzulegen, sich in die verschiedensten dichterpersönlichkeiten (Hölderlin, OLudwig, Freiligrath, WJordan, Groth usw.) einzuarbeiten.

Berlin. **Hermann Schneider.**

ZU ZS. 53, 183ff.

Zu den angaben über den germanischen nodus verdank ich meinen collegen Grill und Bohnenberger eine hübsche parallele aus dem indischen altertum, nach H. Zimmer Altindisches leben 246f: 'die Vasishthiden tragen als besonderes merkmal das haar auf der rechten seite aufgewunden; sie heiſsen daher dakschiṇataskaparda ['auf der rechten seite eine aufgewundene haarflechte tragend' Grassmanns Wörterbuch] Rigv. 7, 33, 1; cf. 7, 83, 8, Roth Zur litt. s. 120 und ABurnes Cabool pag. 202'. die beiden Rig-stellen sind bei Ludwig II, 1006f übersetzt: 'mit rechts herabhängender locke', 'die lockigen'; bei Grassmann I 553. 365: 'die auf der rechten seite ihre haarflechte tragen', 'mit geflochtenem haare'. mehr als eine parallele zu dem so viel später bezeugten germanischen brauch wird man darin nicht sehen; wenn Zimmer auf die Haddingjar-Astingi verweist, so geht, falls diese namen identisch sind und sich auf den haarputz beziehen, aus ihnen über die art desselben noch nichts hervor. dass ich im Züricher museum eine germanenfigur mit nodus gefunden zu haben glaube, darüber habe ich in bd. 7 der Mainzer zeitschrift berichtet.

Tübingen, 18. febr. 1913. **Hermann Fischer.**

ZU GENZMERS EDDA (I. bd Heldendichtung, Jena 1912).

Als die beste deutsche Eddaübersetzung galt bis vor kurzem die Geringsche. sie hatte Simrock verdrängt, dessen viele fehler sie verbesserte. jetzt ist der fall eingetreten, dass auch Gering überholt wurde. die neue verdeutschung von Genzmer macht

ebensowenig fehler wie Gering, übertrifft ihn aber bei weitem durch treueren anschluss an die originale. sie zeigt, dass es möglich ist, die Eddalieder fast vers für vers ins nhd. zu übertragen, ohne der deutschen sprache oder der dichterischen eigenart der denkmäler zu nahe zu treten. ich finde diese leistung so erfreulich und geeignet, weiteren kreisen die eddische dichtung zu erschliessen, dass ich in der Frankfurter zeitung (6. VII. 1912 erstes morgenbl.) darüber geschrieben habe. ich vermied es dabei, Genzmer gerade gegen Gering auszuspielen. trotzdem legt letzterer jetzt lauten protest ein (Zs. f. d. phil. 44, 492). er verdächtigt mich als befangen (weil ich für die sammlung in der die neue Edda erscheint einen sagaband bearbeitet habe) und spricht davon, dass ich 'der welt' etwas habe 'weismachen' wollen. diese kindische anzapfung — um seinen eigenen ausdruck zu citieren — des polternden recensenten der Zs. f. d. phil. würde ich unbeachtet lassen, wenn nicht zu befürchten wäre, dass fachgenossen die diesen dingen ferner stehn durch den verfasser des Vollständigen wörterbuchs beeinflusst werden. das wäre im interesse der Eddastudien zu bedauern.

Gering rügt, dass die gesetze der stabreimtechnik in 'unmengen von versen' übertreten werden. die übersetzung verstofse 1. gegen die vorschrift, 'dass in einem halbverse, der 2 nomina enthält, nur das erste die alliteration allein tragen darf', 2. gegen das verbot, den stabreim auf 'bedeutungslose und schwachbetonte wörter zu legen'. dieses verbot existiert nicht. man wundert sich, dass G. zu übersehen scheint, was Sievers Metrik § 27. § 46, 1; Wenck Alliteration 91. 102. 108 uö. festgestellt haben. ich wundere mich umso mehr, als auch ich hervorgehoben hatte, dass die behandlung des stabreims sich gewisse freiheiten nimmt (u. a. hatte ich gesagt: 'stabreim, sinnesaccent und versictus treffen dieselbe silbe — diese wertvolle eigenschaft der alten metrik fristet bei Genzmer nur ein halbes leben'). dies verschweigt G. nicht blofs, sondern er erweckt den anschein, dass ich die differenz zwischen Genzmer und seinen vorlagen in sachen des stabreims übersehen oder übergangen hätte. darüber freilich habe ich keinen zweifel gelassen, dass des übersetzers stabreimfreiheiten nach meiner überzeugung sehr verzeihlich sind. und hier liegt die grundsätzliche abweichung zwischen Gering und mir. es handelt sich keineswegs blofs um eine geschmacksfrage. G. behauptet, man habe 'längst gewust, was die alte kunst forderte'. in würklichkeit hat man dies nur höchst teilweise gewust. die regeln die die metriker abstrahiert haben, berücksichtigen bekanntlich nur gewisse eigenschaften der alten texte, nicht alle. es ist klar, dass die alte kunst noch mehr 'gefordert' hat, als heute in handbüchern und abhandlungen formuliert ist. dieses mehr ist für den übersetzer — übrigens auch für den forscher, wenn er nicht erstarren will — ebenso

wichtig wie die festgestellten regeln. wenn G. es nicht sieht, so kann er freilich einem feinsinnigen, conservierenden nachdichter nicht gerecht werden. — ferner und vor allem, die empirisch festgestellten regeln müssen doch einen sinn haben! die erste regel z. b., die G. gegen Genzmer ins feld führt, ist an sich völlig unverständlich. um sie zu verstehn, müssen wir nach ihrem grunde fragen. es könnte nun leute geben, die die gründe solcher metrischen regeln in diesen selbst suchen: die dichter hätten bewust die vorschriften befolgt, die irgendwo irgendjemand willkürlich festgesetzt oder auf die sich die metriker nach und nach geeinigt hätten. eine solche anschauung würde u. a. voraussetzen, dass der verfasser der Þrymskvida über die scheidung der redeteile wesentlich im klaren gewesen wäre. Snorri sagt bekanntlich kein wort darüber, wie ihm auch die große mehrzahl der metrischen specialregeln für Edda und skalden unbekannt gewesen ist. erst im III grammatischen tractat kommen die redeteile flüchtig vor, offenbar mit misverständnissen übernommen aus einer lateinischen quelle (Isl. gramm. lit. II 56f.). es bleibt wol nichts übrig als anzunehmen, dass die dichter den grösten teil der regeln unbewust, gefühlsmäßig befolgt haben. über diese tatsache der unbewusten regelmäßigkeit nun hat man längst dadurch licht verbreitet, dass man den zusammenhang der stabsetzung mit dem wort- und satzaccent nachwies. dies führt aber notwendig zu der folgerung, dass der germ. satzaccent zur stabreimenden zeit von dem heutigen in einigen wichtigen puncten verschieden gewesen ist. dieser verschiedenheit muss selbstverständlich ein übersetzer rechnung tragen. liegt der sinn der stabregeln im accent und will man diese sinnvolle verwendung des stabreims erneuern, so hat man nach dem heutigen accent zu fragen und ihm unter umständen die alten regeln zu opfern, nämlich da wo sie leere schablone sein und rhythmischen anstoss geben würden (z. b. in den sogen. nominalformeln). hierüber ist Genzmer sich klar, und das bedingt eine der eigenschaften, durch die seine übersetzung die Gerings übertrifft. Gering hat diesen oft sinnlosen äußerlichkeiten zuliebe (wenn auch schwerlich allein aus diesem grunde) viel fremdes hinzugetan, bedeutungsschwere nomina eingeschoben, neue sätze gebildet, die silbenzahl durchgehends vermehrt (auch das!), feinere stilwerte verständnislos mishandelt. wer das nicht merkt, auch beim vergleich mit Genzmer nicht merkt, der kennt die Edda nur oberflächlich. ein vers wie 'der lichten Hervör, dass heim sie käme', den G. tadelt, ist in unserem heutigen deutsch um nichts schlechter als 'ich stieg ans land, leben musst ich'. 'talwärts zog ich fünf tage lang' (Genzmer) ist rhythmisch — und stilistisch! — ungleich besser und echter als 'fünf tage schritt ich vom felsen abwärts' (Gering), das schwerlich ein laie gleich richtig lesen wird. dies ein beispiel

für viele! auch Gering hat sich übrigens verse erlaubt wie die die er jetzt als 'surrogat' brandmarkt. eine langzeile wie 'und den heiseren ruf der raben hören' fälscht nur den stil ein wenig, nicht den rhythmus.

Wie gesagt, es ist eine übersetzung denkbar die den schmuck des stabreims noch mehr im geiste der originale und noch wirkungsvoller gebrauchte als Genzmer. aber eine solche übersetzung würde dem Geringschen ideal nicht näher liegen. denn Gerings ideal ist deutlich nicht die treue und anschmiegsamkeit. die genauigkeit die ihm wünschenswert scheint, beschränkt sich auf einzelheiten, die so unglücklich gewählt sind wie möglich. seine forderungen haben den charakter der marotte und bedeuten einen misbrauch wissenschaftlichen materials.

Heidelberg. **G. Neckel.**

PERSONALNOTIZEN.

Am 7 oct. 1912 starb 57 jährig zu Wien Jacob Minor, der ausgezeichnete vertreter der neuern deutschen litteraturgeschichte, die er durch werke von dauerndem werte bereichert hat und deren streng philologischen betrieb er von aller kleinlichkeit frei zu halten wuste.

Zwei litterarhistoriker, denen es ebensowenig wie Minor vergönnt war ihre Schiller-biographieen abzuschließen, sind ihm rasch im tode gefolgt: am 28 nov. 1912 starb zu Berlin Otto Brahm (geb. 1856), der einsichtige und erfolgreiche theaterleiter, dem es eben noch möglich gewesen ist, seine Kleist-monographie neu zu bearbeiten, am 2 jan. 1913 zu München Richard Weltrich (geb. 1844), der nicht müde wurde sich für den biographischen unterbau seines lebenswerkes über Schiller zu bemühen.

Achtzigjährig verschied in Bonn am 10 dec. 1913 Karl Justi, der durch die biographische methode seines 'Winckelmann' auch für die deutsche litteraturgeschichte wegweisende bedeutung gewonnen hat. — Richard Maria Werner, der zu Wien am 31 jan. 1913 im 59 lebensjahre verstarb, hat seinen namen als herausgeber und biograph unvergänglich mit dem gedächtnis Hebbels verknüpft.

Gustav Jacobsthal, der im 68 jahre von langem siechtum am 10 nov. 1912 erlöst wurde, hat durch seine arbeiten über mittelalterliche musik auch unserm studiengebiet nahegestanden, mit dem ihn enge persönliche bande seit den tagen verknüpften, wo er in Wien Scherers schüler war.

Auf seinem schlosse Vufflens in Waadtlande starb am 22 februar 1913, 55 jahr alt, Ferdinand de Saussure, der dem gelehrtenruhme seiner familie mit dem 'Mémoire sur le système

primitif des voyelles dans les langues indo-européennes' von 1879 ein neues blatt hinzugefügt hat.

In Siegfried Rietschel, der zu Tübingen am 26 september 1912 erst 41 jährig starb, ist der deutschen rechtsgeschichte ein forscher von reichem wissen und tiefgreifendem scharfsinn entrissen worden.

In Wien ist Josef Seemüller vom lehramt zurückgetreten und durch Carl von Kraus ersetzt worden, der in Bonn an Rudolf Meissner von Königsberg seinen nachfolger fand. — in Basel hat John Meier auf seine professur verzichtet, er ist nach Freiburg i. Br. übergesiedelt und dort zum ord. honorarprofessor in der philosophischen facultät ernannt worden; sein nachfolger in Basel wurde der ao. professor dr Julius Petersen von München, der zur zeit an der Yale university seinen lehrberuf ausübt.

Die ao. professoren dr Johannes Franck in Bonn und dr Franz Schultz in Straßburg wurden zu ordinarien befördert; der ao. professor dr Ferdinand Bohnenberger in Tübingen erhielt den rang eines ord. honorarprofessors.

Auf den lehrstuhl Zwierzinas in Innsbruck wurde der ao. professor dr Josef Schatz von Lemberg berufen; dessen nachfolger wurde der bisherige gymnasialprofessor dr Viktor Dollmayr von Wien.

Als nachfolger Meifsners in Königsberg wurde der Berliner privatdocent prof. dr Georg Baesecke zum ao. professor ernannt.

Der privatdocent für germ. philologie dr. Friedrich Ranke ist in gleicher eigenschaft von Straßburg nach Göttingen übergesiedelt. neu habilitiert haben sich für deutsche philologie dr Anton Henrich in Straßburg und dr August Lütjens in München.

In Jena ist Berthold Delbrück vom lehramt zurückgetreten und hat in prof. Ferdinand Sommer von Rostock einen nachfolger gefunden. nachfolger Sommers wurde der privatdocent dr Gustav Herbig von München. an Solmsens stelle nach Bonn wurde prof. dr Rudolf Thurneysen von Freiburg berufen; sein lehrstuhl wurde durch den bisherigen ao. professor dr Ludwig Sütterlin von Heidelberg besetzt. eine neu begründete ao. professur der vergleichenden sprachwissenschaft in Kiel wurde dem oberlehrer an der Hansa-schule zu Bergedorf dr Eduard Hermann übertragen.

Berichtigung: in den personalnotizen des letzten heftes ist der prof. dr Björn Magnússon Olsen in Reykjavik mit seinem Christianiaer collegen prof. Magnus Olsen zusammengeworfen worden.

ANZEIGER

FÜR

DEUTSCHES ALTERTUM UND DEUTSCHE LITTERATUR

XXXVI, 2. september 1913

Geschichte der deutschen stämme bis zum ausgange der Völkerwanderung I 4 (s. 367—493) von **Ludwig Schmidt.** [Quellen und forschungen zur alten geschichte und geographie. hrsg. von W. Sieglin, heft 22] Berlin, Weidmann 1910. — 4,20 m.

Mit dem vierten hefte des ersten bandes, das die geschichte der Burgunden, der Langobarden und der Bastarnen nebst nachträgen zu den früheren teilen und ein register zum ganzen bande enthält, schliefst Schmidt seine ausführungen über die Ostgermanen. die geschichte der Burgunden ist hierbei bis zur teilung ihres reiches durch die fränkischen könige im jahre 534, die der Bastarnen bis zu ihrem verschwinden infolge ihres übertritts auf römisches gebiet im jahre 295, die der Langobarden aber bis zu ihrem interregnum (574—584), in welcher zeit die feste ansiedelung des volkes vollendet wurde, geführt.

Wenn Schmidt in diesen teilen auch etwas vorsichtiger als früher verfahren ist, so finden sich doch auch in seinen letzten darlegungen noch stellen, an denen er ganz unnötigerweise von der überlieferung abweicht. bedauerlich ist besonders, dass er auch jetzt noch (s. 368) die von Zosimos I 31 ausdrücklich als anwohner der Donau genannten Urugunden in die nachbarschaft der Ostgoten setzt, wie er dasselbe s. 64 ff mit den Boranern getan hatte. im recht befindet er sich allerdings wahrscheinlich, wenn er (s. 368 fufsnote 2) sagt, dass die von Zosimos gebrauchten verschiedenen namensformen *Οὐρουγοῦνδοι* für ein volk am Pontus und *Βουργοῦνδοι* für ein anderes volk (I 68) nicht zu dem schlusse berechtigten, dass jene mit den germanischen Burgunden nichts zu tun hätten; Zosimos wird eben die namen der an der unteren Donau sitzenden Burgunden und des am Rhein sitzenden hauptteils desselben volkes zwei verschiedenen quellen entnommen haben; dass besonders für kleinere völkerschaften ungenau percipierte namensformen auch in der griechischen litteratur vorkommen, zeigt zb. das zweimalige *Βοράδοι* bei Gregor von Neucaesarea, *Ἐπιστολὴ κανονική, κανών Ε'* (Migne Patrol., ser. graeca t. x 1057) für die von Zosimos I 27 und I 30 mit den *Οὐρουγοῦνδοι* zusammen und I 30 noch einmal allein genannten *Βορανοί*. es ist daher in der tat nicht unwahrscheinlich, dass unter den *Οὐρουγοῦνδοι* des Zosimos

Burgunden zu verstehen sind. dass freilich der bei Zosimos *Οὐρουγοῦνδοι* genannte volksteil die vom Gepidenkönig Fastida besiegten Burgunden (Jordanes c. 97) wären, die bis dahin noch in den ursitzen des volkes zwischen Oder und Weichsel gewohnt und dann bei den Goten am Pontus schutz gefunden hätten, ist eine ganz unbegründete behauptung Schmidts, die sich obendrein mit seiner eigenen chronologischen annahme, dass Fastidas sieg um 260 stattgefunden hätte, nicht vereinigen lässt, da die Urugunden von Zosimos I 27 schon unter der regierung des Gallos (251—253) im verein mit Goten, Karpen und Boranern genannt werden. eher wird man die Urugunden als einen bruchteil der Burgunden ansehen dürfen, der sich bereits bei der wanderung der Goten aus dem Weichsellande an das Schwarze meer diesen angeschlossen hatte.

Wenn Mamertinus Genethliacus c. 17 die worte hat *Gotthi Burgundios penitus exscindunt,* so wird allerdings wol unter diesen Burgunden ein weiter östlich sitzendes volk verstanden werden müssen, da die hier genannten Goten, hinter denen noch *Tervingi pars alia Gothorum* als angreifer der Wandalen und Gepiden von Mamertinus genannt werden, wie auch Sch. nach Zeuss 410 und 466 fufsnote annimmt, kaum andere als Ostgoten gewesen sein können. diese *Burgundii* sind dann wol mit den von Agathias 5, 11 in der nähe der Mäotis und des Tanais genannten *Βουρούγουνδοι* zu identificieren, zumal Mamertinus zu seiner angabe hinzufügt, dass die Alanen (in der hs. *Alani* wie öfters verwechselt mit *Alamanni,* von denen hier keine rede sein kann; vgl. Zeuss aao.) als rächer der Burgunden aufgetreten wären. Sch. meint, dass, weil von *Βουρούγουνδοι* an der Mäotis sonst nirgends die rede sei, bei Agathias wol ein irrtum in der schreibung vorliege; doch braucht ein kleiner von den Griechen entfernt wohnender stamm sich diesen nicht eben häufig bemerkbar gemacht zu haben. auch beruht die angabe des Mamertinus, dass die Goten die Burgunden vollständig vernichtet hätten, wahrscheinlich nur auf seiner panegyrischen tendenz, sodass sich daraus kein widerspruch mit der nachricht des Agathias von der existenz dieser Burgunden bis zur zeit des kaisers Leo ergibt. ein wirklicher irrtum des Agathias ist aber vielleicht darin enthalten, dass er diese Burgunden für ein hunnisches volk hält; es ist auch wol in ihnen eher eine absplitterung des germanischen Burgundenvolkes zu sehen, die sich den Ostgoten, wie wol der von Zosimos Urugunden genannte volksteil den Westgoten, bereits bei der auswanderung der Goten an das Schwarze meer angeschlossen hatte.

Eine andere ungerechtfertigte behauptung Sch.s ist es, wenn er s. 401 den von Gundobad Leges Burgundionum I 3 (MG. LL. III 533) an erster stelle unter seinen *regiae memoriae auctores* genannten Gebica als einen nur mythischen ahnherrn des ge-

schlechts, aus dem Gundaharius stammte, bezeichnet. denn schwerlich würde Gundobad hier, wo er bestimmt dass, wessen geschlecht schon zu den zeiten seiner vorgänger frei gewesen sei, auch frei bleiben solle, unter diesen vorgängern auch schon den Gebica genannt haben, wenn dieser nicht wirklich existiert hätte. dass Gebica in der heldensage mit einer mythischen person verschmolzen zu sein scheint, kann doch so wenig gegen seine historische existenz in die wagschale fallen wie das gleiche bei Godomar und Gislaharius. für die sage, welche den historischen Gundahari mit einem mythischen helden gleichen namens identificierte, muste es nahe liegen, auch die geschlechter denen die beiden Gundahari angehörten, einander gleichzusetzen; kannte aber die mythische sage nur einen vater und brüder des Gundahari, so konnten die namen der vorgänger und vorfahren des historischen Gundahari auf diese verteilt werden. Gundobad hat wahrscheinlich seine vorgänger in der chronologischen folge ihrer regierungszeiten aufgezählt, da er an letzter stelle seinen patruus (Chilperich I), an vorletzter seinen pater (Gundowech) und an drittletzter den Gundaharius nennt; danach werden also Godomar und Gislaharius in würklichkeit entweder vorfahren oder ältere brüder des Gundaharius gewesen sein. die sage die beide mit Gundaharius gleichzeitig umkommen liefs (wahrscheinlich weil im mythus mehrere als brüder gedachte Nibelungen gleichzeitig den tod fanden), muste sie damit zu dessen jüngeren brüdern machen, da Gundaharius zur zeit der niederlage der Burgunden könig war und als solcher im mittelpuncte des interesses blieb; doch scheint die deutsche gestalt der Nibelungensage darin dass sie den Giselher jünger als den an stelle des Godomar getretenen Gernot sein lässt, eine historische tatsache festgehalten zu haben. bei der sagenverschmelzung konnte Gebica, der älteste Burgundenfürst der eine gröfsere machtstellung gehabt haben wird, oder bis zu dem aus irgend einem anderen grunde die erinnerung der Burgunden selbst zurückreichte, leicht die stelle des vaters übernehmen; dabei ligt der name des mythischen vaters vielleicht noch in dem Dancrat des Nibelungenliedes vor, wie auch der name Gernot wol aus dem mythus stammen könnte.

Die berechtigung, die Langobarden unter den ostgermanischen völkern zu behandeln, leitet Sch. 429 aus der von Julius Ficker angenommenen engeren verwantschaft des langobardischen rechts mit dem skandinavischen, speciell mit dem gotländischen her. auch wenn sich diese annahme als unzweifelhaft richtig erweisen sollte, so würde sie doch nichts über die stammeszugehörigkeit der Langobarden entscheiden, da auf einem culturgebiete, auf dem die änderungen mit so vollem bewustsein wie auf dem des rechts vor sich gehn, doch besonders leicht übertragungen stattfinden können. daneben spielen aber wahrscheinlich auch zufälle hier eine grofse rolle, wie ein solcher

doch wol bei der speciellen übereinstimmung des küstenfriesischen rechts mit dem nordschwedischen, die Ficker Untersuchungen zur rechtsgeschichte II 17 in dem von ihm aufgestellten stammbaum der ostgermanischen rechte annimmt, in betracht kommt: hat es doch auch Sch. wolweislich unterlassen, die Küstenfriesen zu den Ostgermanen zu rechnen. die entscheidung über die stammeszugehörigkeit der Langobarden kann eben nur die sprache geben, die eine rein westgermanische, speciell deutsche ist, entsprechend den auch nicht mehr zum ingväonischen (anglofriesischen) gebiete gehörigen stammsitzen des langobardischen volkes (dem späteren Bardengau) an der Niederelbe; die durchführung der hochdeutschen lautverschiebung beruht dabei allerdings auf der späteren nachbarschaft der Langobarden mit den Baiern; ostgermanische elemente aber, die Sch. dem langobardischen zuspricht, sind in demselben überhaupt nicht zu finden. wenn die Langobarden in ihrer stammessage sich selbst aus Skandinavien herleiteten, so wird das wahrscheinlich daraus zu erklären sein, dass dieselben seit ihrer niederlassung im lande der Rugier (488) bis zu ihrem auszuge aus Pannonien (568) immer unter ostgermanischen völkern gewohnt hatten, deren sagen sie ebenso gut auf sich selbst übertragen wie ihre rechtssatzungen annehmen konnten (vgl. Loewe Gliederung der Germanen 57, Paul Höfer Gött. gel. anz. 1909 s. 854). unter den vom östlichen Deutschland ausgezogenen völkern waren es die Gepiden, in deren nachbarschaft die Langobarden am längsten gesessen hatten: dass erstere sich aber selbst aus Skandinavien herleiteten, darf deshalb als sicher angenommen werden, weil sie nach der von Jordanes bewahrten gotischen wandersage als nächste verwante der Goten mit diesen zusammen aus Skandinavien gekommen waren. ist aber die langobardische sage der gepidischen nachgebildet, so ist vielleicht auch die von Ficker angenommene nahe verwantschaft des langobardischen rechts speciell mit dem gotländischen aus der einwirkung der Gepiden auf die Langobarden zu erklären; denn als ein gotisches volk werden die Gepiden auch den Gotländern sehr nahe gestanden haben, deren sprache vielleicht auch einmal speciell zum gotischen gehört hat (vgl. Bugge Norges indskrifter I 148 ff, dazu Loewe Gliederung der Germanen 20 ff).

In den nachträgen s. 472 verweist Sch. zu seinen worten über den gotischen runenspeer (s. 53) auf seine s. 361 note ausgesprochene ansicht, die mit jener bemerkung allerdings in widerspruch steht. nach der ersten stelle stammt die bei Kowel in Wolhynien gefundene speerspitze aus der zeit, da die Goten auf ihrem wege nach dem Schwarzen meere eine große sumpfregion passierten, unter welcher die am Pripet sich ausdehnenden sumpfdistricte zu verstehn seien, nach der zweiten aber frühestens aus dem anfang des 4 jahrhunderts, da früher, als noch keine

stabilen verhältnisse bei den Goten eingetreten wären, auch von einer culturellen tätigkeit bei ihnen noch keine rede und auch die runenschrift erst um diese zeit bei ihnen entstanden sein könne. im übrigen verweist Sch. auf Kossinna Zeitschr. f. ethnol. 37, 385, der hier im anschluss an Salin und vFriesen die runen bei den Goten hauptsächlich aus griechischen, daneben aus lateinischen einwirkungen um 200 n. Chr. entstanden und aus Südrussland über Ostdeutschland nach dem norden gelangt sein lässt. doch bemerkt Kossinna selbst hierzu nach einer mitteilung Bezzenbergers, dass verzierte lanzenspitzen, die ja die ältesten runeninschriften aufwiesen, gerade aus Südrussland nicht bekannt seien. man ist daher zu dem zweifel berechtigt, ob die anfertigung der speerspitze von Kowel wirklich auf jener von südosten kommenden culturströmung beruht, die auch die runenschrift selbst den Nordgermanen und Ostgermanen zugeführt haben soll. man muss sich auch fragen, bei welchem germanischen volke denn die speerspitze in der gegend von Kowel gefertigt wurde, wenn dies nicht die Goten sein sollen, die gegen ende des 2 jahrhunderts jene gegenden würklich passierten. wir wissen wenigstens nichts darüber, dass sich hier jemals irgend ein anderes germanisches volk aufgehalten hätte, und es lässt sich auch nicht sagen, ob die form *Tilarids,* die ganz zum gotischen passt, einer anderen ostgermanischen mundart angehört haben könnte. freilich müssen die Goten, wenn sie die bei Kowel gefundene speerspitze auf ihrer südostwanderung angefertigt haben, schon in den Weichselgegenden im besitze der runenschrift gewesen sein. gegen die entstehung der runen erst durch griechische einwirkung bei den Goten am Schwarzen meere fällt auch die bekannte tatsache ins gewicht, dass die Goten in jenen gegenden vor Wulfilas zeit noch keine lehnwörter aus dem griechischen, wol aber schon zahlreiche aus dem lateinischen in ihre sprache aufgenommen haben, da sie damals nur einer in compacter masse sitzenden lateinisch redenden, aber keiner solchen griechisch redenden bevölkerung benachbart waren.

Richard Loewe.

Germanische syntax. I. Zu den negativen sätzen von **B. Delbrück.** [Abhandlungen der philos. histor. classe der kgl. sächsischen Gesellschaft der wissenschaften XXVIII. bd. nr IV. 1910.] Leipzig, Teubner 1910, 66 ss. 4°. — 2 m.

Die in echt Delbrückscher art sorgfältige und äufserst belehrende abhandlung verfolgt ausgesprochener weise den nebenzweck, gegen meine application von Gebauers unterscheidung der qualitativen und der quantitativen negation aufs germanische, wie sie in drei abhandlungen der kgl. böhm. Gesellschaft der wissenschaften aus den jahren 1902, 1903 und 1905 niedergelegt ist, polemisch aufzutreten, wenigstens insofern als verf.

behauptet, dass 'die bezeichnung qualitative und quantitative negation vor der historischen betrachtung zerfliefst, womit nicht gesagt sein soll, dass sie nicht für einen bestimmten sprachdurchschnitt mit nutzen angewandt werden könnte'.

Ref. kann damit nach der sorgfältigsten erwägung der darstellung D.s nicht übereinstimmen und muss auf seiner eigenen anschauung beharren. zunächst darum, weil D. selbst eigentlich nur das behauptet und begründet, was auch ich aufgestellt und dargelegt habe.

D.s arbeit zerfällt in zwei capitel von ungleicher länge; im ersten werden in 17 paragraphen auf 40 seiten die verschiedenen arten der negation im allgemeinen besprochen, uzw. vom vergleiche mit dem altindischen ausgehend, sodann durch das gotische, nordische und westgermanische im einzelnen verfolgt. verf. sagt auf s. 39 im § 17, der die überschrift 'Zusammenfassung' trägt, folgendes: 'es gab nur eine negation des aussagesatzes, die gewöhnlich bei dem verbum stand'. (diese nennen wir mit Gebauer eben qualitativ!) 'die konnte aber auch zu einem indefinitum gezogen werden'. (diese nennen wir wider quantitativ!) 'wenn dieses geschehen war, konnte zu dem verbum die gleiche negation auch noch gesetzt werden'. (das nennen wir mehrfache negation in einem satze!)

Nur dies und nichts anderes behaupte auch ich in meinen abhandlungen, nämlich, dass eine und dieselbe negation (*ne—ni*) im germanischen die beiden functionen für das quale und das quantum des satzes bestreiten muss, und dass die setzung beider negationen in einem satze im germanischen nicht notwendig, sondern nur facultativ ist (wie sie übrigens auch noch im altböhmischen war, während das moderne böhmisch die qualitative negation neben der qantitativen unbedingt verlangt). das behauptet und erklärt auch D., und es wäre nicht abzusehen was er also bekämpft, wenn er auf s. 12 in der erklärung der quantitativen negation nicht deutlicher geschrieben hätte: 'auch hier gehört die negation ursprünglich zum verbum . . . wenn ich sage 'er war so eilig, dass er sich nicht einmal setzte' so ist zunächst damit ausgedrückt, dass die handlung des sichsetzens kein einziges mal stattgefunden hat, woran sich weiter die vorstellung schliefst, dass sie überhaupt nicht stattgefunden hat'. hier ist das punctum saliens der ganzen frage. D. meint, dass auch die quantitative negation ursprünglich zum verbum gehörte. das ist aber keineswegs der fall. richtig ist nur, dass das endresultat bei beiderlei negationen dasselbe ist, nämlich die leugnung der ganzen aussage, aber der weg zu diesem resultate ist verschieden, bei der qualitativen direct, bei der quantitativen indirect, auf dem umwege über die leugnung des subjectes (resp. des objectes oder einer adverbialbestimmung). das gleiche endresultat, die negation der ganzen aussage, hat jedoch

für das sprachgefühl die würkung, dass neben der quantitativen negation die negation beim verbum vermisst wird, und deshalb konnte das *ne* auch noch zum verbum treten — wohin das quantitativ negierende *ne* ursprünglich nicht direct gehörte. ohne diesen anlass wäre die widerholung der negation unbegreiflich. auch die entwicklung von der facultativen zur obligatorischen setzung der qualitativen negation neben der quantitativen, wie sie im modernen böhmisch vorliegt, spricht mit gleicher beweiskraft für dieselbe tatsache, dass die quantitative negation niemals direct zum verbum gehörte. — deshalb kann ref. Delbrücks ansicht, dass 'die unterscheidung zwischen qualitativer und quantitativer negation für die historische auffassung nicht vorhanden ist' (s. 39), oder dass 'die bezeichnung qualitative und quantitative negation vor der historischen betrachtung zerfliefst (s. 7)' nicht als stichhaltig anerkennen. die unterscheidung des quale und des quantum bei jeder aussage ist übrigens ebenso sicher, wie dass zweimal zwei vier ausmacht, und diese tatsache kann durch keine historische betrachtung aus der welt geschafft werden.

In allen übrigen einzelheiten, namentlich was die facultative verdopplung der negation anbelangt, stimmt D. mit meiner darstellung überein und vertieft dieselbe durch den eingehnden nachweis des unterschiedes zwischen formen mit *-hun* und ohne *-hun*, der für mich nicht wichtig war, weil er die hauptfrage (qualit. und quantit. negation) eigentlich nicht berührt. ich habe nur hie und da zu D.s auseinandersetzung einige bemerkungen hinzuzufügen.

Zu § 4 (s. 13) heifst es: 'bei diesen (formen mit *-hun*) zeigt sich deutlich die ursprüngliche bedeutung 'nicht einmal'. mir scheint es, dass es angezeigter wäre, von der ursprünglicheren indefiniten bedeutung des *-hun* auszugehn, für welche auch namentlich das lat. *-cunque* spricht[1]. ich habe übrigens auch für das nordische *-ge* einige fälle beigebracht, wo es noch ungezwungen in indefinitem sinne aufgefasst werden kann. dass es D. nicht tat, scheint daher zu rühren, dass er an eine entwicklung der negativen geltung erst auf syntaktischem wege nicht glaubt. wenigstens erklärt er die negativen nordischen composita mit *-ge* (schon s. 14 und dann besonders s. 37. 38) so, dass in denselben die ursprünglich vorangestellte negation *(ni)* lautgesetzlich verschwand, der rest des complexes aber die negative bedeutung beibehielt. diese auffassung kann und will ich nicht geradewegs bestreiten; aber ihr völlig beizustimmen hindert mich (abgesehen vom französischen *ne ... pas* und vom

[1] daraus liefse sich auch das got. *þishun*, das niemals negativ ist, leichter erklären, als durch die annahme, das dass *-hun* dieser partikel anderen ursprunges sei (etwa *hvan?*) wie es D. auf s. 26 andeutet; es liefse sich dann mit dem lat. *utcunque* vergleichen.



böhmischen *žádný*) doch das nur auf syntaktischem wege negativ gewordene deutsche *dehein*, das niemals ein *ni* direct vorangesetzt hatte. D. schreitet darüber schweigend hinweg, offenbar weil es erst einer späteren zeit angehört.

Zu den mehrfachen negationen im gotischen meint D. (§ 14 s. 29), dass die fälle, 'wo das griechische *οὐδέ* zu übersetzen war, also mehr oder weniger ein 'auch nicht' gefühlt wurde' auszuscheiden seien, weil es sich 'nicht eigentlich um zwei negationen in einem satze, sondern um eine angehängte zweite negation handelt, die dann auch in den satz selbst eintreten kann'. aber hier irrt D. ganz entschieden. nichts ist auszuscheiden, denn der 'satzanhang' vermehrt eben nur das quantum der aussage, und ist dies negativ, so ist damit auch die möglichkeit der setzung der zweiten, qualitativen negation gegeben[1].

Schlagend wird diese meine ansicht durch die tatsache als richtig erwiesen, dass im modernen böhmisch alle diese 'satzanhänge' die entwicklung von der facultativen zur obligatorischen setzung der zweiten (qualit.) negation (neben der quantit.) mitgemacht haben. die böhm. Brüder übersetzen (auf der scheide des 16 und 17 jh.s) alle die hieher gehörigen stellen des Neuen testaments (D. führt die meisten erst im II cap. seiner schrift: über *nih* [§ 2 s. 43] an) mit regelmäfsiger mehrfacher negation: Mt. xxvii 14 *ale neodpověděl jemu ani k jednomu slovu;* Mk. ii 2 *již nemohli se směstnati ani přede dveřmi;* L. xviii 13 *nechtěl ani očí k nebi pozdvihnouti;* Mk. iii 20 *nemohli ani chleba pojísti.* nur an zwei stellen I. v 22 und viii 42 ist bei den Brüdern abweichend *aniž* mit positivem verbum gesetzt, was aber überhaupt eine andere syntaktische wendung beinhaltet.

Das zweite, kürzere capitel von D.s abhandlung erörtert in 23 paragraphen auf 22 seiten das got. *nih* und dessen stellvertreter in den übrigen germanischen sprachen[2], uzw. in dreifacher gliederung: als gradativer, adjunctiver und disjunctiver (corresponsiver) partikel. das detail der erörterungen ist sehr interessant, bietet jedoch zur hauptfrage (untersch. von qualit. und quant. negation) nur wenig erhebliches. fälle von

[1] D. sagt selbst über das aid. *kana* (§ 2 s. 6)., dass es zunächst 'in einem satzanhang' gesetzt wird, aber 'das was satzanhang ist, kann auch innerhalb des negativen satzes erscheinen', und (s. 9) 'ein solcher einheitlicher satz hat nun also zwei negationen'.

[2] Dass im nordischen aus dem ursprünglichen *nih* lautgesetzlich *né* geworden sei, ist sicher möglich; ich hielt es hauptsächlich auf grund von seiner syntaktischen verwendung für einfach gedehntes *ne*, und gebe zu dass ich mich geirrt habe. wenn aber D. auch im angelsächsischen ein besonderes *ne* annimmt, das dem alten *nih* (oder dem damit im ablautsverhältnisse stehenden *noh*) entsprechen soll, so möcht ich das geradezu bezweifeln; syntaktisch entspricht es wol, aber formell ist es nichts anderes als die alte negationspartikel *ne, ni.*

mehrfacher negation in einem satze kommen auch hier vor, und D. versucht sie in seiner art, dh. ohne rücksicht auf den eben erwähnten unterschied zu erklären. seine auffassung ist jedoch meist complicierter und schwieriger fassbar, als die einfache annahme und anerkennung dieses unterschiedes. das ergibt sich namentlich aus den regeln, die er über die zweite negation (§ 23 s. 62 sub 3. a.b.c.) in sätzen die mit *nih* beginnen aufstellt.

Unzweifelhaft trifft D. das richtige, wenn er (§ 15 s. 54) über die oft in den verschiedenen germ. sprachen verschiedene setzung oder nichtsetzung der zweiten negation sagt: 'schon diese verschiedenheit in nahe verwanten dialekten zeigt, dass man die vorliegende erscheinung nicht von gewissen allgemein logischen erwägungen aus, sondern aus der stimmung der redenden heraus zu verstehn suchen muss'; die setzung der zweiten negation war und blieb im germanischen eben nur facultativ! — ebenso richtig sind D.s schlussworte zum selben paragraphen (s. 55.): 'dass nun diese ausdrucksweise, nachdem sie zu einer gewissen zeit aufgekommen war, später wider verschwinden konnte, ist leicht verständlich. denn die ... sprechenden musten sich sagen, dass die nötige negation doch eigentlich schon in *nih* stecke, und also eine zweite negation nicht erforderlich sei'. aber eben so leicht verständlich ist auch die weiterentwicklung in entgegengesetzter richtung, nämlich von der facultativen zur obligatorischen setzung der zweiten negation: war sie überhaupt überall möglich, so konnte sie sich auch überall festsetzen.

Prag. **V. E. Mourek (†).**

Germanische syntax II. Zur stellung des verbums von **B. Delbrück.** [Abhandlungen der philol.-hist. cl. der kgl. sächs. Gesellschaft der wissenschaften bd. XXVIII no. VII.] Leipzig, Teubner 1911. 75 ss. 4°. — 2,50 m.

Delbrücks untersuchungen wollen eine frage lösen helfen, welche schon vor zwanzig jahren aufgestellt wurde, als im december 1891 im ersten jahrgange der Indogermanischen forschungen der bekannte artikel von Jac. Wackernagel 'Über ein gesetz der indogermanischen wortfolge' erschien. darin wird zuerst an einem reichhaltigen materiale gezeigt, dass in den alten indogermanischen sprachen enklitische wörter an die zweite stelle unmittelbar hinter den starkbetonten satzanfang zu rücken pflegten, und dann in dem letzten capitel eine interessante vermutung über altgermanische und indogermanische wortfolge kurz entwickelt. es ist die folgende. das altindische scheint anzudeuten, dass das indogermanische verbum im hauptsatze unbetont, in den nebensätzen aber betont war. auf grund des eben citierten idg. stellungsgesetzes kann man daher annehmen, dass diese verschiedenheit der betonung auch die stellung der betreffenden verba beeinflusste, so

dass vielleicht die deutsche gewohnheit, das verbum im hauptsatze an die zweite stelle, in dem nebensatze dagegen an das ende zu setzen, in die urgermanische, ja möglicherweise in die indogermanische zeit zurückreicht. diese von Wackernagel nur leicht begründete meinung, welche eigentlich zwei theorieen enthält, von rhythmischen einflüssen in altgermanischer wortfolge — worin natürlich principiell für die germanischen dialecte John Ries (Die stellung von subject und prädicatsverbum im Hêliand, Strafsburg 1880) und für die allgemeine behandlung der wortstellungsprobleme Henri Weil (De l'ordre des mots dans les langues anciennes comparées aux langues modernes, 1855) die priorität haben — und von dem alter der wortstellungsunterschiede zwischen den haupt- und nebensätzen, wurde dann von zwei forschern mit negativem erfolge geprüft: Braune verneinte für die urgermanische zeit überhaupt die existenz von festen typen der verbstellung, Hermann erklärte die stellung subject — verbum — anderes für die im urgermanischen ohne rücksicht auf die satzarten vorherschende. diese ablehnende haltung gegen Wackernagels theorie teilte auch Delbrück in seiner Vergleichenden syntax (III, 1900). er betont dort die Braune und Hermann gemeinsame überzeugung, dass sich die differenzierung der wortfolge nach den satzarten wesentlich erst in den dialecten vollzog, und stimmt dem gedanken Hermanns bei, dass nebensätze mit pronominalem object den ausgangspunct der bewegung bildeten, indem die rhythmische structur solcher sätze bei der wortfolge subject — verbum — pron. object (denn die stellung subject — verbum — anderes hält hier Delbrück in übereinstimmung mit Hermann für die damals vorherschende) als unangenehm empfunden und durch die andere mögliche anordnung subject — pron. object — verbum verdrängt wurde.

Wenn es sich bisher mehr um die frage des alters der wortstellungsunterschiede zwischen haupt- und nebensätzen handelte, so folgen jetzt in der geschichte des problems zwei gründliche monographieen, welche, ohne seine historische seite zu vernachlässigen, das hauptgewicht auf die mehr statische seite desselben legen, nämlich auf die analyse rhythmischer einflüsse in der altgermanischen wortfolge. beide arbeiten beschränken sich nur auf einen der altgermanischen dialecte, auf das angelsächsische, aber ihre untersuchungen sind gerade infolge ihrer gründlichkeit von grofser wichtigkeit für das ganze problem.

Die erste von ihnen, Dahlstedts Rhythm and word-order in anglo-saxon and semi-saxon (Lund 1901) ist um so wichtiger, da sie, wie es scheint, Delbrück bisher unbekannt geblieben ist, obwol sie eine interessante erörterung über die altgermanische wortfolge im allgemeinen enthält. Dahlstedt untersucht die angelsächsische wortfolge, wie sie in der schlichten angelsächsischen prosa erscheint, und constatiert in derselben verschiedene rhythmische

einflüsse. seine ansichten über die entwicklung der german. wortfolge gibt er in dem ersten capitel. er geht von der primitiveren endstellung des verbums aus und glaubt, die differenzierung habe sich infolge von verschiedener betonung der zeitwortbestimmungen vollführt, indem uniformität des satzrhythmus erstrebt wurde. während nämlich unbetonte bestimmungen mehr in ihrer ursprünglichen stellung verharrten (subject — unbetonte bestimmung — verbum = ⊥́ × ⊥̀), wurden starkbetonte bestimmungen gewöhnlich an das ende des satzes verschoben (subject — verbum — starkbetonte bestimmung = ⊥́ ⏑̀ ⊥́). da nun unbetonte bestimmungen (= pronominale bestimmungen) in den nebensätzen häufiger waren als in den hauptsätzen, so fiel diese wortstellungsdifferenzierung sehr oft mit der syntaktischen zusammen, und als die syntaktische analogie stärker wurde als das rhythmische gefühl, wurden die betreffenden typen in beiden satzarten allmählich generalisiert. im angelsächsischen ist seiner ansicht nach das rhythmische princip noch stärker als das syntaktische.

J o h n R i e s, der urheber der zweiten monographie, Die wortstellung im Beowulf (Halle 1907), nimmt im gegensatz zu Dahlstedt zum material seiner untersuchungen einen alten poetischen text, was die sache noch mit metrischen einflüssen compliciert, deren existenz die Sieverssche abhandlung über die technik der wortstellung in den Eddaliedern (Abhandlungen d. kgl. sächs. Ges. d. wissenschaften, phil.-hist. classe 27, ss. 513—550) auch für das angelsächsische epos wahrscheinlich gemacht hat. trotzdem gelang es ihm, noch neue beziehungen zwischen rhythmus und wortfolge zu entdecken und die schon constatierten neu zu belegen. mit Wackernagels theorie deckt sich sein gesetz der ersten senkung, wonach auch im angelsächsischen tonschwache worte zunächst die stelle nach dem ersten satzglied aufsuchen, an das sie sich enklitisch anschliefsen können. seine ansichten über die entwicklung der altgermanischen wortfolge sind principiell dieselben wie die Dahlstedts. auch er erkennt für beide satzarten nur die endstellung des verbums als die ursprünglich vorherschende wortfolge an, woneben auch die mittelstellung (= wo noch ein oder mehrere satzglieder dem verbum folgen, aber auch ein oder mehrere glieder zwischen subject und verbum sich einschieben) in längeren und wortreichen sätzen hie und da auftauchte. später aber entstand eine abneigung gegen tonlosen oder tonschwachen satzausgang, und die verba — zunächst die leichtesten — rückten vom satzschluss dem subject näher vor. diese entwicklung vollzieht sich für die vollverba zum grösten teil erst innerhalb der litterarischen periode, für die leichteren verba ist sie schon in vorhistorischer zeit in der hauptsache abgeschlossen. inbezug auf die rhythmische form ihres einganges (gröfsere häufigkeit der pronominalen subjecte in den nebensätzen usw.) müssen sich die beiden satzarten in der rhyth-

mischen beeinflussung der wortfolge immer unterschieden haben, aber noch im Beowulf ist die contactstellung (= wo das verbum dicht an das subject heranrückt) im hauptsatze dermafsen in der minderheit (30, 8 %), dass sie im unterschiede zum nebensatze noch nicht als für denselben typisch gelten kann.

Die untersuchungen und behauptungen von Ries bewogen Delbrück, von neuem seine ansichten über die entwicklung der altgermanischen wortfolge zu präcisieren. er tat es im october 1907 in der recension des Riesschen buches im Anzeiger xxxi 65—76, und zwar in einer form die seinen inzwischen veränderten standpunct verrät. er betrachtet jetzt ganz in übereinstimmung mit Dahlstedt und Ries die endstellung des verbums als die altertümlichere, findet aber die erklärung, durch welche Ries die entstehung des wortstellungsunterschiedes zwischen den haupt- und nebensätzen klar machen will, unzureichend. Delbrück kehrt dabei zu der hypothese Wackernagels zurück und sagt, die betonung des verbums sei in der indogermanischen grundsprache je nach der satzart in derselben oder in ähnlicher weise wie im altindischen verschieden gewesen, und so sei dann in den altgermanischen dialecten, welche diese accentsunterschiede fortführten, das schwächer betonte verbum des hauptsatzes von dem ersten satzstück angezogen worden, während das stärker betonte verbum des nebensatzes an seiner stelle verblieben sei.

Dies ist in den hauptzügen die vorgeschichte der beiden letzten untersuchungen Delbrücks über die altgermanische wortfolge: des zweiten capitels in seinen Beiträgen zur germanischen syntax (PBBeitr. 36 [1907] s. 359 ff: Zur stellung des verbums im gotischen und altisländischen) und der in der überschrift dieser recension angeführten abhandlung.

Die erste untersuchung D.s beschäftigt sich, wie schon der titel zeigt, mit der gotischen und altisländischen wortfolge, und zwar versucht er darin zu zeigen, dass das adverbium *inn* im gotischen und altisländischen im hauptsatze nach dem verbum finitum zu stehn pflegt, im nebensatze aber vor ihm. Delbrück selbst gibt zu, dass dieses adverbium mit verschiedenen verben verschieden feste verbindungen eingehn kann, und um seine comparationsmethode richtig anzuwenden, müssen wir uns auf verba beschränken, bei denen es sowol vor wie nach dem zeitworte gefunden wird. deswegen muss, wie es D. selbst tut, *inngaggan* aufser acht gelassen werden, aber aus demselben grunde müssen wir noch zwei andere von D. nicht beanstandete verba weglassen: *innufsliupan* und *innatbairan*. wenn wir nun die so reducierte liste D.s durchgehn, so sehen wir, dass die sache nicht ganz so steht wie sie D. darstellen möchte. wir finden in den hauptsätzen drei fälle wo das adverbium nach dem verbum finitum steht, gegen drei fälle wo es vor demselben steht, und wenn wir auch zugeben, dass in den nebensätzen sieben-

mal das adverbium dem verbum vorangeht und nur einmal folgt, so können wir nicht ohne weiteres die meinung D.s teilen, dass diese schwankungen nur von der satzart geregelt werden, besonders da wir in participialconstructionen ähnliche unterschiede wahrnehmen, und doch nicht an die eigentümliche erklärung des autors glauben können, dass die wortfolge verschieden war, je nachdem die participialconstruction als nebensatz empfunden oder nicht empfunden wurde. statt dieser hypothesen glaube ich zum teil eine einfachere erklärung bieten zu können. wenn vom 'hineintreten' die rede ist, so kann einmal betont werden, dass irgend eine person in ein bestimmtes gebäude hineintritt und nicht in ein anderes, und das anderemal kann hervorgehoben werden, dass jemand hineintritt und nicht draufsen bleibt, ohne dass ausgedrückt würde, wohin er tritt, da diese bestimmung aus dem contexte oder aus der situation bekannt ist. in dem ersten falle wird das adverbium *inn* gewöhnlich vor das verbum gesetzt (synthetische wortfolge), in dem letzteren aber nach dem verbum (analytische wortfolge), ganz ähnlich wie zum beispiel in der englischen bibelübersetzung das erste mal *to enter* und das andere mal *to enter in* oder *to come in* gebraucht werden. einige citate mögen es besser beleuchten:

atgaggan inn: innatgagan

þanuh þan usdribana warþ so managei, atgaggands inn habaida handu izos (Matth. 9, 25; englisch: 'he entered in, and took her by the hand').

jah atgaggandein inn dauhtar Herodiadins jah plinsjandein jah galeikandein Heroda jah þaim miþanakumbjandam, qaþ þiudans du þizai maujai (Marc. 6, 22; englisch: 'when the daughter ... came in and danced ...').

jabai gaqimiþ alla aikklesjo samana jah rodjand razdom allai, atuþ-þan-gaggand inn jah unweisai aiþþau ungalaubjandans, niu qiþand þatei dwalmoþ? (I Kor. 14, 23; englisch: '... and there come in men unlearned or unbelieving').

aber:

afaruh þan þata innatgaggandin imma in Kafarnaum, duatiddja imma hundafaþs bidjands ina jah qiþands ... (Matth. 8, 5 englisch: 'when he was entered into Capernaum').

jah usgaggandans us hlaiwasnom afar urrist is innatgaggandans in þo weihon baurg jah ataugidedun sik managein (Matth. 27, 53; englisch: 'they entered into the holy city').

jah innatgaggandin imma in skip, afariddjedun imma siponjos is (Matth. 8, 23; englisch: 'when he was entered into a boat').

amen amen qiþa izwis, saei inn ni atgaggiþ þairh daur in gardan lambe, ak steigiþ aljaþro, sah hliftu ist jah waidedja. (Joh. 10, 1; englisch: 'he that entereth not by the door into the fold of the sheep ...').

galeiþan inn: inngaleiþan

jah galeiþands inn sa aggilus du izai qaþ (Luc. 1, 28; englisch: 'he came in unto her' . . .).

iþ is usvairpands allaim ganimiþ attan þis barnis jah aiþein jah þans miþ sis jah galaiþ inn þarei was þata barn ligando (Marc. 5, 40; englisch: 'he . . . goeth in where the child was').

qimands Josef af Areimaþaias, gaguds ragineis, saei was silba beidands þiudangardjos gudis, anananþjands galaiþ inn du Peilatau jah baþ þis leikis Jesus (Marc. 15, 43; englisch: 'he went in unto Pilate').

aber:

ni hvazuh saei qiþiþ mis: frauja, frauja! inngaleiþiþ in þiudangardja himine (Matth. 7, 21; englisch: 'not every one . . . . shall enter into the kingdom of heaven').

. . *hvaiwa inngalaiþ in gard gudis jah hlaibans faurlageinais usnam jah matida jah gaf þaim miþ sis wisandam, þanzei ni skuld ist matjan, nibai ainaim gudjam?* (Luc. 6, 4; englisch: 'how he entered into the house').

gasaihvands þan ina Jesus gaurana waurþanana qaþ: hvaiwa agluba þai faihu habandans inngaleiþand in þiudangardja gudis! (Luc. 18, 24; englisch: 'How hardly shall they . . . enter into the kingdom of God!').

jah inngaleiþands þairhlaiþ Jaireikon (Luc. 19, 1; englisch: he entered and was passing).

amen amen, qiþa þus, niba saei gabairanda us watin ja ahmin, ni mag inngaleiþan in þiudangardja gudis (Sk. II 20; englisch: 'he cannot enter into the kingdom of God').

In diesen fünfzehn fällen trifft, glaub ich, die oben gegebene erklärung ganz gut zu sowol für die hauptsätze als auch für die nebensätze und participialconstructionen. in den acht übrigen sätzen, welche diese zwei verba enthalten, finden wir aber eine andere wortfolge, als die wir nach dem oben gesagten hätten erwarten können. dass da im gotischen für die gegenseitige stellung von verbum und präpositionalem adverb ein gewisser freier spielraum vorhanden war, das wird genügend durch nachfolgende parallelen bezeugt:

jah qino wisandei in runa bloþis jera twalif, soei in lekjans fraqam allamma aigina seinamma, jah ni mahta was fram ainomehun galeikinon, atgaggandei du aftaro attaitok skauta wastjos is, jah suns gastoþ sa runs bloþis izos (Luc. 8, 43—44).

jah sai, qino bloþarinnandei ·ib· wintruns duatgaggandei aftaro attaitok skauta wastjos is (Matt. 9, 20).

Mit dieser constatierung darf man sich allerdings nicht begnügen, sondern man muss nach einer befriedigenderen lösung suchen. ich weiſs keine einheitliche erklärung vorzuschlagen, sondern glaube, dass hier mehrere factoren im spiele sind. rhythmische einflüsse, welche manchmal mit der satzart zusammenhängen können, fühle ich in folgenden parallelsätzen:

a) *þaruh usiddja ut sa siponeis anþar, saei was kunþs þamma gudjin, jah qaþ daurawardai jah attauh in Paitru* (Joh. 18, 16).

ja miþþanei innattauhun berusjos þata barn Jesu, ei tawidedeina bi biuhtja witodis bi ina . . . (Luc. 2, 27).

b) *jabai gaqimiþ alla aikklesjo samana jah rodjand razdom allai, atuþ-þan-gaggand inn jah unweisai aiþþau ungalaubjandans, niu qiþand þatei dwalmoþ?* (1 Kor. 14, 23; englisch: 'and there come in men unlearned or unbelieving').

iþ jabai allai praufetjand, iþ innatgaggai hvas ungalaubjands aiþþau unweis, gasakada fram allaim, ussokjada fram allaim, þo . . . (1 Kor. 14, 24; englisch: 'and there come in one unbelieving . .')

und in folgenden vereinzelten beispielen:

ni kukides mis; iþ si, fram þammei innatiddja, ni swaif bikukjan fotuns meinans (Luc. 7, 45; englisch: 'since the time I came in').

ni auk wiljau izwis unweisans, broþrjus, þizos runos, ei ni sijaiþ in izwis silbam frodai, unte daubei sumata Israela warþ, und þatei fullo þiudo inngaleiþai (Röm. 11, 25; englisch: 'until the fulness of the gentiles be come in').

In andern sätzen, wo es sich um participial- und infinitivconstructionen handelt, müssen diese zeitwortformen selbst die wortstellung mitbedingt haben. ich stimme so den zwei vermutungen D.s von dem einfluss der satzart und der zeitwortsform teilweise bei. ich glaube, dass eine noch gründlichere durchforschung der gotischen texte mehr licht auf diese fragen werfen wird, obgleich der künstliche stil und der einfluss der vorlagen das material in dieser rücksicht sehr entwerten. mehr lohnend wird die untersuchung des altisländischen materials sein, welches freilich in gröſserem umfange zu rate gezogen werden muss als es D. getan hat. aus seinen spärlichen beispielen wage ich nicht irgend einen schluss zu ziehen.

Die zweite und gröſsere untersuchung D.s bringt uns wider den werken von Dahlstedt und Ries näher, denn sie behandelt die wortstellungsfrage in gröſserem umfange. ihr material ist aus dem gotischen, angelsächsischen und altnordischen genommen und wider in comparativer, nicht in statistischer methode bearbeitet. zuerst spricht der verfasser von hauptsätzen mit gerader wortfolge und stellt folgende hypothese auf. ursprünglich wurde das halbbetonte verbum an das ende gesetzt, allmählich wurde aber seine vererbte mittlere betonung in schwache verwandelt und das verbum an die stelle der übrigen schwachbetonten wörter verschoben, nämlich unmittelbar nach dem ersten starkbetonten satzstück. während also Dahlstedt und Ries den ursprung des überganges von der endstellung zur contactstellung in verändertem rhythmischem gefühl suchen, sieht ihn D. in veränderter betonung des verbums. aus D.s erörterungen über die ungedeckte anfangs-

stellung des verbums in hauptsätzen weiſs ich nichts wichtiges zu citieren. nur das muss ich sagen, dass mich seine erklärung der nachstellung des personalpronomens nach der zugehörigen verbalform sehr eigentümlich anmutet. 'das pronomen', sagt er, 'trat anfangs nur dann vor die verbalform, wenn es stark betont war, dann aber auch bei mäſsiger betontheit. wollte man nun unzweideutig zum ausdruck bringen, dass das pronomen nur schwach betont sei, so schob man das verbum nach vorn'. dieser letztere satz scheint mir mit wissenschaftlicher betrachtung der sprache unvereinbar. wir haben es hier vielmehr mit einem alten wortstellungstypus zu tun. der auch in anderen sprachen vorkommt und in verschiedener weise erklärt wurde (sieh Meyer-Lübke Grammatik der romanischen sprachen III 797 ff; Wundt Völkerpsychologie I² 2, 373 ff; Dahlstedt s. 104: 'first-position must here be owing to the same causes as otherwise — connectiveness and stress'; Ries erklärt es mit rhythmischen einflüssen s. 77 ff). — die folgenden capitel von den durch ein anderes satzglied als subject oder verbum eingeleiteten hauptsätzen sind sehr reich an beispielen. aus den schlussfolgerungen muss hervorgehoben werden, dass Delbrück auch partikeln wie altisländisches *hēr, nu, āþr, sīþan, þā, þar, enn, svā, ok* usw. für ursprünglich starkbetont hält und die inversion des verbums nach ihnen durch Wackernagels stellungsgesetz erklärt. ich muss hier wider auf Dahlstedts wenig bekanntes buch hinweisen, wo gezeigt wird, dass im angelsächsischen, wenn man conjunctionen auſser acht lässt, erst verbindende function und betontheit irgend einem satzteile die genügende kraft verleihen, an die spitze des satzes vorzurücken. — weiter bespricht Delbrück wider mit reichen belegen die wortstellung in altgermanischen nebensätzen. er macht auf den interessanten umstand aufmerksam, dass in nebensätzen nach conjunctionen nicht wie nach partikeln in den hauptsätzen die inversion vorherscht, und erklärt es durch die hypothese, dass vielleicht das verbum in nebensätzen stärker betont war und deswegen nicht so mächtig von dem satzanfang angezogen wurde, wozu noch möglicherweise hinzutrat, dass conjunctionen schwächer betont waren als partikeln. dass auch in nebensätzen contactstellung vorkommt, soll nach Delbrück nur der analogie mit den hauptsätzen zugeschrieben werden: eine erklärung die ich nicht für absolut richtig halten kann, denn ich glaube, dass zum beispiel im angelsächsischen die 30, 8 % hauptsätze mit contactstellung, die Ries im Beowulf constatiert hat, dennoch eine zu kleine verbreitung dieser wortfolge bezeugen, um uns zu berechtigen, die 13, 8 % nebensätze mit contactstellung ohne andere directe (zb. rhythmische) einflüsse durch bloſse analogie zu erklären. — nach einigen absätzen über die fragesätze geht der verfasser dann zur schlussbetrachtung über, worin er die festgestellten germanischen

typen mit denjenigen in beziehung setzt, welche er für die indogermanischen hält. für das urgermanische lässt sich nach Delbrück folgender zustand für wahrscheinlich halten: das verbum stand im hauptsatz habituell am ende, doch begann schon die bewegung, durch die es später an die zweite stelle kam; im nebensatze verblieb es in der überlieferten form, da es unter anderen tonbedingungen stand. im ganzen teilt also D. jetzt die von Wackernagel vor 20 jahren ausgesprochene meinung.

Näher die einzelnen ausführungen zu kritisieren ist hier unmöglich: es würde eine ganze reihe von monographieen erfordern, um sie so nachzuprüfen, wie ich es mit seiner Untersuchung über die gotische wortfolge versucht habe. dass es einen sprachlichen rhythmus auch in der prosa und den täglichen gesprächen gibt — und also auch früher geben konnte — steht heute fest: ein jeder kann sich darüber durch statistische analyse der betonungsverteilung in modernen phonetisch umgeschriebenen texten überzeugen — und dass dieser rhythmus die wortfolge beeinflussen kann, haben die neueren abhandlungen über die wortfolge im modernen englisch — ich erinnere nur an die arbeiten von Dahlstedt, Conrad, Volbeda, Western und Fijn van Draat — glänzend bewiesen. principiell ist also eine analogische untersuchung über den rhythmus und die wortfolge in älteren sprachen ganz berechtigt. nur darf man dabei nicht vergessen, was man eben nur bei der untersuchung einer lebenden sprache lernen kann: dass solche rhythmische einflüsse sich gewöhnlich nicht durch absolute gesetze, sondern nur durch allgemeine tendenzen zeigen und fast immer mit anderen einflüssen compliciert sind, so dass die verhältnisse bei solchen problemen oft minder greifbar und zugleich verwickelter sind als man glaubt, und schlüsse die aus geringem material gezogen werden, manchmal nicht genug überzeugen können. so ist es auch mit manchen hypothesen die Delbrück und andere aufstellen über den rhythmus und die wortfolge der altgermanischen dialecte: ich kann momentan nicht beweisen, dass sie falsch sind, kann aber auch nicht von ihrer richtigkeit überzeugt werden. das soll aber kein tadel sein: denn manchmal ligt der höchste wert einer hypothese darin, dass sie zu einer gründlichen widerlegung anlass gegeben hat.

Prag-Letná im september 1911. **V. Mathesius.**

Zur technik der wortstellung in den Eddaliedern I von **Eduard Sievers.** [Abh. d. phil.-hist. kl. d. Kgl. sächs. ges. d. wiss. bd XXVII nr XV.] Leipzig, Teubner 1909. 36 ss. gr. 8°. — 1,60 m.

In dieser dankenswerten abhandlung will Sievers 'einen ersten kleinen beitrag liefern zur beantwortung der frage nach



dem einfluss des metrums auf die wortfolge' (s. 515) und hat zunächst einen und wol den wichtigsten punct herausgegriffen, indem er untersucht, 'an welcher stelle des verses oder einer versgruppe die dichter je nach den umständen das verbum finitum unterbringen, und wie sich dann versstellung und satzstellung dieses verbums zu einander verhalten' (ebda). aus 'raumgründen' hat er sich dabei auf die '... einfachen abhängigen sätze' beschränkt, 'die durch ein besonderes einleitendes wort ... als solche gekennzeichnet sind' (s. 516).

Da nicht die erforschung der älteren germanischen wortstellung selber sein hauptziel war, sondern die beeinflussung der wortfolge durch das metrum, so ist es gewis zu billigen, dass S. seine beobachtungen an den Eddaliedern gemacht hat, 'deren straff ausgebildete dichterische technik am ehesten zahlenmäfsig darlegbare resultate erwarten liefs', und deren 'verschiedene metren ... gelegenheit geben, das verhältnis verschiedenartiger dichtungsformen zu den satztypen und ihrer verwendung zu prüfen' (s. 516). auch dem was S. als endergebnis seiner untersuchung feststellt, kann ohne weiteres zugestimmt werden; nur ist freilich 'dies eine resultat, mit dessen constatierung er sich an dieser stelle begnügen muss' (s. 549), ein wenig mager. denn 'dass die metrische form in den Eddaliedern nicht nur überhaupt einen bemerkbaren einfluss auf die wortstellung ausgeübt hat, sondern dass dieser einfluss in bestimmten richtungen sogar ein sehr beträchtlicher war ...' (ebda), das war eben bei der natur dieser metrischen formen von vornherein zu erwarten. immerhin ist der hier geführte zahlenmäfsige nachweis erwünscht und wertvoll. und sehr erfreulich ist, dass S. die behandlung 'einer anzahl weiterer ... fragen ... nach der entstehungs- und entwicklungsgeschichte der ... stellungstypen und ihrem verhältnis zu den wortfolgen der prosarede; ... nach der verwertbarkeit der dargelegten verhältnisse für die kritik (speciell die alterskritik) der ... Eddalieder' (ebda) in aussicht stellt.

Dass wir 'einer ... lösung der schwebenden probleme — freilich erst dann näher kommen können, wenn einmal das gesamte material der Eddalieder (d. h. nicht nur das einer einzigen satzart) ... nach ähnlichen gesichtspuncten aufgearbeitet sein wird' (s. 549—50) und, wie ich hinzufügen möchte, ebenfalls auf grund so genauer statistik, wie sie S. zu meiner freude nicht verschmäht hat aufzustellen, ist sicher auch richtig. erhebliche zweifel hab ich nur, ob 'die gesichtspuncte' die S. 'hier zur geltung zu bringen versucht hat' (ebda), ganz die richtigen und würklich zweckentsprechenden sind, ob sie in der tat geeignet sind, die genannten probleme einer lösung nahe zu führen. dass die eddischen metra die verbstellung wesentlich beeinflusst, und auch wol in welcher art sie es ungefähr getan haben, das lässt sich auch aus des verf.s statistik erkennen;

ob diese aber zu zeigen vermag, **wie** diese beeinflussung im einzelnen zustande gekommen, auf grund **welcher metrischer** oder verstechnischer **gesetze**, in **welcher richtung** sie jeweils unter den verschiedenen verhältnissen von vers und satz zu einander gewirkt hat, und in **welchem umfang** sie — verglichen mit den andern die wortstellung beeinflussenden momenten — erfolgt ist, werden wir abwarten müssen. mir will scheinen, dass dazu mindestens genauere unterscheidungen erforderlich sind, wenn nicht überhaupt die von S. gebildeten kategorieen durch solche zu ersetzen sind, die einerseits den metrischen, anderseits den syntaktischen verhältnissen besser rechnung tragen. von des verf.s kategorieen ist keine ganz einheitlich und, was besonders wunder nimmt, keine ausschliefslich nach metrischen gesichtspuncten gebildet. nur die **l**(='lasten') entsprechen etwa den in voller hebung stehnden wörtern, aber nicht durchweg, da zwar alle **l** = hebung, aber nicht alle hebungen = **l** sind. die begründung die S. dafür gibt, dass in den verschiedenen metren verschiedene kriterien mafsgebend sein sollen für die zuweisung zu den kategorieen **l** und **k** (= 'keile', d. h. schwachtonige wörter in senkung, wo sie **K** (= den abhängigen satz einführendes 'kennwort') und **V** (= verbum finitum) trennen), hat mich von der richtigkeit dieser verschiedenen behandlung nicht überzeugt; denn der gesichtspunct der sie eingegeben hat, ist kein rein metrischer, sondern ein sprachlich-rhythmischer. das steht mit dem nächsten ziel der untersuchung in widerspruch. ist so im fornyrdislag **k** immer metrisch unbetont und jede volle hebung (aufser **K** und **V**) = **l**, im ljóđahátt und málahátt aber auch **k** gelegentlich metrisch betont und dadurch **l** in seinem umfang eingeschränkt, so hat **K** überhaupt keine metrischen merkmale: das den abhängigen satz einführende wort ist eine rein syntaktische kategorie und trägt im verse bald volle hebung bald keine. ähnlich steht es mit den **k**. 'typisch bedeutsam sind schwachtonige wörter in senkung nur da, wo sie **K** und **V** ... trennen' (s. 520). wofür bedeutsam? vom syntaktischen gesichtspunct kommt ihnen an dieser stelle zweifellos gröfsere typische bedeutung zu als an späteren, obwol sie für die wortfolge auch dort nicht immer ohne bedeutung sind (vgl. meine Wortstellung im Beowulf). aber macht die stellung zwischen **K** und **V** (zwei nichtmetrischen kategorieen) einen unterschied für die metrik? ich kann nicht einsehen, wie der einfluss des metrums auf die verbstellung scharf und genau im einzelnen erfasst werden soll aus der beobachtung der stellung von **V** zu **K** und **k**, die gar keine metrischen kategorieen sind, und zu **l**, das sich nur grösstenteils mit einer solchen deckt. sollte es nicht richtiger sein, sich zunächst einfach an die metrischen kriterien zu halten und festzustellen, wie sich das verbum zur stellung in hebung, nebenhebung, senkung verhält, welche stelle (1, 2, 3 hebung bzw.

senkung, auftact, versinneres, schluss der halb-, lang-, vollzeile, strophe) es vorzugsweise oder selten aufsucht oder ganz meidet, und dann, soweit möglich, dieses verhalten aus der beschaffenheit der verbformen einerseits, den versgesetzen und technischen gewohnheiten anderseits abzuleiten und zu erklären? der frage, ob und wann das verbum an den zeilenschluss tritt, hat auch S. besondere aufmerksamkeit geschenkt, aber in der statistik und den tabellen tritt dieser überwiegend wichtige punct zu wenig hervor.

Für den syntaktischen teil der untersuchung scheinen mir die kategorieen des verf.s noch weniger erfolg zu versprechen als für den metrischen. 'da es sich' für S. 'in erster linie nicht um eine syntaktische frage handelte' glaubte er 'eine anzahl syntaktisch wichtiger unterschiede . . . principiell fallen lassen und dafür andere kategorieen substituieren zu müssen' (s. 517). darin scheint mir ein grundirrtum zu stecken. wenn S. auch 'von ganz anderer seite als der rein syntaktischen zu seiner fragestellung gekommen ist' (s. 515/6), so betrifft diese doch in der einen hälfte ein syntaktisches problem, und ich kann nicht glauben, dass die ausscheidung der wichtigsten syntaktischen gesichtspuncte aus der untersuchung zur klärung solcher probleme beiträgt. zum mindesten hätten bei den **l**, **K** und **k** die subjecte von den nichtsubjecten gesondert werden müssen. **KkVl**, **KlVl**, **KVll** usw. haben für die stellung des verbs im s a t z e eine völlig verschiedene bedeutung, je nachdem **K**, **k** oder eines der **l** das subject bildet oder nicht. und bei den **V** musten für den metrischen ebenso wie für den syntaktischen teil der untersuchung die hilfsverba von den vollverben getrennt werden wegen ihrer verschiedenen schwere d. h. eignung für die verschiedenen stellen des verses sowol wie des satzes. für den metrischen teil der frage dürfte freilich auch diese scheidung nicht genügen, vielmehr die in der anmerkung zu § 15 angedeutete trennung nach der metrischen form erforderlich sein, was, wie ich glaube, aus den dort (s. 522) gegebenen zahlen unzweideutig hervorgeht.

So wie sie jetzt vorliegen, scheint mir auf diese so mühsamen statistischen aufstellungen viel arbeit und geduld ohne rechte aussicht auf entsprechend reichen und gesicherten ertrag verwendet. ich würde mir von den in aussicht gestellten weiteren untersuchungen bessern erfolg versprechen, wenn S. sich entschliefsen könnte, seine kategorieen wenigstens in den hauptpuncten in der angedeuteten richtung umzugestalten oder doch weiter zu gliedern.

Strafsburg i. E. im mai 1910. **John Ries.**

Neuhochdeutsche appositionsgruppen von dr. **Rudolf Blümel.** progr. Würzburg I 1910. II 1911. Würzburg, kgl. universitätsdruckerei H. Stürtz.

Der verf, der sich zuerst durch seine anregende dissertation über 'Die aufgaben der nhd. wortstellungslehre' Halle 1909 (PBBeitr. 35, 494 ff) bekannt gemacht hat, bietet in den vorliegenden programmabhandlungen einen sehr dankenswerten beitrag zur wortgruppenlehre des neuhochdeutschen. in beiden arbeiten stellt er sich auf den boden der (doch wol, wie es scheint, siegreich vordringenden) anschauung, die in der behandlung der syntaktischen gebilde, der wortgefüge selber und nicht ihrer bestandteile die aufgabe der syntax erblickt.

Den gegenstand seiner untersuchung bildet was der verf. — leicht misverständlich und nicht nur deshalb anfechtbar — appositionsgruppen nennt, ein gerade durch seine nicht geringen schwierigkeiten anziehendes stoffgebiet, das aber, meiner meinung nach, auf mehrere, getrennte abschnitte der lehre von den wortgruppen zu verteilen wäre (siehe unten). gleich hier zeigt sich wider, wie sehr in unsrer syntax noch alles im argen ligt, sobald man nur mit ihrer behandlung im obigen sinne ernst macht. von der terminologie an, über die abgrenzung und gliederung der einzelnen arten von wortgefügen, bis zur bestimmung ihrer bildung, form und bedeutung — wie wenig steht doch nur einigermafsen fest, auf dem sich sicher weiter bauen liefse, wie vieles muss ganz von vorn begonnen, wie etwas ganz neues neu erwogen und begründet, wenn nicht von grund aus neu geschaffen werden!

Mit den mancherlei schwierigkeiten ihrer aufgabe, die teils aus diesem zustand unsrer syntaktischen forschung, teils aus dem stoffe selbst entspringen, ringt die tief eindringende untersuchung im ganzen erfolgreich, ohne ihrer freilich, wie ich glaube, durchweg herr zu werden. denn den grofsen vorzügen der arbeit, die sich durch eine reiche fülle gut ausgewählter beispiele, treffende einzelbeobachtungen und ein ebenso unbefangenes und selbständiges wie vorsichtig abwägendes urteil auszeichnet, stehn auch einige leicht ins auge fallende mängel zur seite. der scharfsinn des verf.s schwelgt bisweilen in überfeinen unterscheidungen, die mir etwas ausgetüftelt oder doch überflüssig scheinen, und vor allem lässt die anlage und gliederung im ganzen und einzelnen zu wünschen. schon die zweiteilung der ganzen untersuchung (die aber vielleicht äufseren umständen zuzuschreiben ist): 1) 'Abgrenzung und gliederung des gebietes', 2) 'Bedeutungsverhältnisse und syntaktische beziehungen' ist nicht glücklich, da die gliederung der wichtigsten behandelten gruppenart bei der gleichheit der form im wesentlichen auf den unterschieden der bedeutung und der syntaktischen beziehungen beruht, was natürlich im 2 teil viele widerholungen nötig macht. die unter-

suchung wird nicht gradlinig genug fort und zum ziele geführt; sie springt, dem zufälligen gedankenverlauf zu eng sich anschliefsend, häufig mit zwischenbemerkungen und einwänden vom gegenstand ab, beleuchtet jetzt diese, jetzt jene seite der frage, lässt sie, ohne zu einem rechten ergebnis zu kommen oder doch ohne es festzustellen, fallen, um sie später in neuen betrachtungen wider aufzunehmen, wodurch wider manche widerholungen veranlasst werden. die darstellung ist wenig übersichtlich; sie lässt deutliche gliederung durch unterabschnitte mit eigenen überschriften vermissen und ist zu sparsam mit absätzen und sonstigen druckhilfen fürs auge. ein inhaltsverzeichnis fehlt ganz.

Mein hauptbedenken ist dieses: die abgrenzung des ganzen untersuchungsgebiets scheint mir nicht recht sachgemäß; sie trägt die schuld an der mir anstöfsigen gesamtbezeichnung 'appositionsgruppen', mit welcher der verf. mehrere gruppenarten zusammenfasst, denen ich überhaupt keinen gemeinsamen namen geben würde, weil sie sowol ihrer form als ihrem eigentlichen wesen nach zu verschiedenartig sind. am wenigsten würde ich sie mit einem seit lange üblichen namen benennen, mit dem man gewohnt ist einen bestimmten und weit engeren begriff zu verbinden, zb. *Schiller, der dichter,* — *Schiller, der philosoph,* — *Paris, die lichtstadt,* — *Müller, ein allgemein beliebter stammgast im Goldenen Löwen.* der verf. hebt selber im eingang des I teils die starken unterschiede zwischen den 'lockeren' und den 'festen' gruppen richtig und ziemlich vollständig, wenn auch in etwas krauser anordnung hervor: diese erkenntnis hätte ihn überhaupt vor dem meiner meinung nach fehlerhaften, zum mindesten unpraktischen zusammenfassen beider gruppenarten unter dem éinen namen bewahren sollen, der doch, so weit gefasst wie es nun nötig ist, nur noch seinen ursprünglichen wortsinn haben kann, dann aber wider noch auf andere gruppen passen würde, auf alle eben in denen wörter einander 'apponiert' werden. die gefüge ferner, deren eines glied (statt von einem wort oder einer syntaktisch gleichwertigen wortgruppe) von einem satz gebildet wird, können nicht ohne weiteres den eigentlichen wortgruppen an die seite gestellt werden. übrigens beschäftigt sich B. mit den verschiedenen als appositionsgruppen bezeichneten gruppenarten auch in sehr ungleicher ausführlichkeit: sein eigentliches thema sind doch in wahrheit nur die engen (= des verf. 'festen') gruppen, die aus zwei (oder mehreren) ohne äufseres zeichen der abhängigkeit zusammengefügten substantiven bestehn zb. *der dichter Schiller* — *die insel Rügen* — *im monat august* — *ein glas wein*; den übrigen mitbehandelten gruppenarten widmet er keine irgendwie erschöpfende betrachtung. was er von ihnen bringt, dient mehr nur der vergleichenden erläuterung jener, und hätte ebensogut bei engerer begrenzung und genauerer bezeichnung seines hauptgegenstandes herangezogen werden können.

Die untersuchung läuft in der hauptsache in den versuch aus, zu erweisen, dass — wenige ausnahmefälle abgerechnet — in allen engen gruppen aus zwei unvermittelt verbundenen subtantiven das zweite glied die bestimmung des ersten, des kerns der gruppe, enthält. dieser beweis dürfte dem verf. nur für seine 2 und 3 unterart, wo das aber, wie ich glaube, schon ziemlich feststand, vollkommen gelungen sein; für seine 1 unterart wol nur zum teil. es scheint mir, dass der verf. hier doch zu weit geht; aber er hat jedenfalls auch hier das verdienst, klar gezeigt zu haben, dass die herschende ansicht in weitem umfang immerhin bestreitbar ist und gründlicher nachprüfung bedarf. ich kann hierauf wie auf andere einzelheiten nicht weiter eingehn, da den durchdachten und wol gestützten aufstellungen des verf.s gegenüber meine bisweilen abweichende auffassung ausführlicher begründet werden müste, als es der raum hier erlaubt. vielleicht finde ich später einmal in einer eigenen arbeit über die wortgruppen des nhd. gelegenheit, mich mit den ansichten des verf.s des näheren auseinanderzusetzen.

Strafsburg i. E. im januar 1912. **John Ries.**

Lokes mytiska ursprung af **Hilding Celander.** Uppsala, Edv. Berling, 1911. [Ur språkvetenskapliga sällskapets i Uppsala förhandlingar, 1907—1909.] 140 ss. 8o.

Der verf. hat beobachtet, dass an Loki manche elbenartige züge haften, und er folgert daraus, der 'mythologische ort' für diesen helden der mythendichtung sei bei den wichten oder elben zu suchen. ein einleitendes capitel, über L. als erfinder des fischnetzes, soll auf kurzem wege vorläufig zum ziel führen; der ausdruck schwed. *locka-nät* 'spinnengewebe' wird in umsichtiger sprachlicher erörterung (gegen Olrik Danske studier 1908, 202f) mit jener mythe in Snorris Edda in verbindung gebracht und L. als zwerg enthüllt. schon hier muss man dem verf. zugeben, dass Olriks verfahren, durch starke sichtung des materials das problem zu vereinfachen, anfechtbar ist. 'Lokis netz' passt ganz gut zusammen mit *Lokkes havre* und ähnlichen pflanzennamen (Dst. 1908, 203; 1909, 73f). es folgt ein überblick über die elben und wichte im heutigen nordischen volksglauben. — Olrik hatte aus dem schwedisch-telemarkischen herddämon Lokje und den auf ein lichtphänomen angewanten jütischen wendungen 'L. sät heute hafer' und 'L. hütet seine ziegen' einen lichtgeist (lysvætte) erschlossen. aus der vielheit volkstümlicher vorstellungen von Lokke gerade jene beiden herauszugreifen, hatte ihn anscheinend die etymologie (Kocks zusammenstellung mit *logi* und *Volcanus*, Idg. forsch. 10) bewogen. so muste sein verfahren von anfang an gerade denjenigen bedenklich erscheinen, die dem früher widerholt von Olrik geäufserten mistrauen gegen die religions-

geschichtliche etymologie aus überzeugung beistimmten. Celanders III—V capitel sind nun dem nachweis gewidmet, dass die mit dem lysvætte nicht zu vereinigenden züge des volksglaubens selbständigen wert beanspruchen können. diese züge sind, wie ich hinzufüge, gröstenteils in älterer zeit belegt (17. 18 jh., Dst. 1909, 71. 77 f. 80 f), so dass der lysvætte am ehesten als ergebnis einer jungen verarmung sich darstellt. C.s eigene erklärung des namens *Loki* ist die alte: zu *lúka*, doch fasst er das nomen agentis nicht mit einigen deutschen mythologen abstract als 'endiger', sondern als 'einschliefser', 'zuschliefser' und denkt dabei an die überlieferungen von bergentrückungen durch zwerge, was freilich auch fragwürdig bleibt. — c. VI zeigt, dass die auffassung L.s als einer feuergottheit auch in den aisl. quellen keine stütze findet. zu L.s drohung in der Lokasenna werden s. 78 f interessante parallelen aus neueren volkssagen beigebracht; man muss auch Freyias feuerzauber in den Hyndl. dazu stellen. die verknüpfung des Lokilachsfanges mit der erbeutung des feuerfunkens im Kalewala (LvSchroeder) will C. ablehnen, weil die 'charakteristischen details ganz fehlen' (s. 85). letzteres trifft nicht ganz zu, vgl. neuerdings Olrik, Festskrift til Feilberg 572. aber auf keinen fall kann freilich diese parallele in der deutung L.s als eines feuergottes bestärken. — beachtenswert sind auch die folgenden ausführungen (VII. VIII) über den burschen des donnergottes. sie gehn, im widerspruch gegen Olrik (und Kock aao. 96), darauf aus zu zeigen, dass Þór von alters her nicht zwei diener hatte, sondern nur einen, Þialfi. L. trete in dieser rolle erst bei Snorri auf (Gylf. c. 43 ff, Skálda c. 18). im märchen von Útgarđaloki ist das junge, motivhäufende erfindung, wie das ganze märchen überhaupt; in der Geirrøđgeschichte ist es nachweislich das jüngere gegenüber der Þórsdrápa, die L. nur als boshaften anstifter, als begleiter dagegen Þialfi kennt. — vermutlich überkam Eilíf den stoff so, dass der zuratende intriguant, von dem doch die teilnahme zu verlangen war, sich drückt (vgl. Þórsdr. 3). übrigens ist Þialfi in der Þórsdr. keineswegs die 'schwache gestalt, die des starken gottes hilfe braucht' (Dst. 1905, 145), wie in den persiflierenden Hárbarđslióđ; der skalde betont vielmehr stark genug auch séinen heldenmut im kampfe mit dem bergstrom und den riesinnen (die ihn in Hárb. *elta*); freilich ist er schwächer als der unvergleichliche Þór, aber wie er sich an dessen schildriemen emporzieht, geschieht es nicht aus angst (*skalfa þróttarsteinn!*), sondern weil ihm das wasser über den kopf emporschwillt [1]; jedenfalls ist das motiv

[1] *sialflopta* 9, 4 braucht nicht zu bedeuten 'selv svævende i luften' (FJónsson); näher ligt 'selbständig sich in die höhe hebend', vgl. *á lopt. lypta.* die vorstellung 'Þialfi an Þórs schildriemen in der luft schwebend' ist nicht nur zu burlesk für den zusammenhang, sie wäre auch mechanisch schwer realisierbar.

nicht um Þialfis willen da, sondern um Þórs kämpfende und helfende asenkraft recht leuchten zu lassen.

Die entscheidung hängt an der Þrymskvida und ihrer esthnischen parallele. so einfach ligt es nicht, dass L. in der Þrymskv. der eigentliche leiter der handlung, mithin 'ein ganz anderer mythologischer typ' als der götterbursche wäre (C. s. 101). anderseits wird man diesem Loki auch nicht gerecht, wenn man sagt, er trete nur in dienerrollen auf, und der befreiende rat werde vielmehr von Heimdall gegeben (Olrik, Festskrift til Feilberg 551 f). in wahrheit ist L. ein mittelding. er ist jedenfalls kein reiner 'Thor-Loke'. er sieht aus wie eine kreuzung zwischen einem ursprünglich selbständigen überlister der riesen und dem burschen des donnergottes. der bursche und typische begleiter wäre dann ursprünglich Þialfi gewesen, der ja auch einmal (in der altertümlichen Hrungnir-mythe) als listiger helfer Þórs erscheint. von hier aus wird m. e. die vermischung leicht begreiflich und damit auch die doppelheit der Þór-diener. — das esthnische märchen wirft für unsere frage kaum etwas sicheres ab. C. gibt sich viel mühe seinen quellenwert zu verringern, und einige seiner bemerkungen fallen in der tat ins gewicht. so viel scheint klar, dass die bei Olriks auffassung vorauszusetzende urform stark überwachsen sein müste. die verstreuten ähnlichkeiten des 'donnersohnes' mit L. bleiben merkwürdig, aber sie bleiben auch problematisch.

Unnötige mühe macht der verf. sich mit der Hymiskvida. L. ist hier gar nicht der 'svigefulde ledsager' (Olrik) und noch weniger der diener Þórs. er ist nur der hinter der scene halb ohnmächtig agierende gegenspieler des Tý, der hier *ástráð* gibt und selbst getreulich mitgeht, dies wol ein gegenstück zu L.s verhalten in der Þórsdr. übrigens könnte man aus der Hym. mindestens mit gleichem recht einen 'tordengudens dreng' namens Tý abstrahieren wie aus der Þr. einen solchen namens L. der Hýmidichter bringt die episode von Þialfi und Rǫskva wolüberlegt am ende an, weil er sagen will, seine geschichte habe sich zugetragen, ehe Þór den Þialfi zum ständigen begleiter gewann. — doch im hauptpunct stimm ich, wie gesagt, dem verf. zu: es ist nicht erweislich, dass Þór und L. in der alten mythendichtung je herr und diener gewesen seien. die eine fabel der Þr., genial über dem 'gesetz des gegensatzes' aufgebaut, lässt sie zusammen agieren. schlechthin als des donnergottes begleiter erscheint L. erst in litterarischer zeit.

C.s arbeit ist ein wertvoller beitrag zur germanischen mythologie. ihr bestes findet sich da wo der verf. polemisiert. von den schwachen puncten der bekämpften theorieen dringt er weiter zu einsichten die keineswegs blofs negativ bleiben. ob sein positiver hauptbeitrag, die herleitung der L.-gestalt aus dem elbenvolke, als gewinn gelten darf, ist eine andere frage. die

nachgewiesenen übereinstimmungen behalten in jedem falle ihren wert. aber es lässt sich doch zunächst einmal nicht verkennen, dass C.s gleichung sich ungefähr als x = y charakterisiert. die elben und wichte sind kaum weniger problematisch als L. beide gleichen sich vor allem in dem einen puncte, den Snorri, mit beziehung auf den gott, als *fiǫlbreytinn at háttum* bezeichnet. die mannigfaltigkeit der hættir ist hier wie dort das problem. C. geht nun freilich einen schritt weiter und leitet die elben aus dem seelenglauben ab. dieser gedanke wäre eine erklärung, wenn einleuchtend gezeigt würde, wie die entwicklung aller der widerspruchsvollen erscheinungsformen aus der einen grundvorstellung zu denken wäre. die aufgabe ist jedoch unlösbar. denn die annahme eines einheitlich manistischen ursprungs empfiehlt sich nur formal (oder methodisch, wie vielleicht mancher sagen würde, vgl. C.s räsonnement s. 45), nicht sachlich. hat man schon früh elben und wichte manistisch aufgefasst (C. s. 39, vgl. WvUnwerth, Totenkult s. 29ff), so bedeutet das für die ursprungsfrage klärlich nichts; ausdrücke wie 'zeugnisse' und 'beweise' sollte man in diesem zusammenhang lieber vermeiden und auch nicht etwa, wie es geschehen ist, den *ármađr* oder *spámađr* des Isländers Kođrán durch hinweis auf die ahnenverehrung zu erklären meinen. die isländischen berichte dieser art scheinen einen euhemeristischen einschlag zu haben; sie sehen aus wie compromisse der alten abergläubischen naturehrfurcht mit dem menschlich-historisch gerichteten sinn des volkes. der elbe von Geirsstađir hat schwerlich von jeher Olaf geheifsen und dürfte älter sein als das 9 jh., wie auch das isländische Snæfell wol schon seinen 'asen' hatte — einen aus der schar der *landvéttir* —, ehe Bárđ in den berg eingieng. wir verbauen uns das verständnis, wenn wir überall an ahnenglauben denken. aber auch die annahme eines jahrtausende alten durcheinanderspielens manistischer mit animistischen vorstellungen genügt nicht. wir müssen notwendig noch einen dritten, irrationaleren factor in die rechnung einstellen: die dichtende phantasie, die schon sehr früh den naturmythischen bezirk überschritten haben wird. vgl. Chantepie de la Saussaye, Rel. of the Teutons s. 458. also schon in der niederen mythologie steckt nichtmythisches. dadurch wird es fraglich, ob überhaupt mit der anknüpfung eines gottes oder 'höheren dämonen' an die niedere mythologie etwas gewonnen ist, ob die feststellung des 'mythologischen ortes' eine bereicherung unserer erkenntnis bedeutet. offenbar kann von einer solchen nur dann die rede sein, wenn nicht nur die tatsache, sondern vor allem das w i e des zusammenhangs beleuchtet wird, wenn man uns zeigt, wie jener vorgang sich vollzieht, dass aus dem vielköpfigen volke eine einzelne figur ausgesondert und im rang erhöht wird. hier ligt der schwache punct von C.s gedankengang. über dieses w i e erfahren wir nichts als das

eine: ein ursprüngliches appellativum, 'der schliefser', sei zum eigennamen geworden. wie steht es aber mit dem bedeutungsinhalt des phonems? blieb er constant, oder wandelte er sich? das zweite sollte man erwarten (in dem sinne, dass nicht nur neue elemente hinzutraten, sondern auch alte verloren giengen). C s ganze beweisführung beruht aber auf der voraussetzung, dieser bedeutungsinhalt habe beim übergang zum eigennamen eigentlich nichts eingebüfst. m. a. w.: all die bunten, widerspruchsvollen züge die den elben und wichten in ihrer gesamtheit zukommen, können, so meint er, auch bei dem elben *κατ' ἐξοχήν* erwartet werden; je zahlreicher sie sich finden, um so mehr werde der elbische ursprung gesichert. L. als spinne, L. als zwerg, als herd-, haus- und berggeist, als dieb und künstler, als vater der Hel und blutsbruder Odins, alles zusammen ergebe ein starkes argument. erst in c. IX und X schlägt der verf. z. t. andere wege ein. er erörtert hier die 'unursprünglichen züge', die märchenmotive, L. beim Ragnarök usw., und fragt dabei nicht mehr nach dem elbischen prototyp, sondern, vdLeyen und Olrik folgend, nach den vermutlichen anknüpfungspuncten. seine betrachtungsweise ist also hier historisch. sie geht aus auf die schichtung der motive, nicht mehr auf den 'generalnenner', wie in den unhistorisch-systematischen erörterungen der ersten abschnitte. mir scheint die suche nach dem generalnenner hier wie anderswo verwerflich. der vorgang den C. tatsächlich annimmt, dass eine abstracte summe von attributen, die den elben bald hier, bald dort, aber nirgends gesammelt beigelegt werden, in beliebiger ausdehnung auf ein einzelnes mythisches individuum concentriert wird, dieser vorgang ist unvorstellbar. und auch auf der andern seite operiert C. mit einem idealen L., der nirgend existiert hat als in den köpfen der alten und neueren mythologen. wir müssen vielmehr, mit Olrik, versuchen, 'die schichten zu scheiden, in denen sein mythenkreis sich abgelagert hat'. C. zeigt, wie ein wichtiger mythenkreis, den Olrik als ältesten, oder der ältesten einen, abscheiden zu können glaubte, nicht so sicher existiert, dass man mit ihm rechnen darf. dies ergebnis scheint mir auch gegenüber Olriks neuester arbeit sein gewicht zu behalten.

Endlich bleibe nicht unerwähnt, dass der verf. einen 7 seiten füllenden auszug in deutscher sprache beigegeben hat.

Heidelberg. G. Neckel.

Hálfs saga ok Hálfsrekka, herausgegeben von **A. le Roy Andrews**. [Altnordische sagabibliothek XIV.] Halle a. S., Niemeyer, 1909. VIII u. 142 ss. — 4 m.

Als erste aus dem kreise der heroischen sögur erscheint in der SB. die Hálfs saga ok Hálfsrekka. der sorgsame herausgeber, A. le Roy Andrews, hat aufser Bugges ausgabe der mem-

brane Kauffmanns abschrift dieser hs. und seinen varianten-apparat der wichtigsten papierhss. benutzen dürfen; er hat auch zweifelhafte stellen selber in der pergamenths nachgeprüft. — der text und der stoffreiche commentar bilden die zweite hälfte des buches. den bemühungen des herausg. um die strophen ist es an zwei stellen gelungen, sichere neue deutungen beizusteuern. in str. 11 der saga ist *illa* nicht adverb oder adjectiv, wie man bisher annahm, sondern verbum mit der bedeutung 'tadeln'. in str. 18 steht nach A.s lesung: *nema þú veittar viðsjár fáir*, d. i. 'wenn du nicht vorsicht anwenden kannst'. abzulehnen ist die conjectur *fullstóra ǫld* in str. 54, da *ǫld* im sinne von 'welt, lande' sich nicht belegen lässt, und die besserung *at vér fyrir flótta heldim* in str. 60 — *halda fyrir flótta* wird sich kaum wahrscheinlich machen lassen. eine wunderliche kenning wäre str. 9 *herkuml Heðins* = das kriegsabzeichen des Hedin für 'helm'. ebenso unmöglich ist str. 61 *Hildar hlífar* = die heerschilde der Hild als kenning für 'schilde': für 'schild' sind nur bildungen zulässig wie die belegten: *Hildar ský* und *Hildar veggr*, d. i. wolke der Hild oder wand der Hild. nicht einleuchten will mir auch eine änderung Munchs in cap. 9, der sich Andrews — wie vor ihm Bugge — anschliefst. nach der hs. geht der ältere bruder Hjǫrólf auf die vikingfahrt im alter von acht *(átta)* jahren mit untüchtiger mannschaft, der jüngere bruder Hálf im alter von zwölf jahren (vgl. Detter-Heinzel zu HHu I 10, 4) mit tüchtiger mannschaft; die jahre der führer und die art der mannschaft entsprechen einander. zu unrecht setzt Munch für 'acht' das im zahlbild ähnliche XIII ein. die erklärung der str. 29 scheint mir verfehlt. das haus in dem die Halfsrekken ruhen, wird angezündet; da spricht Innstein die strophe: 'es raucht um die helden *(um hauka)* in der halle des königs, es ist zu erwarten, dass wachs von den schwertern triefe; zeit ist es nun, gold und kleinodien, helme zu verteilen unter Hálfs rekken'. A. meint, Innstein bediene sich zweideutiger ausdrücke und vermeide es direct zu sagen, dass die halle brenne. aber für die erste strophenhälfte gibt er nicht den doppelten sinn der beiden sätze an; er übersetzt nur *um hauka* durch 'um die falken' und bemerkt, *rjúka* könne sich auf rauch wie auf ausdünstung von menschen oder tieren beziehen. in der zweiten strophenhälfte soll der doppelsinn liegen in dem begehren nach den versprochenen geschenken und dem bedürfnis nach waffen. A. weifs also die zweideutigkeit der ersten strophenhälfte selbst nicht recht aufzudecken, und in der andern kann ich die zweite deutung nicht zugeben: die erwähnung von helmen neben gold und kleinodien kann nur auf geschenke, nicht auf verteidigungswaffen hinweisen; aufserdem fehlt es ja auch nach str. 29, 3. 4 und str. 32 den Hálfsrekken gar nicht an waffen. Innstein will einfach sagen: 'rauch und hitze erfüllen die halle,

d. i. man will uns einbrennen; Asmund sollte uns die versprochenen geschenke geben'. zu dieser auffassung stimmt freilich nicht die voraufgehnde sagaprosa. da erwacht zunächst einer von den Hálfsrekken und sagt: rauchen wird es jetzt *um hauka vára,* d. i. doch wol 'um unsere habichte'. und dann erwacht ein zweiter und sagt: triefen wird nun wachs von den schwertern. A. nimmt die bereits EM XXVII angedeutete möglichkeit auf, dass diese worte auf einer älteren poetischen oder prosaischen Hálfsdichtung beruhten und erst vom dichter des Innsteinsliedes seiner hauptperson in den mund gelegt wären. für diese möglichkeit führt er s. 5 an, dass jeder der beiden auch in der prosa vorkommenden sätze hending zeigt, und dass die betreffende strophe die einzige im Innsteinsliede ist, die — wie EM XXIX bemerkt wurde — eigenartig poetisch anmute. das auftreten von hending in zwei kurz aufeinanderfolgenden zeilen könnte gut mehr als zufall sein, aber das auftauchen einer durchaus skaldischen eigentümlichkeit kann unmöglich eine ältere heroische dichtung beweisen; und der zweite beweisgrund hätte neben dem ersten nur schwach bestätigende kraft. anderseits ist die strophe 29, wenn man *haukar* als 'helden' fasst, völlig klar; und diese auffassung ist nach den belegen bei SEgilsson, wozu noch etwa Scherer Kl. schr. I 702 zu vergleichen wäre, unanfechtbar. der erste ausspruch eines Hálfsrekken in der prosa aber: 'rauchen wird es jetzt um unsre habichte *(hauka)*' bleibt unverständlich; auch der bericht über die habichte des Hrólf kraki und seiner kämpen, auf den sich A. s. 29 beruft, hilft nicht weiter. ich sehe keinen andern ausweg als — was schon in den EM als das wahrscheinlichere angedeutet wurde — anzunehmen, dass der sagamann die mehrerwähnte strophe, die *haukar* misdeutend, teilweise ins dramatische umformte und dann doch noch dieselbe strophe als von Innstein gesprochen folgen liefs.

In der sehr ausführlichen einleitung gibt A. eine nützliche zusammenstellung alles dessen was bisher über die Hálfssaga geschrieben ist, und knüpft eigene erwägungen über die stoffe und die entstehungsgeschichte der saga daran. obgleich auch hier manche bemerkung brauchbar sein dürfte, ist dieser teil des buches doch der schwächere. die beweisführung ist breit, zaghaft und mehrfach wenig überzeugend. entschieden abzulehnen ist A.s ansicht von der entstehungsgeschichte der saga. das ganze Innsteinslied wird in eckige klammern gesetzt als späteres einschiebsel wegen der oben besprochenen unstimmigkeit zwischen einer strophe und der sagaprosa; auch einige weissagestrophen, Utsteins kampfstrophen, das Hrókslied werden als interpolationen erklärt. bleibt als ältere, nur mündlich weitergegebene Hálfsaga (A, gegenüber der in einer membrane auf uns gekommenen saga B) eine märchenüberladene geschichte von Hálfs vorfahren und eine sehr magere skizze von seinen fahrten, seinem tod und

der rache durch die seinen. und doch ligt die geschichte dieser saga so klar vor uns wie kaum die einer andern! vor der entwicklung die auf unsere saga hinausführte, liegt vermutlich die kunde von der einbrennung eines königs Hálf von Hǫrđaland und vielleicht eine genealogie. das älteste in der uns überlieferten saga ist gewis der heldentod Hálfs und seiner rekken, und zwar nicht ein paar dürftige angaben darüber, sondern das den Biarkamál nachgebildete Innsteinslied mit mehr oder weniger umgebender prosa. ob der vortragende diesen kern unserer saga als Innsteinslied oder als saga von Hálf bezeichnete, wird sich schwerlich sicherstellen lassen. aber um diesen kern schloss sich dann spätheroisches, märchenhaftes, genealogisches, ehe die Hálfssaga von einem schreibekundigen aufgezeichnet wurde. wer die dankbare aufgabe übernimmt, diese entwicklung der saga im einzelnen darzulegen, wird in der einleitung A.s eine schätzenswerte vorarbeit anerkennen.

Osnabrück. **W. Ranisch.**

Untersuchungen zur Tristansage von dr. **Jacob Kelemina.** [Teutonia, hrsg. von Wilhelm Uhl. 16 heft.] Leipzig, Eduard Avenarius 1910. X u. 82 ss. — 3 m.

K. hat ein scharfes auge für widersprüche in der Tristanüberlieferung. in der Tristanmaterie sowie in der wichtigsten einschlägigen litteratur ist er wol bewandert. den problemen geht er nicht aus dem wege und findet sogar neue. neben kleinarbeit finden sich motivuntersuchungen gediegenster art. was K. zutage fördert, dürfte mit auf eine neue phase in der Tristanforschung weisen, in welcher sie sich losmacht von dem 'gesicherten' Urtristan und sie den französischen prosaromanen und den novellen für die ermittlung der älteren stadien der sage eine gröfsere bedeutung beilegt als bisher.

Der gröste teil der arbeit, s. 1—60, gehört der erörterung Eilhartscher stellen und partieen an. s. 61—70 bringen bemerkungen zur entwicklungsgeschichte der sage, s. 71—82 versuchen eine sonderung der franz. prosaromane und behandeln Béroul. in einer einleitung betont K., dass Eilharts text eine erneute besprechung verdient, und hebt er das unbefriedigende der Bédier-Goltherschen construction hervor.

Ich folge vf. nicht auf allen seinen pfaden, ich greife nur einzelnes heraus.

Für die gesamtsage lässt K. zwei markante resultate hervortreten, von denen das zweite schon früher von anderen erörtert wurde: 1. in der periode vor der jetzigen schriftlichen überlieferung muss die liebesgeschichte in zweifacher weise ausgebildet gewesen sein: in der einen version liefs sich das liebespaar niemals überraschen, weiter als zum verdacht kam Marke

nicht; in diese auffassung gehörten das belauschte stelldichein (Marke auf dem baum), die entdeckung der schlummernden im walde und das gottesgericht. in der anderen version sieht Marke den ehebruch mit eignen augen, und auch andre tatsachen machen die untreue unzweifelhaft; diese version enthielt die verurteilung zum tode. wir finden bei Eilhart die merkwürdigsten widersprüche, indem seine vorlage, die auf episoden der zweiten version beruhte, episoden aus der ersten herübernahm. 2. mehrere indicien — so vor allem durch die novellen, die nicht den ganzen roman, wie er in den epen enthalten ist, sondern nur die erste hälfte bis in die verbannung zur voraussetzung haben, und deren ständiges thema die begegnung der geliebten seit Tristans verbannung ist — deuten darauf, dass ursprünglich die sage keine verheiratung Tristans mit einer Isolde Weiſshand oder einer anderen dame kannte. ein begabter, classisch gebildeter dichter hat die vermählung und das Oenonemotiv eingeführt. — hier gibt es aber eine schwierigkeit, die K. nicht einmal andeutet und die er doch hätte behandeln müssen, weil sie die basis seiner schlüsse ad 1 berührt: welche version hat dieser classisch gebildete dichter dann für die erste hälfte benutzt, die feinere oder die rohere? Eilhart, Béroul, Thomas, der franz. roman, alle kennen die vermählung, und doch hat Thomas-Gottfried den charakter der ersten version, Eilhart-Béroul den charakter der zweiten. oder haben wir an entlehnung zu denken? und daran schlieſst sich eine weitere frage: da die möglichkeit eingeräumt werden muss, dass der mann der die heirat mit der Isolde Weiſshand und das Oenonemotiv einführte, schon eine aus episoden der 1 und 2 version gemischte liebesgeschichte vorfand oder selbst aufbrachte, darf K. dann wol noch so scharf sondern, was der 'romantisch veranlagte' verfasser der bearbeitung (A), die von Eilhart benutzt wurde, eingeführt haben soll? reicht das gemischte material der überlieferung wol aus zu den schlüssen K.s in bezug auf die doppelte version?

Zweifache vorlitterarische version und unursprünglichkeit der ehe Tristans beziehen sich auf die sage als ganzes. eine stattliche reihe erörterungen haben einzelne motive zum gegenstand: die gegner Tristans, die heilung des helden aus der nähe oder aus der ferne, anteil der tochter oder der mutter dabei, Markes auftrag in bezug auf seine künftige gattin, dauer des trankes, das leben im walde, die fahrten nach Kornwall usw. K. kommt widerholt zu anderen resultaten und anderen erklärungen als seine vorgänger. überall wird man seinen scharfsinn anerkennen müssen. aber mehrere seiner schlüsse gehn auch hier nicht restlos auf, mögen sie auch die aufstellungen anderer, die sogar verbreiteten beifall gefunden haben, erschüttern. éin beispiel. Bédier wie auch Golther haben in ihren Urtristan das motiv aufgenommen, dass das von schwalben oder einer schwalbe

vor Marke gebrachte goldfarbige haar den eingang zu der werbung Markes um Isolde bilde. grofses gewicht hat man dabei auf Eilhart gelegt, auf die Folie gewiesen — man hätte auch l'Escoufle nennen können —, bei Thomas von rationalistischer änderung gesprochen und den bericht des franz. romans, als zu deutlich abweichend, einfach ausgeschaltet. K. betont nun, wie der franz. roman Marke gleich die Isolde von Irland nennen lässt, mag auch die einkleidung der ganzen episode eine andere sein; betont, dass auch bei Thomas gleich von Isolde die rede ist, allerdings nicht aus Markes mund, sondern aus seiner umgebung, und dass Eilharts version Tristan bei seinem ersten besuch in Irland durch Isolde aus der ferne heilen lässt, ohne dass er die fürstin zu gesicht bekommt, dass also die heilung aus der ferne, die nur bei Eilhart vorkommt, schon auf das motiv vom goldenen haar (E. spricht übrigens nicht von einem goldenen haar) vorbereitet, demnach den verdacht weckt, dass wir es mit einer änderung zu tun haben, die der bearbeiter von Eilharts französischer quelle mit seiner vorlage vornahm. diese vorlage — Thomas und der franz. roman weisen darauf — hatte das einzig richtige und wuchtige motiv, dass Marke die tochter eines feindlichen fürsten zur frau begehrt, der also gewis Marke die tochter nicht geben wird. — bedeutsamer ist diese begründung allerdings als die märchenhafte mit der schwalbe und dem haar. aber auch sie stellt uns vor schwierigkeiten. dass die polemisierende stelle gegen die schwalbe, welche man Th. zuschreibt, aus Gottfried stammt und zwar gegen Eilhart gerichtet ist, ist möglich. aber die Folie und l'Escoufle, von denen erstere die schwalbe ausdrücklich nennt? K. muss annehmen, dass sie aus derselben quelle wie Eilhart ihre ansicht bezogen haben. auch Bérouls einmaliges *'a la crine bloie'* (v. 3699) muss er erklären durch den notorisch nicht einheitlichen text desselben. sodann: man betrachte die Morholtpartie wie die liebespartie als ursprünglich selbständige gebilde — und die notwendigkeit, dass das sofortige nennen Isoldens durch Marke das logische und natürlichere sei, fällt weg. aufserdem hätte K. zeigen müssen, dass in der liebespartie mit ihrem drachenkampf und ihrem liebestrank kein märchenhafter zug vorkommen konnte. der stoff ist eben selber schon romantischer natur. — aber ausdrücklich möcht ich doch betonen: die annahme anderer von einer gröfseren ursprünglichkeit des von schwalben gebrachten frauenhaares bedarf nach K.s auseinandersetzungen erneuter revision.

Soweit die sage. bei seinen textdeutungen Eilharts glaube ich nicht, dass K. immer das richtige trifft. gleich am anfang kann ich in den an sich nicht überall klaren worten der bearbeitung Eilharts v. 83 ff nicht lesen was K. deutet: Rivalin diente Marke aus dem grunde, 'weil er der schwester des königs beiliegen wollte'. 'dadurch dass er sich im dienste Markes an-

strengte, gelangte er zum ziele (= *daz he sie beslîf!*)'. K. deutet eben in den zeilen *daz wart umme daz getân, daz her gerne wolde hân sîn swestir ze einem wîbe . mit pîne an sînem lîbe irwarp he daz he sie beslîf* die worte *ze einem wîbe hân* hier mit 'beiliegen'. man fragt sich, ob E. hier die dem R. zugedachte absicht nicht mit *ligen bî* oder ähnlich schärfer angegeben hätte. der erste teil bedeutet doch nicht anders als 'R. hoffte durch seine dienste gegen M. dessen schwester zur frau zu bekommen'. auch andere passus mit 'wîbe' erlauben keinen obscönen sinn (altes gedicht III 12 ff *der chunich dô daz mære sîner tohtir selbe sagete, daz der truhsæze habete si gewunnen ze wîbe*, ebda 19 *er solde si im ze wîbe geben* usw). die an sich unverständlichen zeilen *mit pîne an sînem lîbe irwarp he daz he sie beslîf* lösen sich doch mit Gottfrieds bericht ganz einfach: 'mit schmerzen an seinem leibe' (= auf seinem schmerzhaften krankenlager) 'kam er dazu, dass er sie beschlief' (= geschah es ihm usw).

Ich empfehle K.s arbeit denen, die wissen welch heikle probleme die Tristanforschung in sich birgt. sie finden hier einen mann der selbständig seine wege geht. — schade, dass dann und wann der druckfehlerteufel sich so lustig hat tummeln dürfen (zb. s. 44 'gemahl' f. gemach, 'verfährt' f. erfährt, 'jügern' f. jüngern). auch der widerholte gebrauch von provinzialismen, wie 'entfallen' für 'wegfallen' (das zeugnis entfällt), 'gestanden sein' wäre in wissenschaftlichen arbeiten leicht zu vermeiden.

Tilburg (Holland), februar 1912. **J. F. D. Blöte.**

The source of Wolfram's Willehalm by **Susan Almira Bacon,** associate professor of French in Mount Holyoke college, South Hadley, Massachusetts U. S. A. with one plate. [Sprache und dichtung, hrsg. von HMayne und SSinger h. 4]. Tübingen, Mohr (Paul Siebeck) 1910. VIII und 172 ss. 8°. — 5 m.

Frl. JMNassau Noordewier war 1901 in ihrer Groninger dissertation, wie schon einige ihrer vorgänger, zu dem resultate gelangt, dass Wolfram für seinen Willehalm aus dem französischen Wilhelmcyclus nur die Bataille d'Aliscans benutzte. da einige wenige züge der Storie Nerbonesi und widerum andere des französischen prosaromans ihre fernere oder nähere entsprechung bei Wolfram finden, nicht aber in den uns erhaltenen texten der Bataille d'Aliscans vorkommen, konnte sie wahrscheinlich machen, dass der text von Wolframs vorlage ein anderer war als der uns in den hss. bewahrte. aber wie überzeugend sie im grofsen und ganzen diese beiden resultate zu begründen wuste und wie geschickt sie San Martes und anderer ansicht, als sollte Wolfram aufser Aliscans noch einen anderen zweig des Wilhelmcomplexes vor sich gehabt haben, widerlegte, so waren doch ihre eigenen

begründungen nicht immer ganz einwandfrei, namentlich da nicht, wo sie anderen möglichkeiten nicht ihr recht widerfahren liefs. ua. legte sie der um die wende des 14/15 jhs. entstandenen italienischen compilation des Andrea de Barberino, eben den Storie Nerbonesi, für die ursprünglichen züge der von Wolfram benutzten vorlage eine zu entscheidende bedeutung bei.

Angeregt durch prof. SSinger beabsichtigt nun miss Bacon eine weit umfangreichere behandlung der frage nach den quellen des Willehalm, zum teil weil nach 1901 neues material erschienen ist. der jetzt gebotene, in sich abgeschlossene teil der arbeit beschäftigt sich in der hauptsache mit dem umfange, der art und den quellen der entlehnungen im Willehalm, für die sich in den uns erhaltenen versionen von Aliscans keine entsprechung zu finden scheint. der wert der vorliegenden schrift ligt zunächst in der methodischen vorführung des gesamten materials, insofern es für die angegebene untersuchung verwendet werden kann; sodann auch in der umsichtigen weise, wie das einzelne geprüft, verglichen und gewertet wird. die arbeit der vf. unterscheidet sich von Nassau Noordewiers studie, die mit festen, hie und da zu raschen zügen zum ziele schreitet, besonders durch die fortlaufende, mitunter ins subtile hinüberstreifende erwägung aller möglichkeiten, hat aber dadurch den vorzug, dass das würklich gesicherte um so schärfer hervortritt. allerdings ergibt auch die sorgfältige prüfung nur spärliche positive resultate, deren hauptinhalt nicht einmal den reiz der neuheit hat. 1. die durchmusterung des franz. Wilhelmcyclus zeigt, dass neben Aliscans höchstens noch der Charroi de Nimes als quelle in betracht kommen kann, aber nur für einen vereinzelten zug, wovon W. — vf. erörtert dabei noch einmal die alte frage, ob W. habe lesen und schreiben können, und muss sich denen anschliefsen, die ihm diese kunst absprechen, s. 125 ff — in irgend welcher weise etwas erfahren hätte, sei es dass man ihm aus der chanson vorlas, sei es dass man ihm davon erzählte. 2. die paar in einzelheiten sehr abweichenden parallelen, die der Willehalm mit den Storie Nerbonesi oder der Chançun de Willame bietet, können sehr gut ein zufälliges zusammentreffen sein. wichtiger ist die prosabearbeitung von Aliscans: verwante, nicht in den metrischen versionen vorkommende züge zwingen durch ihre eigentümlichkeit, für Wolfram eine vorlage anzunehmen, die deutlich verschieden ist von der uns erhaltenen metrischen überlieferung. bestätigt findet sich also, dass der text der Bataille d'Aliscans, der Wolfram zur verfügung stand, in den auf uns gekommenen hss. nicht enthalten ist. 3. wie Lorenz in der Zs. f. rom. phil. bd. 31 gefunden hatte und vf. bestätigen kann, enthält die hs. M (Marcusbibliothek in Venedig) einen text, der dem der Wolframschen vorlage am nächsten steht. W.s vorlage enthielt aber mehr, wie aus zeilen im Willehalm hervorgeht, die nicht in M,

wol aber in anderen hss. von Aliscans vorkommen; auch weist M lesarten auf, die W. anders und zwar in übereinstimmung mit anderen hss. bietet. 4. einige wenige züge scheinen auf das deutsche Rolandslied, die Kaiserchronik, das rundschreiben des Michel Mouriez, des erzbischofs von Arles, zur restaurierung einer der kirchen auf der alten begräbnisstätte von Aliscamps und den führer zu SJacques von Compostella zurückzugehn. — zum schluss erörtert vf. auf grund der gewonnenen resultate die frage nach dem umfang des inhaltes in Wolframs vorlage. die erörterung ist me. verfrüht und flüchtig, und in ihrer allgemeinheit wertlos. vf. constatiert zwei möglichkeiten, denen wir gleich hilflos gegenüberstehn: möglich ist nämlich sowol eine vorlage, die so ungefähr alles enthalten hätte was eine französische quelle von Aliscans erzählen konnte, als eine vorlage, die in übereinstimmung gewesen wäre mit Wolframs text, sodass mehreres gefehlt hätte, was sich sonst in den franz. hss. findet. wenn nun auch vf. ihre eigne ansicht in wenigen worten gibt, so bleiben wir doch in dem bannkreis des vagen. vf. hat sich zu einem schluss ihres werkes verleiten lassen, der erst nach einer ausführlichen vergleichung mit Aliscans in verbindung mit den resultaten der vorliegenden arbeit fruchtbringend werden kann. — eine abbildung der 'Allée des tombeaux aux Alyscamps d'Arles' schmückt die letzte seite. — nach dem vorwort dürfen wir noch weitere studien der miss B. erwarten, die eine fortsetzung zu diesem bande bilden werden.

Tilburg (Holland). **J. F. D. Blöte.**

Die rhythmik der kurzen reimpaare des Burkard Waldis. ein beitrag zur geschichte der deutschen metrik des 16 jahrhunderts von **Hans Kleinstück.** Leipziger diss., Weida i. Thür. 1910. 136 ss. 8°.

Eine etwas weitschweifig geschriebene, fleifsig-vorsichtige und bis auf einen punct auch methodisch musterhafte arbeit, die, wenn würklich alle zahlenangaben verlässlich sind, ihr thema erledigt.

Die verhältnisse liegen für eine metrische untersuchung bei Waldis besonders günstig: eine niederdeutsche dichtung, der 'Verlorene Sohn', mit eigner technik; eine reihe von hochdeutschen werken aus verschiedenen zeiten, und wenigstens der 'Esop' in chronologische schichten zerlegbar, die sich auch metrisch deutlich von einander abheben; besonders aber muss der neugestaltete 'Teuerdank' schritt für schritt die metrischen anforderungen des bearbeiters enthüllen. diese data werden peinlichst untersucht (besonders: wieweit geben die drucke ein treues bild der gewollten verse?) und mit hundert erledigten vorfragen zu einem dauerhaften fundament verbunden, darauf sich dann etwas fröhlicher der eigentliche bau erheben kann.

Die betrachtung des 'Verlorenen Sohnes' zeigt recht deutlich, in welch beneidenswerter freiheit und schönheit sich der niederdeutsche viertacter, uneingeschnürt von dem unseligen hochdeutschen gesetz fester silbenzahl, entfalten konnte: überall ein schönes ausdehnen und mannigfach rhythmisches bewegen der glieder. 50 % der verse gehn über oder unter 8 resp. 9 silben, die übrigen halten die zahl ein, weil sie eben die nächstliegende ist, und alle tragen die natürlichen accente. es folgt der hochdeutsche 'Esop': da sinkt die zahl der nicht normalsilbigen verse im ersten teile von 50 auf 3,25, im zweiten auf 1,44, im dritten auf 1,12 %! das ist natürlich nicht zufall, es ist der einfluss der hochdeutschen verstheorie. aber es lässt sich nachweisen, dass Waldis dabei doch in fast allen fällen die natürliche betonung beibehält, und zur letzten, schärfsten probe dient dabei eben die bearbeitung des 'Teuerdank', soweit sie formal ist: sie stellt die normale silbenzahl 8—9 her und nähert sich durch vielerlei oft nur kleine änderungen dem iambischen tonfall, aber man sieht deutlich: die natürliche betonung ist das prius, sie scheint Waldis notwendig, die alternation nicht notwendig, und es bleiben 20 % nichtiambische verse. die aber ordnen sich unter bestimmte typen, die dann endlich in dem capitel 'die rhythmik der Waldisschen reimpaare' betrachtet werden: die ersten drei entstehn durch verlegen der anfangssenkung (*Wolten die Wagenburg nicht reumen; Zwischen Freunden in lieb und leydt; Gott hat aufstheilet seine gab*), der vierte und fünfte durch zusammenstofs zweier starktöne (*Ein Narr achtet nicht grofser Kunst; Hab rew und leydt, besser dein leben*). als sechsten bezeichnet Kl. die lagerung von x́x̀x zu x́xx́ oder x́x̀ zu xx́ am wortschluss (*Der darff zwar keinen Krantz aufshencken, Ein Mönch thet zu eim Dorff einkern,* aber auch: *Das sie dest mütiger anlaüffen* und dgl.). aber das sind doch vielmehr fälle, in denen sich der iambische rhythmus g e g e n die sprache durchgesetzt hat, Waldis also die natürliche betonung verlässt. es gibt mancherlei gründe für diese alte licenz — in vielen fällen ist sie natürlich geworden —, aber dass Waldis sie als licenz, als mangel und unnatur empfinden kann, zeigen gelegentliche änderungen (*Zum nydern Hayn leg im Kindpet* > *Und leg zum Hayn im Kindbeth*), insbesondre aber die natürlichere technik des 'Verlorenen Sohnes'. und es bleibt auch ohnedies ein ganz kleiner rest, bei dem wir nicht ohne accentverletzung auskommen. aber das ist selbstverständlich und kann nicht ins gewicht fallen.

Auch wer etwa widerstrebt, wird sich so auf dem wege der induction eine gute vorstellung von Waldis und seinem versbau einverleiben lassen müssen. um so greller der miston in solch geruhiger beschäftigung, wenn plötzlich, die disposition zerstörend, 'Allgemeines zur metrik des 16 jahrhunderts' und 'Vorbemerkungen' dazwischengeworfen werden, die a priori die natürliche

betonung postulieren und in diesem gesperrten processsatze gipfeln (s. 44): 'es heifst also, alles aufzubieten, um zu beweisen, dass für Waldis die natürliche betonung im verse notwendig, die alternation nicht notwendig war'. nein, es heifst alles aufbieten, um ausfindig zu machen, wie Waldis verse baut! und es ist auch nicht aufgabe zu ermitteln, ob die dargelegten 'aprioristischen annahmen' bei dem jeweilig behandelten dichter tatsächlich zutreffen (s. 51), sondern wir wollen immer wieder voraussetzungslos vom gegebenen ausgehn. wie äufserlich aber glücklicherweise diese zusätze sind, das zeigt sich an dem alsbaldigen einlenken in den alten weg.

Indessen fordert doch die art wie Waldis in die geschichte der verskunst eingeordnet und — ein naheliegender fehler — das gefundene über das 16 jahrhundert verallgemeinert wird, einen deutlichen widerspruch. K. verkündigt wider (s. 44): 'die grundtatsache der deutschen metrik ist, dass wort- und versaccent zusammenfallen', und er fragt: wenn das bis 1500 und von 1600 ab gilt, warum nicht auch von 1500 bis 1600?

Ja, wenn nun aber die grundtatsache nicht richtig ist? mir scheint vielmehr das vornėhmste charakteristikum in der geschichte unsres versbaus, dass er sich nicht frei nach seiner anlage entwickeln kann: im 9, im 12, im 16, im 19 jahrhundert wird sein gerader wuchs an ein kunstvolles spalier gebunden: von Otfried, von Veldeke, von Schede, von Platen und ihren jeweiligen genossen und nachfolgern; jedesmal kämpft sich der baum in seine ursprüngliche richtung zurück, ohne sie doch ganz widerzufinden. Otfried zwingt den dipodischen rhythmus des stabreimverses in monopodische gleichmäfsigkeit und unterbindet damit auf lange hinaus das rhythmische gefühl wenigstens der kunstmäfsigen dichter: es folgt die zeit regelloser roheit, das schwanken zwischen der freieren tactfüllung, dem abgestuften rhythmus der altheimischen art und der gröfseren gebundenheit in länge und silbensetzung, wie die neue sie mitgebracht hatte. kaum ist aber dann ein compromiss hergestellt — die eingeborenen dipodieen setzen sich im allgemeinen durch und schmücken sich mit dem fremden reime —, so bringen die höfischen dichter die romanische fessel des regelmäfsigen iambus heran. und wie sich der deutsche vers damit abfindet auf sehr verschiedene weisen — er behauptet, mit oder ohne iamben, seine natürliche betonung oder gibt sie auf und zählt nur silben —, das ist die geschichte der deutschen metrik bis ans ende des 16 jahrhunderts. da treten die renaissancemafse ihren eroberungszug an, der dipodische rhythmus wird ganz aufser betracht gesetzt, jeglicher unnatur der betonung scheint ein für alle mal recht gegeben. aber Opitz gewinnt, auf Clajus fufsend, die natürliche betonung im iambus, Buchner auch in den übrigen versen, der junge Goethe die freie senkung, den alten vers zu-

rück; für die kunstdichtung — in der volkstradition war er unverloren geblieben. und dies widererrungene haben dann die romantiker, am würksamsten Heine, gegen den classicismus Platens und anderer verteidigt.

Die geschichte unsrer metrik mit den periodischen einbrüchen des antiken und romanischen spiegelt also wunderbar gut unsre geistige entwicklung, gleich von der zerstörung des heidentums in der kunst an: das immer widerholte aufnehmen und anähnlichen fremden geistes in der litteratur, für das der deutsche vers immer zuerst und am empfindlichsten zahlen muste. aber welche fülle der kraft, welche biegsamkeit hat er gegen und durch solche zucht entwickelt, welche unübersehbaren möglichkeiten der sprache eingebracht, die nun auch das fremdeste in eigner form übernehmen will und kann.

Ist es danach so ganz historisch, an jener einen 'grundtatsache' festzuhalten? sie etwa auch für Otfried[1] oder die renaissancepoeten zu postulieren?

Als ich in der untertertia lesen muste *ín nova fért animús* und in der obertertia *τόν δ' ἀπαμειβόμενός προσεφή πολυμήτις Ὀδύσσευς*, da dachte ich recht deutlich: wozu hast du eigentlich die andern betonungsregeln gelernt? das ist doch keine kunst, wenn der dichter sich nicht danach zu richten braucht! aber weiterhin krähte kein hahn mehr danach, auch in mir nicht: es gab eben zweierlei betonungen. später liefs sich ja dann ein vers darauf machen: das lateinische ist das herlichste beispiel, wie eine metrische 'grundtatsache', die natürliche betonung, durch die gewalt einer fremden verskunst ausgerottet werden kann; und im griechischen hilft man sich mit dem nebeneinander von musikalischem und dynamischem accent. um die wende des 16 und 17 jahrhunderts aber lag dem gebildeten leser wol ein andrer gedankengang näher: der lateinische vers hat eine andere betonung als die lateinische prosa; also auch der deutsche renaissancevers, der nach der antike geformt ist, eine andre als die deutsche prosa. denn der deutsche renaissancevers gehört mit dem lateinischen zur kunstlitteratur, nicht mit dem deutschen zur 'meistersingerei', oder wie man sonst schnöde sagen mochte, und der leser des deutschen renaissanceverses ist gebildeter lateinleser. so bei Weckherlin.

Wir wollen uns also auch nicht so sehr über Gesner entrüsten, dass er über den gesetzen antiker position die deutsche betonung des hexameters in die brüche gehn lässt, wenigstens nicht, solange wir selbst mit der unterscheidung von lang und betont nicht über den berg sind und etwa den *herscher im donnergewôlk Zeus* gelten lassen. wir wollen jenes a priori nicht anerkennen und auch den alternationsdichtern des 16 jahrhunderts mildernde

[1] ich halte gegen Kappe Zs. f. d. ph. 42, 407 ff daran fest, dass auch seine elisionstechnik der lateinischen nachgebildet ist.

umstände zubilligen: auch sie sind gewissenhaft-deutscher weise von einer theorie misleitet, die aus fremdem boden erwachsen ist: aus der gleichsilbigkeit der epischen verse, die bei Konrad von Würzburg ebenso von selbst aus dem iambischen rhythmus hervorgeht, wie allerlei lässliche misbetonungen, die dann in der folgezeit immer mehr einreifsen. geradezu eine probe auf diese herleitung ist die freiheit des unbeeinflussten niederdeutschen viertacters. mir scheint darum die misachtung, die K. den alten theoretikern entgegenbringt (s. 42 f), grundverkehrt, und ich möchte vielmehr behaupten, dass eine zusammenfassende metrische betrachtung vergangener perioden von ihnen auszugehn hat, wenn sie sich nicht anachronistisch täuschen will. gewis bedeuten sie selber nur halb zufällige, humanistisch entstellte, meist eng schulmeisterliche und obendrein schwer deutbare zeugnisse, und allerdings werden sich schwerlich viele würkliche dichter nach ihnen gerichtet haben, aber sie machen ja auch nur einen geringen teil der manifestationen aus, die die gewalt der theorie daneben in jedem verse niedergelegt hat, in dem sich natur und unnatur irgendwie schneiden. und irgendwie schneiden sie sich, wie K. an Waldis von neuem zeigt, auch bei den besten. wir wollen also den alternationsdichtern auch keineswegs damit helfen, dass wir sie wegleugnen. ich denke, es ist doch endlich nicht mehr die frage, ob die dichter des 16 jahrhunderts alterniert oder natürlich betont haben, und Hauffen, [Minor,] Saran, auch Köster würden wie ich wenig erfreut sein, unter alternations'partei' aufgezählt zu stehn. vielmehr ist jetzt übergenug material gesammelt [1], um sagen zu können, dass die dichter nicht alle unter einen hut zu bringen sind. ich habe sie (Euphorion 13, 440 f) in drei gruppen gebracht, aber auch das ist nur eine hilfsconstruction: in wahrheit stehn sie nach zwei polen zu verteilt, je nachdem in ihnen theoretische betrachtung und bildung oder einheimische sprach- und dichtkraft überwiegt, es finden sich auch leute, die theorie und praxis im reinen iambus zu vereinen wissen, ohne dass die sprache schaden nimmt, und wir sehen bei einigen das natürliche, dass sie sich nach dieser oder jener seite hin entwickeln, Fischart zu gröfserer freiheit, Waldis zu gröfserer gebundenheit und wider zur freiheit. aber im allgemeinen ist auf hochdeutschem gebiete die 8/9-silbigkeit des verses gesetz.

Freilich darf man nicht, wenn man diese verhältnisse überblicken will, wie K. verfahren, der die brutalen verse in Pfinzings 'Teuerdank' einfach von der betrachtung ausschliefst.

[1] das 16 jahrhundert steht darin besser da als die meisten andern, und specialarbeiten wären jetzt eher dem 15 und 14 jahrhundert zuzuwenden, zb. gäbe der 'neue Parzival' von Wisse und Colin einen prächtig befestigten ausgangspunct ab: da ist die unter den augen des bestellers entstandene originalhandschrift erhalten, und sie zeigt uns, sorgfältig durchcorrigiert wie sie ist, zugleich die schachte zu den metrischen anschauungen der zeit.

sie haben streckenweis, ob männlich oder weiblich schliefsend, acht, auch sechs silben:

Unfalo weiter fragen tét
Den Held: habt ir nit gélernét?

K. behauptet: das sind keine verse, das ist kein rhythmus, das ist papieren, fürs auge. wir aber sagen: nein, hier wird die sünde der 'aprioristischen annahme' heimgesucht, Pfinzing steht an dem einen jener pole, seine theorie stimmt zu Laurentius Albertus. aber das soll uns nicht hindern, die dargebotenen ersten grundlagen einer neuen untersuchung des 'Teuerdank' — davon ist Ks. arbeit zuerst ausgegangen — dankbar anzuerkennen: man würde die aufgabe einer kritischen edition mit allem zubehör gern in den händen eines solchen sicherheitscommissarius sehen.

Einige einzelheiten. dafür dass zusammengehörige reimworte statt gleicher orthographie, wie wir sie erwarten möchten, ungleiche aufweisen (vgl. Deutsche texte des mittelalters XVII, s. XXIII u. Anz. XXXV 36), erhalten wir hier s. 14 jüngere beispiele: *nha: yaget, szone: thron, radt: vorlate* u. dgl. — K. meint (s. 68), Waldis könne formen wie *mantl* nicht für einsilbig, *vergassn* nicht für zweisilbig gehalten haben, rechnet aber worte wie *einer, aber, über* u. dgl. als 'praktisch einsilbig'. das ist inconsequent, und jedenfalls bedeuten die schreibungen *mantl, vergassn, wassr* concessionen an die theorie. — hübsch die beobachtung (s. 34 und 108), dass und warum bei Waldis wie bei Goethe zweisilbigkeit am häufigsten in der zweiten senkung ist. — ein angehängtes letztes capitel versucht die gesammelten statistischen zahlen für datierungsfragen auszunützen.

Als referenten für diese dissertation zeichnen Köster und Sievers. sie ist wol unter Kösters leitung entstanden, und der verfasser bekennt im vorwort, dass er die sprachmelodischen untersuchungsmethoden nicht benützt habe, weil er sich dafür nicht genügend veranlagt und geschult erachte. Sievers hat dann die resultate teils bestätigt, teils abgelehnt. 'ich muss bekennen', sagt K., 'dass mir der einspruch öfters einleuchtend erscheint; wahrscheinlich würde ein durcharbeiten in der richtung dieser gesichtspuncte manches resultat etwas modificieren. aber dies in den rahmen meiner untersuchung, die einer bestimmten betrachtungsweise folgt, organisch einzuarbeiten, war nicht möglich; ich habe mir durch anmerkungen zu helfen gesucht.'

Charlottenburg, 4. V. 1911. **Georg Baesecke.**

Die Ostracher liederhandschrift und ihre stellung in der geschichte des deutschen liedes auf grund der handschriftlichen liedersammlungen des XVII und XVIII jahrhunderts untersucht von **Kurt Rattay.** Halle, Niemeyer 1911, XII u. 136 ss.

Die litterar- und musikgeschichtliche bedeutung handschriftlicher liedersammlungen hat seit einbürgerung des druckes nicht

aufgehört, sie hat sich aber naturgemäfs verschoben. es sind jetzt meist anspruchslose, für den hausgebrauch zusammengeschriebene liederhefte, die in ihrer unbekümmertheit um die öffentliche meinung bezüglich der wahl der stücke uns ein urteil über den unbeeinflussten intimen geschmack der kreise aus denen die schreiber stammen ermöglicht. bei der Ostracher sammlung ist nun allerdings nicht so, wie etwa bei der liederhandschrift des studenten Clodius, der schreiber genannt (es fehlen 4 blätter, darunter das mutmafsliche titelblatt), doch macht es der herausgeber wahrscheinlich, dass sie aus einer württembergischen klosterschule stammt und in den jahren zwischen 1740 und 1750 niedergeschrieben worden ist. erhalten sind 50 lieder (das recept nr 5 kann wol nicht mitzählen), dazu 47 melodieen, wobei auf nr 43 allein drei melodieen kommen. von den fünf liedern denen keine weise beigegeben ist, ist nr 28 laut anweisung nach der melodie von 27 zu singen, ebenso jedenfalls 25 ('noch ein anders') nach der weise von 24, es erübrigen noch nr 3, ein in strophische form gebrachter strafsenruf, dessen gewis sehr einfache weise damals wol als allgemein bekannt galt, nr 46, dessen melodie offenbar auf dem fehlenden blatt 37 stand, und nr 41, das auch textlich unvollständig ist. die hs. zeichnet sich also durch eine nahezu vollständige berücksichtigung der musikalischen seite der lieder aus, was vielleicht ihren hauptwert bildet.

Der herausgeber bringt — es ist leider noch immer nicht selbstverständlich — auch die melodieen; sie stehn mit den gedichten unter dem zusammenfassenden titel 'Die texte' (s. 16—125). in würklichkeit enthält dieser abschnitt aber auch die anmerkungen zum worttext, während die bemerkungen zu den melodieen in einem schlussabschnitt untergebracht sind, der, um es gleich zu sagen, ein wenig knapp ausgefallen ist (s. 125—130).

Rattay teilt die lieder in drei gruppen: Moralisirende und Zeitenlieder — Volkstümliche stoffe und Volkslieder — Trinklieder und Quodlibets. ein verzeichnis am schlusse lässt dann die stücke nach ihrer reihenfolge in der hs. finden, und ein zweites verzeichnis gibt die liedanfänge alphabetisch geordnet. als gegenstück und ergänzung zu diesem wäre ein nachschlageverzeichnis der melodieanfänge erwünscht. soweit hat sich freilich bisher noch keine liederausgabe aufgeschwungen. dies dürfte hauptsächlich damit zu erklären sein, dass man sich über das einzuschlagende verfahren noch nicht einigen konnte. die preisaufgabe über 'die beste methode, volks- und volksmäfsige lieder nach ihrer melodischen beschaffenheit lexikalisch zu ordnen', hat weiland Oswald Koller sehr geistvoll zu lösen versucht[1]. er stellt ein system auf, das ich als umgekehrte algebra be-

[1] Sammelbände der Internat. musikgesellschaft IV 1 ff.

zeichnen möchte. wie in der algebra für wechselnde ziffern feste buchstaben gebraucht werden, so sollen in der widergabe der melodieanfänge statt der wechselnden tonbuchstaben (da ein volkslied bald in dieser, bald in jener transpositionstonart erscheint) feste ziffern eintreten, die die stufen vom (beliebigen) grundton aufwärts mit arabischen, abwärts mit römischen ziffern bezeichnen (ersteres schon in der generalbassschrift und besonders in dem Chevéschen elementargesangsystem benützt). Koller nimmt aber auch eine auswahl der noten vor, indem er nur die auf den guten tactteil fallenden verzeichnet, um varianten des liedes mit derselben formel einzufangen. abgesehen davon nun dass auch töne des guten tactteils variieren und auch töne auf schlechten tactteilen für das gesamtbild wichtig sein können, scheint mir die furcht vor dem auseinanderfallen gleicher melodieen bei verschiedener lesart nicht in dem mafse begründet und gewis nicht berechtigter als bei der alphabetischen ordnung der textanfänge. denn, tritt die abweichung im weiteren verlaufe des textes zutage, so rücken sie dank dem gleichen anfang schon sehr nahe zusammen. die fälle aber in denen die abweichung in den ersten noten enthalten ist, dürften nicht so häufig sein, und hier muss das gedächtnis nachhelfen. der häufigste fall ist in dem auftreten oder fehlen des auftactes zu sehen, dies trifft aber in gleicher weise die anfänge des worttextes zb.:

Elslein, liebstes Elslein mein,
Ach Elslein, liebstes Elselein.

Nun hat aber auch die algebraische ausdrucksweise an sich, ebenso wie die durch sie ersetzte buchstabennotation einen nachteil, den der unübersichtlichkeit. eine anordnung zum nachschlagen (man gestatte diesen ausdruck statt des unschönen 'lexikalisch') soll aber vor allem übersichtlich sein. wie rasch unterscheidet das auge auf dem liniensystem die gröfse der tonschritte, die für die anordnung das ausschlaggebende sein müssen! dabei können wir die manchmal recht heikle frage nach dem grundton gänzlich fallen lassen. überhaupt, je mechanischer das verfahren, desto mehr erfüllt es seinen zweck. als solches empfiehlt sich eine (für meinen gebrauch seit zwanzig jahren bewährte) anordnung, die von der tonwiderholung ausgeht, dann über den secundschritt zu immer gröfseren tonschritten gelangt, bei gleicher schrittgröfse die steigende bewegung (als das regelmäfsige bei melodieanfängen) vor der fallenden einreiht. ein derartiges verzeichnis der Ostracher lieder ergibt nachstehnde reihenfolge: 15. 30. 35. 45. 42. 19. 33. 4. 31. 12. 18. 47. 37. 23. 39. 7. 24. 43a. 44. 17. 50. 43b. 36. 9. 20. 6. 51. 43c. 49. 8. 13. 10. 32. 27. 34. 21. 38. 16. 2. 14. 1. 22. 29. 26. 48. 40. 11, wobei wir gleich bemerken, dass 20 und 6, sowie 42 und 45 in der ersten melodieenzeile übereinstimmen. nr 42 bringt die anfangszeile am schluss wider, aber um eine octav

höher. das lied erhält dadurch einen umfang von einer octav und einer sext. diese bei den Ostracher liedern öfter vorkommende eigentümlichkeit relativ grofsen tonumfangs erwähnt auch der herausgeber, ohne doch daraus, sowie aus der nicht besprochenen absolut hohen tonlage der melodieen den naheliegenden schluss zu ziehen, dass sie nicht ursprünglich für die singstimme, geschweige also zu den vorliegenden texten geschrieben sein dürften. wenn es in der erinnerung zu der sechsten zehn der liedersammlung 'Die Geharnischte Venus' (Hamburg 1660) heifst, die hohe lage der singstimme rühre von der französischen geigenart her[1], so sehen wir das, was sich dem leser von selbst aufdrängt, den instrumentalen ursprung quellenmäfsig bestätigt. bekanntlich ist die liedsammlung 'Singende Muse an der Pleifse' von Scholze-Sperontes vielfach durch unterlegung von versen unter spielweisen (tänze) entstanden. auch da sehen wir die hohe lage und den grofsen tonumfang, den der berühmte componist Telemann in der vorrede zu seinen 'Oden' (1741) verspottet, indem er von seinen melodieen rühmt, dass sie weder die höhe einer zaunkönigs-, noch die tiefe einer rohrdommelstimme erfordern[2].

Natürlich sind diese beiden eigenschaften nicht die einzigen zeichen instrumentaler herkunft oder wenigstens der anlehnung an instrumentale schreibart. man betrachte die geigenfiguren in nr 4 oder die schalmeiennachahmung in nr 12[3]. an den vom herausgeber in einer anmerkung (s. 126) angeführten tacten von nr 40 und 50 habe ich den instrumentalen charakter nicht finden können. es ligt wol ein druckversehen bei der tactbezeichnung vor, denn tact 1 von 50 ist gewis instrumental. die weise hat übrigens grofse ähnlichkeit mit Hillers ariette 'Ohne Lieb' und ohne Wein' aus dem singspiel 'Die verwandelten Weiber' von Weifse. der herausgeber findet in ihr eine ursprüngliche polonaise. gewis deutet auch hier der grofse umfang (c′—a″) und darin die bevorzugung der hohen töne c″—a″ auf eine instrumentale fassung hin. wie dem sei, die melodie ist dem text gut angepasst (oder wenn man will, umgekehrt) und die weitere von der Hillerschen weise abweichende führung ist dieser unbedingt überlegen, schon durch die fünftactige periode. beide haben dann gleicherweise nach dem mittelsatz die rückkehr zum hauptgedanken. es macht ganz den eindruck, als ob Hiller diese melodie gekannt und sie nach dem metrum des

[1] vgl. Krabbe Johann Rist und das deutsche lied (Berl. diss. 1910) s. 41 f, aufserdem Alfred Heuss in der einleitung zu den Kriegerschen arien (Denkm. deutscher tonkunst bd. 19, s. XII f). [2] vgl. Buhles ausgabe der 'Singenden Muse' in den Denkmälern deutscher tonkunst bd. 35/36 s. XIII anm. 2. [3] vgl. hierzu nr 1 meiner 'Kurzen betrachtungen zum deutschen volkslied' in der Liliencron-festschrift, Leipzig 1910, s. 215 ff.



Weifseschen textes, der inhaltlich mit den Ostracher, freilich sehr ungehobelten versen übereinstimmt[1], und nach dem verflachenden quadratisch-rhythmischen geschmack umgemodelt hätte. dass gleichzeitig mit der grofsrhythmischen zurückführung auf die formel 2×2 auch noch der dreiviertelfact in einen zweivierteltact umgewandelt wurde, benahm der melodie den gravitätischen schritt, der erst in parodistischer auffassung würken mochte, und machte sie so leicht eingänglich, dass sie ihre grofse beliebtheit erringen konnte. da wir schon beim vergleichen sind, so wäre noch der nr 9 zu gedenken, zu deren tact 10 ff schon der herausgeber die melodie aus dem Tafelconfect I 10 (Lindner MB s. 26) und Sperontes I 51 (tact 5 ff) heranzieht. ich habe gelegentlich an den vier anfangstacten dieser melodie die unbekümmertheit jener zeit um declamatorische gesetze gezeigt[2]. ohne den aufstieg auf dem dritten viertel des ersten und dritten tactes, also viel sangbarer finden sich diese vier (sequenzmäfsigen) tacte noch in unserer hs. nr 43a tact 5 ff, dagegen noch instrumentaler (auch der 2 und 4 tact hochgelegt) in Sperontes I 25 zweiter teil. zufällig erinnert der erste teil dieser melodie mit dem fanfarenartigen abstieg an nr 26 der Ostracher hs. ich möchte nicht mit dem herausgeber aus dem vorkommen gleicher melodiewendungen bei Sperontes und der Ostracher sammlung schliefsen, dass dadurch eine beeinflussung sogar der süddeutschen quellen (Tafelconfect) untereinander ausgeschlossen sei. der Schlesier Scholze und der Ostracher schreiber sind gewis möglichst entfernt von einander, aber die melodieen haben eine merkwürdige verbreitungskraft, zumal wenn wir noch die parodiemöglichkeit erwägen, derzufolge eine melodie von noch westlicherem ursprung nach Württemberg ebenso wie nach Leipzig gekommen und benützt worden sein mag. man braucht dabei nicht so weit zu gehn, alle lieder mit gleichem anfang zu einander in beziehung zu setzen, dann nämlich, wenn diese anfangsphrase rein typisch, formelhaft ist. eine solche eingangsformel ist das secundweise aufsteigen vom grundton zur quint im geraden tact mit oder ohne auftact[3]. dass nr 14 der Ostracher hs. diese formel aufweist, veranlasst den herausgeber, deren häufiges vorkommen zu erwähnen (s. 129); er scheint jedoch durch die beziehung auf Fleischers studie[4] dessen ansicht von einem zusammenhang zwischen den betreffenden melodieen zu teilen, während doch diese natürliche anfangswendung von verschiedenen unabhängig

[1] strophe 3: *Trinkt ihr Brüder, singet Lieder,*
Singt von Wein und Lieben.
Wein ergötzt des Menschen Herzen,
Lieben lehret Lachen, Scherzen.

[2] Die deutsche liedweise (Wien 1904) s. 150 f.

[3] formel A in meinen darauf bezüglichen darlegungen aao. s. 114 ff.

[4] Sammelbände der Internat. musikges. I (1899) s. 34 ff.

gebracht worden sein kann. man sehe auch AKrieger III, 4 DDT bd. 19, s. 61.

Auch der tact 7 von nr 2 ist eine typische wendung, freilich keine anfangs- sondern eine schlusswendung, aber als solche unzählichemal in der musik vertreten (auch hier in der hs. noch in nr 6 z. 7). es wäre also die heranziehung der gleichen wendung tact 10 des quodlibets im Tafelconfect II 7 ungerechtfertigt, wenn diesmal nicht auch eine ähnliche wortzeile: *schweig aber mäuslestill* — *und schweigt nur mäuselstill* untergelegt wäre. zwischen nr 49 und Tafelconfect I 2 kann ich keine ähnlichkeit der tonfolge entdecken. doch lässt sich gewis die im Tafelconfect gegebene anweisung, wie die pausen auszufüllen seien[1], bei der sonst sehr merkwürdigen rhythmischen gestaltung des schlusses von nr 49 analog verwerten, vielleicht auch bei den ebenfalls ungewöhnlichen pausen in nr 17, wenn hier nicht ursprüngliche instrumentalbegleitung die cäsuren ausgefüllt hat. dagegen ist gleicher worttext und ähnliche tonweise, wie auch der herausgeber erwähnt, bei nr 8 und Tafelconfect II 13 ('Freu dich, mein Herz') vorhanden. die Ostracher melodie ist an sich leicht sangbar, volkstümlich und von schönstem ebenmafs. sie fordert aber noch mehr zur bewunderung heraus, wenn wir die weise des Tafelconfects heranziehen, die wie eine unbeholfene vorskizze dazu anmutet; die versetzte betonung *vérzag nicht* haben beide. so leicht dem abzuhelfen wäre, so möcht ich doch glauben, dass gerade diese stelle dem ganzen einen schlichten, altertümlich-herben einschlag verleiht[2].

Von diesem lied abgesehen, haben die meisten übrigen einen gemeinsamen, man möchte sagen familienzug. denn abgesehen von der schon erwähnten erscheinung, dass nr 6 und 20, sowie 42 und 45 je gleichen melodieanfang haben, wozu noch die gleichheit des schlusses von nr 4 mit dem anfang von 37 kommt, sind eine reihe von ähnlichkeiten in rhythmus, tonfolge und bau der lieder zu bemerken, auf die aber hier nicht eingegangen werden kann.

Das merkwürdigste stück der sammlung ist nr 43; es besteht aus drei liedern in dramatischer anordnung: der obrist gegen den deserteur, ihm die todesstrafe ankündigend — 'madame' bei ihrem gemahl um pardon bittend — der obrist um ihretwillen ihn gewährend. von den drei melodieen heben sich deutlich die zwei des obersten von der der madame ab (schon rhythmisch: $^3/_4$—$^2/_4$ tact). wir sehen also sogar eine charakteristik der personen, sodass man von einem kleinen liederspiel sprechen könnte, wol zu unterscheiden von der häufigen art des

[1] bei jedem pausen-achtel wird 'das erste mahl mit füssen getretten, das andere mahl gepfiffen und das dritte mahl gelachet'. [2] als dritte entwicklungsstufe dieser melodie habe ich seither 'ein sonatenthema bei Mozart' herangezogen (Ztschr. d. IMG 1913 heft 9).

dialogisierens innerhalb eines von einer person vorzutragenden liedes, wie es besonders die volkstümliche lyrik alter und neuer zeit häufig aufweist.

Der wortlaut der lieder ist vom herausgeber absichtlich genau nach der hs., also unkritisch abgedruckt, um das bild der örtlichen aussprache des hochdeutschen nicht zu verwischen. die lieder sind zugleich 'eine reiche quelle des älteren oberschwäbischen dialekts'. inhaltlich bietet die hs. 'eine anzahl gänzlich neuer lieder und bildet für einige schon bekannte texte die früheste quelle'. andere fundorte sind bei den liedern mit dankenswerter bemühung zusammengestellt. ungewohnte ausdrücke sind unter dem strich erklärt. es bleiben noch einige übrig, denen deshalb ein fragezeichen in klammer beigesetzt ist. ich konnte der sache nicht nachgehen. doch dürfte gleich in nr 1 das wort *stehr* mit dem bei Rosegger vorkommenden *Steer* identisch sein; Rosegger als schneidergehilfe geht mit seinem meister auf die *Steer* d. h. in die häuser, wo sie bei der arbeit verköstigt werden. in unserem vers:

der Vatter heifst jetzt Herr Papa
undt geht all tag auf d stehr

bedeutet es wol: geht auf besuch, schmarotzt herum. nr 7, strophe 12 ist das *Ma* jedenfalls für *Mann* gesetzt; schwieriger ist die erste zeile. soll es heifsen: *Wie ist die ehlich Treu doch dran?* — oder: *Wo ist die ehlich Treu noch da?* nr 34, strophe 2 möchte ich statt *hätt: bätt* lesen ('betete, beten würde'). in dem 'Polnisch lied' (aus der Berliner hs. 734) ist die wendung *alle uns den rücken leck* (s. 96) ein leicht durchsichtiger deckausdruck; in demselben sinn wird heute noch die phrase *blas mir den hobel aus* (nr 2, strophe 13) gebraucht und ebenso die einladung, auf die kirchweih zu kommen (nr 1, strophe 18); beide wendungen im süddeutschen wol allgemein bekannt. das madjarische *terendede (teremtete)* in nr 43a soll neben den französischen brocken zeigen, dass der oberst weit herumgekommen ist. ich breche hier ab. das interesse das die texte bieten, ligt mehr nach der culturhistorischen als nach der rein litterarischen seite. der herausgeber sagt mit recht, dass die melodieen ein höheres maafs der aufmerksamkeit in anspruch nehmen. die ausgabe, die alles in allem eine tüchtige leistung darstellt, ist daher zur vervollständigung insbesondere unseres schatzes an älteren liedweisen wärmstens zu begrüfsen. einige kleine versehen merke ich noch an: der auftact in nr 1 soll jedenfalls d (statt h) lauten, nr 26 zeile 2 letzte note gis (statt g), s. 11 z. 10 v. u. lies 46 (statt 45), s. 130 z. 10 v. u. tact 4 (statt 43). — bei gelegenheit der anwendung des wortes 'direct' (s. 128, z. 20) möcht ich erwähnen, dass dieser schädling vor nicht gar langer zeit im zeitungsdeutsch aufgetaucht ist und nun in das bessere schrifttum überzugreifen droht. früher nur in der bedeutung

'geradeaus' und 'unmittelbar' verwendet, wird es jetzt besonders stark für das übertragene 'geradezu' gebraucht und würkt in dieser anwendung 'direct unausstehlich'.

Prag, im october 1911. **Heinrich Rietsch.**

Leben und bildnis Friedrichs von Hagedorn von **Hubert Stierling.** [Mitteilungen aus dem Museum für Hamburgische geschichte, hg. vom director prof. dr. Otto Lauffer. n. 2. — auch: 4. beiheft, 2. teil zum Jahrbuch der Hamburgischen wissenschaftlichen anstalten. XXVIII. 1910.] Hamburg Gräfe und Sillem, 1911. 102 ss. 4°.

Man durfte kaum erwarten, noch so viel neues und beachtenswertes über Friedrich von Hagedorn erfahren zu sollen, wie diese schrift enthält. einzelheiten sind es zwar nur, materialien zu einer biographie; aber jede mitteilung erscheint in solcher beleuchtung und mit solcher erläuterung, wie nur ein kenner von Hagedorns ganzem wesen und leben sie geben konnte. eine genaue würdigung der litterarischen bedeutung des dichters scheidet St. aus; in die betrachtung der werke lässt er sich nur dann ein wenn er unveröffentlichte briefstellen vorzulegen hat. aber so fragmentarisch seine betrachtung hier auch bleibt und bleiben will: manche feine anregung ist doch zu finden. richtig betont wird zb. die bedeutung, die Hagedorns moralische gedichte für ihn selbst und für die zeitgenossen hatten; und seine hohe schätzung Klopstocks und Miltons, sein zusammenhang mit der Wolffischen philosophie erhält hierdurch das rechte licht.

Der hauptteil von Sts. buch zerfällt, wie schon der titel andeutet, in zwei teile: beiträge zur biographie und zur ikonographie. sorgfältig und kritisch findet sich der vf. mit dem oft sehr unzuverlässigen material ab. und da ist gleich der erste beweis unwiderleglich: mit dem adelsanspruch der familie Hagedorn ist es nichts; damit fallen denn auch alle combinationen, die den besonderen charakter Hagedornscher gedichte aus ererbter feudaler gesinnung ableiten wollen. der dichter stammt nicht aus einem alten niedersächsischen ritterbürtigen geschlecht, sondern erst 1610 hat sich sein urgroſsvater Philipp Johann Hagedorn, der begründer der dänischen linie der familie, einen stammbaum zusammengestellt, der als reines phantasieerzeugnis zu bezeichnen ist. die herkunft von den Botkams, die heldentat eines mitgliedes dieser familie vor Belgrad im jahre 1438, die verleihung des namens Hagedorn, des adels und eines redenden wappens im jahre 1439 durch kaiser Albrecht, und ebenso die dann folgende reihe von descendenten mit ihren ehefrauen und ihren ämtern und würden, das alles löst sich in dunst auf. auch der versuch von Philipp Johanns enkel, Hans Statius, sein geschlecht von den schweizerischen und schwäbischen Hagendorns

und Hagentorns herzuleiten, ist eitel phantasterei. die familie scheint vielmehr aus Niederdeutschland, vielleicht aus Westfalen zu stammen und war bürgerlichen standes. die söhne des Hans Statius aber, der dichter und der Dresdener kunstgelehrte, übernahmen das adelsprädicat als etwas gegebenes, Friedrich mit ziemlicher gleichgiltigkeit, Christian Ludwig in seiner höfischen lebenssphäre mit eifersüchtigem anspruch.

Solche genealogische studien können uns noch viele dienste erweisen, wenn weiterhin, wie seit einigen jahren, die vererbungslehre gegenstand des interesses sein und anspruch auf den rang einer würklichen wissenschaft erheben sollte. in der familie Hagedorn ist das weiterleben gewisser typischer eigenschaften ganz auffällig, wie schon 1896 Louis Bobés ausgabe der Ahlefeldtschen memoiren ahnen liefs und wie St. jetzt genauer nachweist. zu des dichters vorfahren gehörte nämlich eine anzahl leute von besonders leichten sitten. er konnte wie Goethe sagen: *Urahnherr war der Schönsten hold; das spukt so hin und wieder.* sein urgrofsvater war ein ganz lockrer patron gewesen, der seinem herrn, Detlev von Ahlefeldt, 4000 thaler veruntreute, die er mit dem höchst unwürdigen seelenhirten Johann Rist in Wedel verprasste, bis er weggejagt wurde. und auch seine gattin Anna nahm das leben von der leichten seite und stand in galanten beziehungen zu dem pastor Rist, dessen zweite frau sie wurde. wenn Hagedorns grofsvater Johann Ernst den eindruck eines gefestigteren mannes macht, so schreibt sich das vielleicht davon her, dass ihn das kriegshandwerk, das er sich zum beruf gewählt, in eine strengere schule nahm. des dichters vater aber, Hans Statius, der weitgereiste, war widerum ein lebenslustiger, anfangs leidlich wohlhabender, bei seinem frühen tode ganz mittelloser herr.

Bei den beiden brüdern nun, dem dichter und dem galeriedirector, die, trotzdem sie in verhältnismäfsig jungen jahren auf nimmerwiedersehen von einander getrennt wurden, sich doch herzlich zugetan blieben, tritt als erbe das ungleiche temperament der eltern deutlich zu tage. Christian Ludwig, der jüngere, artet der mutter Anna Maria nach, über die uns Litzmanns hübsche briefpublication schon 1885 unterrichtet hat. als eine beschauliche natur, der die ruhe des gemüts besonders wertvoll war und die mit tiefer frömmigkeit viel eignes nachdenken verband, so steht sie vor uns. an weltklugheit und bildung ragte sie weit über den durchschnitt der damaligen frauen Hamburgs hinaus. und wenn sie sich auch in die beschränkten verhältnisse, in denen ihr mann sie zurückliefs, tapfer hineinfand und aus der hübschen wohnung am Gänsemarkt hinaus vor die stadt nach dem wolfeileren St. Georg zog: ihr standesbewustsein, das gefühl ihres vermeinten adels nahm sie doch mit. sie machte ansprüche an das leben und beeinflusste dadurch ihren

jüngeren sohn, der von jugend auf in wohlgeordneter lebensführung daherging. über ihn, dem inzwischen dr. Moritz Stübel in Dresden eine ausführliche untersuchung gewidmet hat, fasst sich St. kurz.

Friedrich von Hagedorn aber ist, wie aus manchen neuen hinweisen St.s hervorgeht, ganz der sohn seines sorgloseren vaters gewesen. die drei lustigen universitätssemester in Jena sind gleich ein beredtes zeugnis. trotz der eignen späteren versicherung seiner solidität hat er hier doch ein ausgelassenes leben geführt und grofse schulden gemacht, die wol die ursache des frühen abbrechens seiner studien wurden. neues licht fällt auf diese Jenaer schuldenwirtschaft durch einen brief des professor Buddeus an den senior Winkler in Hamburg. die mutter scheint daraufhin den sohn im october oder november 1727 heimgerufen zu haben. — auch die beiden Londoner jahre, die schönsten in Hagedorns leben, rissen ihn aus der misere nicht heraus. nach seiner rückkehr war brotarbeit und demütigender kleinerwerb wider sein loos; die mutter war so tief verstimmt, dass ein zusammenwohnen mit dem sohn ihr unmöglich war. vollends dass er, als ihm das wasser an die kehle ging, eine hofmeisterstelle mit freier station und 200 thalern jahresgehalt bei dem englischen aufserordentlichen gesandten von Wich annahm, das erschien ihr nach den anschauungen jener zeit als eine tiefe demütigung. denn das war ein subalternamt in einer familie, mit der man früher auf gleichem fufs verkehrt hatte, ja, die die Hagedorns nicht einmal als ebenbürtig betrachteten. frau Anna Maria und ihr sohn Ludwig haben die stellung Friedrichs, in der er anderthalb jahre blieb, als eine schande betrachtet. der dichter selbst dagegen war unbesorgt darum, ob ein amt ihm zur zierde gereichte, wenn es ihn nur befriedigte und ernährte; verschuldet blieb er freilich sein leben lang trotz aller hilfe des jüngeren bruders.

Ganz der sohn seines lebenslustigen vaters blieb er auch, als er das amt übernahm in dem er dann bis an sein lebensende ausharrte, das eines sekretärs der 1567 gegründeten compagnie der 'Merchants Adventurers'. wie hier der dichter nicht nur äufserlich, durch seine vorliebe für die englische sprache und seinen übertritt zur high church, sondern auch seinem wesen, seiner neigung nach zum Halbengländer wurde, weifs St. recht lebendig zu schildern. der geborene Hamburger hat eben für diese dinge ein richtiges gefühl. Hagedorn war gefesselt durch die höhere geistige cultur dieser kreise und durch die freie weltmännische bildung, die damals in Deutschland noch selten zu finden war. freilich nahm er auch die üppige geselligkeit mit ihren reichen gastereien nicht ungern in kauf und hat damit ja leider den grund zu frühem siechtum gelegt. aus ungedruckten briefen fällt bei St. auch manches licht auf diese krankheit, eine

zunehmende wassersucht, die sich schon 1741 ankündigte, 1745 einmal recht bedrohlich wurde und dann 1754 zum ende führte. mag das leiden erblich gewesen sein, jedenfalls wurde es durch das wolleben gesteigert.

Trotz alledem ist es falsch, in Hagedorn immer nur den lebemann zu sehen und auch seine gedichte als eine poesie des leichtsinns zu charakterisieren. es war ein dankenswertes bemühen St.s, einmal die züge zusammenzustellen, die uns Hagedorn so zeigen, wie er den edelsten seiner zeitgenossen, wie er zb. Klopstock erschien, als der sokratische poet, der verfasser moralischer gedichte. hier geben die inhaltvollen briefe von Giseke neuen aufschlufs, die in den copieen Lappenbergs vereinigt erhalten sind und von denen St. zum ersten mal proben mitteilt. sie sind um so schätzenswerter, weil vielleicht die aufschlussreichsten bekenntnisse des dichters verloren sind, nämlich die briefe an Christian Ludwig, die der ängstlich correcte bruder verbrannte, wenn sie nach seiner ansicht compromittierende stellen enthielten. die wenigen abgedruckten schreiben an Giseke erwecken nun aber den wunsch, man möge die wichtigsten noch im original erreichbaren Hagedornschen briefe zu einer, gar nicht so umfänglichen, sammlung vereinen. in einer hamburgischen localpublication wäre gewis der platz dafür. denn, so seltsam es klingt, wir kennen von diesen briefen kaum einen im ganzen echten wortlaut. was Eschenburg bringt, sind auszüge und modernisierungen; und wie weit diese von den originalen abweichen, konnte ich feststellen, da die briefe an Gleim vom 17. jan. 1745 und an Fuchs vom 8. märz 1750 in meinem besitz sind.

Ganz in seinem element ist St. bei der beschreibung und würdigung der bilder Hagedorns. dies ist der ausgang seiner studien, und alles erreichbare hat er vereinigt. das erste Dennersche bild von 1741, das den dichter an einem tisch mit austern und einem umgestürzten römer, zugleich aber mit einem buch in der hand zeigte, ist verschollen. erhalten aber hat sich im Museum für hamburgische geschichte das zweite Dennersche porträt von 1742—44. gewis eine tüchtige leistung, die widergabe dieses stattlichen mannes im staatsgewand mit der perrücke, aus dessen nicht grofsen, aber klugen, heitern augen die genussfreude glänzt. dennoch wäre es zu bedauern, wenn dies bild sich zu sehr in der erinnerung festsetzte; denn die untere partie des sonst geistvollen gesichtes gehört einem schlaffen menschen, die militärisch straffe haltung einem corporal an. es ist kein einheitlicher und zutreffender ausdruck von Hagedorns wesen. St.s verdammungsurteil über den stich den Canale nach diesem Dennerschen bilde angefertigt hat, teile ich; aber ganz so elend wie seine reproduction s. 63 sie erscheinen lässt, ist die Canaesche leistung nicht. diese widerholung muss nach einer minder-

wertigen vorlage hergestellt sein; ich kenne abdrücke des stiches die sehr viel feiner sind.

Das Hagedorn-bild schlechthin sollte in zukunft das erste porträt von Van der Smissen (c. 1741) sein. hat man sich in dies bild, das gleichfalls im Museum für hamburgische geschichte aufbewahrt wird, erst hineingesehen, dann stimmt man ihm unbedingt zu. das spätere gemälde desselben meisters (c. 1752) kommt ihm nicht gleich, geschweige denn die immer jämmerlicher werdenden copieen. das s. 76 widergegebene pastellbild scheint mir nicht Hagedorn vorzustellen. eine äufserlichkeit macht besonders stutzig: wenn Hagedorn sich eine pelzmütze aufsetzte, zog er, so viel wir aus andern bildern erkennen, stets seine ohren mit in die kappe hinein und liefs sie nicht, wie auf dem pastell, vom kopfe abgebogen herausragen.

Die mancherlei mitteilungen St.s über geplante und meist nicht ausgeführte denkmäler für den dichter könnte man nur referierend widerholen; das gipsmodell zu der Börnerschen reliefplatte des Hamburger denkmals ist in meinem besitz.

Leipzig. **Albert Köster.**

Wilhelm Heinrich Wackenroder, Werke und Briefe. herausgegeben von **Friedrich von der Leyen.** Jena, Eugen Diederichs 1910. 8°. 334 und 256 ss. 8° — 6 m.

Im jahre 1797 erschienen bei Johann Friedrich Unger in Berlin ohne angabe eines verfassers die 'Herzensergiefsungen eines kunstliebenden Klosterbruders'. 1798 berichtete die 'nachschrift an den leser', die Ludwig Tieck dem ersten teil von 'Franz Sternbalds Wanderungen' anfügte, dass die 'Herzensergiefsungen' von ihm selbst und von seinem 'nun verstorbenen freunde' Wackenroder verfasst seien. *'Mein Freund'* heifst es hier, *'suchte in diesem Buche unsre Gedanken und seine innige Kunstliebe niederzulegen . . .; der Vortrag in den meisten Aufsätzen gehört ganz ihm. Von meiner Hand ist die Vorrede, Sehnsucht nach Italien, s. 23, Ein Brief des Malers Antonio und die Antwort, s. 52, Brief eines jungen deutschen Malers, s. 79, und die Bildnisse der Maler, s. 194.'* 1799 folgten bei Friedrich Perthes in Hamburg die 'Phantasien über die Kunst, für Freunde der Kunst. Herausgegeben von Ludwig Tieck'. Die vorrede bekannte: *'Von Wackenroder ist in der ersten Abteilung die erste und fünfte Nummer geschrieben, unter Berglingers Aufsätzen gehören mir die vier letzten an.'*

1814 trat in der realschulbuchhandlung zu Berlin ein buch hervor mit dem titel: 'Phantasien über die Kunst von einem kunstliebenden Klosterbruder. Herausgegeben von LTieck. Neue, veränderte Auflage'. die 'Vorrede' teilt mit, das buch enthalte *'die Aufsätze ausgesondert, welche von meinem verstorbenen Freunde herrühren, und nur im 15ten und 16ten, p. 146, gehört mir einiges,*

was ich ich jetzt, nach so vielen Jahren nicht mehr zu unterscheiden weiſs, ich erinnere mich nur, dass die Gedanken ganz von ihm herrühren, und ich nur einiges umschrieb und hinzufügte'. die beiden aufsätze nr 15 und 16 sind indes eben der 'Brief eines jungen deutschen Malers' und 'Die Bildnisse der Maler', die von Tieck in der nachschrift zum ersten teil des 'Sternbald' zu arbeiten seiner eigenen hand gestempelt worden waren.

Die angeführten tatsachen sind allbekannt. allein ich stelle sie hier zusammen, weil sie in der litteratur über Wackenroder meines wissens nirgends in gleicher weise an einem ort vereinigt erscheinen, am wenigsten in von der Leyens ausgabe. vdL. druckt wol die Vorrede der Phantasien von 1799 (I 197 f) und die vorrede der ausgabe von 1814 (I 199 ff) ab; doch das zeugnis des 'Sternbald' ist an keiner stelle seiner ausgabe gebucht. aus Tiecks mitteilung von 1814 aber wird, vermöge der flüchtigkeit die für vdL.s ausgabe bezeichnend ist, die bemerkung (I 212 anm.): 'in der ausgabe von 1814 hielt Tieck einiges aus dem brief und dem gedicht für das eigentum Wackenroders'. Tieck aber sagt, dass nicht dem freunde Wackenroder, sondern ihm selbst 'einiges' in den beiden stücken gehöre.

Die forschung neigt im allgemeinen dazu, Tiecks zeugnis von 1814 keinen glauben zu schenken und die beiden stücke, wie er selbst zu einer zeit, da noch nicht 'so viele jahre' vergangen waren, es angegeben hatte, ihm und nicht Wackenroder zuzuschreiben. der 'Brief eines jungen deutschen Malers' schreitet von der bewunderung katholischer kunst, die Wackenroder eignet, zu verklärung des katholischen cultus weiter. dem jungen Tieck bedeutete solche steigerung nichts besonderes und sie ist ihm wol zuzutrauen. im jahr 1814 mochte ihm indes viel daran liegen, Wackenroder für diese weiterentwicklung des romantischen programms mitverantwortlich zu machen. darum wol begnügte er sich nicht, die gedanken des briefes dem toten freunde zuzuschreiben, sondern er nahm den ganzen brief mit einer einschränkenden bemerkung in eine sammlung von schriften Wackenroders auf.

'Die Bildnisse der Maler' sind in versen abgefasst. schon deshalb scheint es nahezuliegen, dass Tieck der verfasser sei. über Wackenroders verse wird sofort noch ein wort zu sagen sein.

Die ausgabe von 1814 enthält überdies, ohne dass Tieck an dieser stelle irgend ein bedenken empfunden zu haben scheint, eine nummer der 'Phantasien', die er in der vorrede zu diesen für sich in anspruch genommen hatte: 'Ein Brief Joseph Berglingers'. Minor wagte in seiner ausgabe der 'Phantasien' (bei Kürschner bd. 145, s. 75 anm.) die ansprechende vermutung, dass Tieck später die wendung des vorworts der 'Phantasien': '*die vier letzten nummern*' misverstanden und durch einen

rechenfehler zu der annahme gekommen sei, nicht er, sondern Wackenroder sei der verfasser.

Drei nummern der gemeinsamen arbeit beider freunde also sind dank Tiecks ungenauigkeit strittig. freilich weist die forschung von heute im allgemeinen auch die dritte, den brief Berglingers, Tieck zu. vdL. aber schliefst sich nicht nur dieser ansicht an, er möchte (II 250 f anm.) auch noch glauben, dass trotz aller äufseren zeugnisse die 'Zwei Gemäldeschilderungen' der 'Herzensergiefsungen' auf Tiecks rechnung kommen. er stellt einen gedanklichen widerspruch zu einer äufserung, die sicher von Wackenroder herrührt, in der nummer fest und betont überdies, die verse dieser nummer zeigten die glätte und auch viel von der unpersönlichen art Tiecks.

Haben Wackenroders verse weniger glätte und persönlichere art? vdL. bietet uns nicht die mittel, diese frage zu beantworten. er erklärt vielmehr (II 253): 'die wenigen, sehr unbedeutenden, gedichte von Wackenroder und seine übersetzung eines schlechten englischen romanes erscheinen hier nicht. alles wissenswerte darüber steht bei Köpke (II 274) und Koldewey (s. 104. 117).' eine seltsame art, in einer ausgabe, die nicht werke Wackenroders, sondern 'Wackenroders werke' bringen will, mit dem text Wackenroders umzuspringen! über den roman 'Das Kloster Netley' (Berlin 1796), der sich sogar in unberechtigte ausgaben von Tiecks werken verirrte, hörte man endlich einmal gern etwas. auch ein wort über die weiteren romanübersetzungen, die in der zweiten auflage von Goedekes grundriss irrtümlich Wackenroder zugerechnet werden, wäre nicht unerspriefslich gewesen. wo soll über solche dinge auskunft gegeben werden, wenn nicht in einer gesamtausgabe Wackenroders? ganz unzweifelhaft aber sucht man in einer solchen sammlung die drei gedichte, die Koldewey anführt: 'Verzweiflung', von Koldewey nach einer handschriftlichen aufzeichnung Köpkes (s. 104) zum erstenmal veröffentlicht; 'Der Frühling', zuerst in Bothes Frühlingsalmanach für 1805 (wo noch?); 'Das Meer', von Tieck in den 'Straufsfedern' (VI 120 f.) und in den 'Schriften' (XV 230 f.) abgedruckt und harmlos verspottet.

Verse erscheinen neben den oben angeführten auch sonst noch in den 'Herzensergiefsungen' und in den 'Phantasien'; dort im 'Ersten Hauptstück' des 'Merkwürdigen musikalischen Lebens des Tonkünstlers Joseph Berglinger' fünf strophen an die heilige Cäcilia und drei strophen mit dem anfang *'Ach was ist es, was mich also dränget'*; hier im 'Wunderbaren morgenländischen Märchen von einem nackten Heiligen' drei strophen mit dem eingang *'Süfse Ahnungsschauer gleiten'*. beide aufsätze gelten als eigentum Wackenroders, und auch vdL. wendet sich nicht gegen diese zuteilung. aber er wirft die frage überhaupt nicht auf, ob diese drei gedichte minder glatt und dafür persönlicher seien

als verse Tiecks. noch mehr: er weiſs augenscheinlich nicht, verzeichnet es mindestens an keiner stelle, dass das gedicht *'Süſse Ahnungsschauer gleiten'* von Tieck in die Sammlung seiner 'Gedichte' (Dresden 1821—23, II 26 f) mit der überschrift 'Nacht' aufgenommen worden ist. die tatsache ist der neueren litteratur über Wackenroder nicht unbekannt. ein paar veränderungen lassen sich beobachten; sie sind wesentlich orthographischer art.

Der herausgeber von Wackenroders werken bleibt auf alle fragen die sich da auftun die anwort schuldig. noch seltsamer verhält er sich zu dem problem, das durch die eigentümliche art der ersten veröffentlichung von Wackenroders schriften dem herausgeber von Wackenroders werken sich darbietet.

Mindestens unsicher ist, nach den oben angegebenen tatsachen, wo die grenze zwischen Wackenroders und Tiecks anteil an den Herzensergieſsungen und Phantasien zu ziehen wäre. drei nummern teilte Tieck sowol sich selbst wie dem toten freunde zu. ebenso nahm er ein gedicht für sich in anspruch, das in einer unbestrittenen nummer Wackenroders erscheint. all das sollte zur vorsicht mahnen. obendrein schrieb Friedrich Schlegel, allerdings zu einer zeit da er über Tieck noch sehr kühl urteilte, am 13 april 1798 an seinen bruder Wilhelm: *'Antheil mag Tieck an dem Klosterbruder wohl etwas haben. Doch nicht so viel als er versichert, wie an den Bambocciaden. Doch glaube ich thätest Du besser, gar keine Notiz davon zu nehmen, da doch auch gewiß das Herz im Klosterbruder von Wackenroder ist, und die Art der schönen Sentimentalität so einfach und musikalisch kann Tieck gar nicht machen. Er ist nur so ein unbestimmter träumerischer Mensch, der denn doch viel Einbildung hat, und man kann am Ende nicht klug daraus werden, wie weit er Antheil hat oder nicht'* (s. 385). an einem solchen, aus nächster nähe abgegebenen zeugnis sollte ein philolog nicht ohne weiteres vorbeigehn. es beweist mindestens, dass alle grenzscheidung des anteils beider freunde noch weit bedenklicher ist, als es schon nach den oben mitgeteilten tatsachen sich darstellt.

Diese erwägungen drängen zu der frage, ob es überhaupt sich empfiehlt, die Herzensergieſsungen und die Phantasien zu zerstückeln. Tieck freilich hat es gewagt, aber nur spät, und in einem augenblick da er den stimmungen seiner jugend und der freundschaft mit Wackenroder ganz entwachsen war. hinzu kommt ein weiteres bedenken. Herzensergieſsungen und Phantasien sind historische tatsachen, die beiden sammlungen haben als ganze gewirkt, in beiden stimmt sich Tieck so bewust auf den ton Wackenroders, dass auch alles, was er sich selbst zuwies, zum guten teil geistiges eigentum Wackenroders bleiben muste. wer bezweifelt ferner, dass, mindestens innerhalb der Herzensergieſsungen, Wackenroder auch in Tiecks beiträge eingegriffen

habe? Wackenroders text widerum ist ebenso sicher in voller reinheit auch schon in den Herzensergiefsungen nicht anzutreffen. denn Tieck war ohne zweifel kein rücksichtsvoller redactor und fühlte sich in allen fragen der würkung auf die welt dem freunde derart überlegen, dass er dessen worte nicht mit der sorgfalt eines philologen vor veränderung bewahrte. wie wenige hätten in gleicher lage sich aller eingriffe enthalten! ich komme zu dem schlusse, dass ein vorsichtiger herausgeber heute nichts besseres tun kann, als Herzensergiefsungen und Phantasien in ihrer ursprüglichen gestalt widerzugeben. sind sie doch in letzter linie kunstwerke und müssen sie doch schon aus diesem grunde als runde ganze, als einheitlich gedachte organismen erhalten bleiben. als solche ganze waren sie einst der kunstbeflissenen welt eine offenbarung. dass jedes der beiden bücher seine individuellen eigenheiten hat, stellte fest und begründete Koldewey (s. 176); nicht umsonst gehe es von Herzensergiefsungen zu Phantasien weiter.

Nur zustimmen kann ich daher dem herausgeber von Wackenroders werken, wenn er den ganzen text der beiden bücher zum abdruck bringt. er begründet sein vorgehn (II 250 f) mit den worten: 'Die beiträge von Tieck sind bezeichnend für ihn selbst, für die romantik, für seine freundschaft und für die art, wie er mit den ideen Wackenroders umgieng. sie enthalten nicht allein gedanken, manche vielleicht auch worte und sätze Wackenroders, denn Tieck besafs ein erstaunliches gedächtnis.' bedenklicher schon scheint mir, dass vdL. Tiecks anteil unter der überschrift 'Die beiträge Ludwig Tiecks zu den Herzensergiefsungen eines kunstliebenden Klosterbruders und zu den Phantasien über die Kunst' als einen 'Anhang I' den Beiträgen Wackenroders folgen lässt. eine reihe von vermutungen wird damit unnötigerweise zur voraussetzung der anordnung des textes. ganz merkwürdig vollends ist die art wie Wackenroders anteil erscheint.

Zwei überschriften trennen ihn in zwei gruppen: von s. 1 bis 151 reichen 'Herzensergiefsungen eines kunstliebenden Klosterbruders', von s. 153 bis 194 'Phantasien über die Kunst für Freunde der Kunst'. ganz recht! aber unter der ersten überschrift erscheinen seltsamerweise zwei stücke aus den 'Phantasien' nämlich: 'Schilderung wie die alten deutschen Künstler gelebt haben' und 'Die Peterskirche'. sie sind zwischen die kunstkritischen aufsätze der 'Herzensergiefsungen' und den bericht über Berglinger, der die 'Herzensergiefsungen' in der erstausgabe abschliefst, hineingestellt; eine anmerkung (I 106) berichtet, beide stücke fänden sich nicht in der ersten ausgabe der Herzensergiefsungen, die an das vorhergehnde stück gleich den bericht über Berglinger anschlössen. 'Die schilderung von Albrecht Dürer', heifst es weiter, 'eröffnete dafür die Phantasien über die Kunst (ausgabe von 1799), ihnen folgten damals aufsätze

von Tieck, dann als fünftes stück die Peterskirche von Wackenroder, dann wider aufsätze von Tieck. wir reihen die beiden stücke ebenso ein, wie in der ausgabe der Herzensergiefsungen und Phantasien von 1814 Tieck sie eingereiht hat'.

Ich will nicht mit dem herausgeber wegen des ausdrucks 'ausgabe der Herzensergiefsungen und Phantasien von 1814' rechten. von Herzensergiefsungen ist weder auf dem titel der ausgabe von 1814 die rede, noch erscheint der ausdruck da als überschrift eines abschnitts. vielmehr scheidet diese ausgabe nur 'Aufsätze über Malerei und Kunst' und 'Aufsätze über die Musik', lässt dann freilich die einzelnen aufsätze in der reihenfolge der ersten drucke auftreten, bringt also da wie dort zuerst aufsätze aus den Herzensergiefsungen, dann aus den Phantasien. sie erweckt daher nicht wie vdL.s ausgabe den anschein, als ob in den Phantasien nur aufsätze über musik von Wackenroder stünden. diesen anschein erweckt vdL. die anmerkung auf s. 106 verhindert das nicht. auch einem nichtphilologen muss einleuchten, dass ein titel der von anfang an einer arbeit vorgesetzt ist, nicht willkürlich gegen den titel einer anderen arbeit desselben verfassers ausgetauscht werden darf. mit gleichem rechte könnten Heines 'Florentinische Nächte' unter die Reisebilder eingereiht werden; ja in diesem fall dürfte der herausgeber sich noch auf den vorgang der französischen ausgabe der Reisebilder, die nach Heines tod erschien, berufen, während doch selbst Tieck das wort 'Herzensergiefsungen' nicht nachträglich misbraucht, freilich aus den beiden titeln der sammlungen von 1797 und 1799 den mischtitel seiner auswahl von 1814 gemacht hat. immerhin hatte Tieck als arbeitsgenosse und mitverfasser bessere rechte zu titelveränderungen als ein herausgeber von heute.

vdL. aber verriet seinen geringen respect vor überlieferten titeln schon 1904, als er im gleichen verlag ein büchlein 'Friedrich Schlegel, Fragmente' veröffentlichte, unter dieser überschrift aber nicht etwa blofs Lyceums- oder Athenaeumsfragmente Schlegels abdruckte, sondern auch bruchstücke von anderen äufserungen des romantikers vorlegte. da indes das büchlein sich durchaus nicht an die wissenschaft wante, sondern nur in weiteren kreisen anhänger Schlegels werben sollte, konnte die wissenschaft sich begnügen, mit kopfschütteln den irreführenden titel festzustellen. die ausgabe der 'Werke und Briefe' Wackenroders ist indes augenscheinlich auch für wissenschaftliche zwecke bestimmt, mindestens steht sie einem künftigen versuch, Wackenroders schriften in wissenschaftlicherer form zu veröffentlichen, im wege. daher muss unzweideutig gesagt werden, dass wissenschaft mit solch willkürlich eingesetzten überschriften auch dann nichts zu tun hat, wenn anmerkungen den wahren sachverhalt verraten.

Was ist das überhaupt für eine mühselige und unübersichtliche art, dem leser mitzuteilen, wie die originalausgaben angeordnet waren! angaben, die an einer stelle beisammen stehn sollten, sind in eine reihe von anmerkungen verzettelt, die berichten, was in den originaldrucken vorangeht und nachfolgt und was aus einer der sammlungen in die andere übernommen worden ist. vielleicht meinte der herausgeber, er müsse einem zug der zeit und wol auch einem wunsche des verlegers nachgeben und den anschein philologischer formen ängstlich meiden. um wieviel einfacher, übersichtlicher und deutlicher sind indes philologische gebräuche als dies dilettantische gebahren!

vdL. beruft sich (II 250) auf die ausgabe von 1814, um seine anordnung zu rechtfertigen. dass er in der anordnung fehler begeht, die durch die ausgabe von 1814 nicht gerechtfertigt werden, ist jetzt wol zur genüge dargetan. ob es sich überhaupt empfiehlt, die ausgabe von 1814 zur textgrundlage zu machen, dürfte nach meinen auseinandersetzungen mindestens zweifelhaft sein. dass die ausgabe der die reihenfolge abgesehen ist oder sein soll, nicht für die feststellung des textes die entscheidenden wege weise, scheint vdL. zuzugestehn, wenn er (II 253f) bemerkt: 'zwischen den ausgaben von 1797, 1799 und 1814 bestehn nur geringe abweichungen, meist sind es irrtümer der späteren ausgabe, wir haben stillschweigend alles ins reine gebracht'. tatsächlich hält er sich enge an den text der erstdrucke, auch wo Tieck 1814 augenscheinliche druckfehler dieses textes berichtigt. im ersten aufsatz der 'Herzensergiefsungen', in 'Raphaels Erscheinung', heifst es 1797 (s. 19 f; bei vdL. I 7): *... sei er gewahr geworden, dass sein Bild der Madonna, das, noch unvollendet, an der Wand gehangen, von dem mildesten Lichtstrahle, und ein ganz vollkommenes und würklich lebendiges Bild geworden sei.* 1814 (s. 10) steht: *von dem mildesten Lichte strahle.* mag nun auch *Lichte* für *Licht* eine unberechtigte änderung bedeuten, die trennung der beiden wörter *Licht* und *strahle* scheint doch wol mit recht einen naheliegenden druckfehler von 1797 zu beseitigen. er lag nahe, da kurz vorher der ausdruck *himmlischer Lichtstrahl* in Wackenroders text erscheint.

Die eigenheiten der interpunction will vdL. 'bis in leichte inconsequenzen hinein' beibehalten haben. stichproben lehren, dass, wer die interpunction der erstdrucke kennen lernen will, immer noch sichereren boden in der ausgabe von 1814 findet, als bei vdL.

Tiecks beiträgen zu den Herzensergiefsungen und Phantasien schliefst sich in bd. I als 'Anhang II' der aufsatz Wackenroders über Hans Sachs an. nicht dem erstdruck von 1835, sondern der handschrift der Berliner königlichen bibliothek folgt der abdruck. nicht angegeben ist, dass diese handschrift dem nachlass Varnhagens angehört (vgl. LSterns verzeichnis s. 860).

Der zweite band enthält den briefwechsel von Wackenroder und Tieck, den seiner zeit von mir herausgegebenen brief Wackenroders an Sophie Tieck und einen 'Bericht Wackenroders über seine pfingstreise mit Tieck 1793'.

Wackenroders und Tiecks briefwechsel ruht im wesentlichen auf Holteis sammlungen der 'Briefe an Tieck' und der 'Dreihundert briefe aus zwei jahrhunderten'. neu kommt hinzu der erste brief von Tieck; Max Morris stellte ihn zur verfügung. dagegen irrt vdL. wenn er annimmt, dass brief 15 (II 103) — das original gehört der Königlichen bibliothek in Berlin — von ihm zum erstenmal abgedruckt werde. er ist schon in der Vossischen zeitung 1903, Sonntagsbeilage nr 19 veröffentlicht worden. brief 17 ist eigentum des herrn von Bernus; der besitzer stellte eine abschrift zur verfügung. brief 10 konnte nur in einem auctionskatalog von Henrici festgestellt werden. die fünf briefe die in Stargardts katalog von Alexander Meyer-Cohns autographensammlung (Berlin 1906, II 196. 198f) verzeichnet sind, werden von vdL. nicht in betracht gezogen. einer dieser briefe, das schreiben Wackenroders an Tieck vom 27 nov. 1792 (nr 19), erscheint auch in Liepmannssohns katalog nr 163, s. 59. hier ist angegeben, dass auf dem letzten blatt das oben erwähnte, von Koldewey nach Köpkes abschrift abgedruckte gedicht 'Verzweiflung' sich finde. es sei durchstrichen. die briefe 12, 22, 23 befinden sich im besitz Rudolf Wolkans; auch davon weiſs vdL. nichts.

Wolkan veröffentlichte auch vor kurzem (Süddeutsche monatshefte XI, heft 9, s. 262ff; vgl. Literarisches Echo XIV sp. 1503f) das tagebuch, das Wackenroder 1793 auf einer reise in Bayreuthische und Bambergische geführt hat und das gleich den drei briefen seit längerer zeit in Wolkans besitz ist. Meyer-Cohn besaſs überdies zwei briefliche reisebeschreibungen Wackenroders, die an dessen eltern gerichtet sind, eine 'Beschreibung einer kleinen Reise nach Nürnberg' (Nürnberg 22 juni 1793) und eine 'Reise nach Anspach und Nürnberg' (Erlangen 4 october 1793). neben diesem reichtum, von dem vdL. nichts zu ahnen scheint, wirkt der eine bericht an die eltern vom juni 1793, den er nach der handschrift der Königlichen bibliothek zu Berlin bringt, nachdem Koldewey s. 81 f. schon eine probe geboten hatte, etwas ärmlich [1].

[1] Ich bemängle nur, dass diese bibliographischen angaben fehlen, nicht aber möcht ich den anschein erwecken, als machte ich vdL. zum vorwurf, dass er nicht den autographenhändlern und autographensammlern nachgelaufen ist. ich selbst weiſs davon zu erzählen, was man erlebt wenn man handschriften neuerer dichter auf diesem wege zur vergleichung erlangen will. sollte das nicht bald besser werden, so dürfen wir künftig ruhig darauf verzichten, wissenschaftliche ausgaben auf dem feld der litteratur des 18 und 19 jahrhunderts herzustellen. mein vorwurf wendet



Weder anmerkungen noch ein register erleichtern die benutzung der ausgabe und vor allem der brieflichen urkunden. der herausgeber glaubte genug getan zu haben, wenn er ein 'Nachwort' anfügte; mehrfach konnte ich mich auf die unzureichenden angaben dieses nachworts beziehen. es versucht aber auch eine charakteristik Wackenroders, skizziert freilich nur raschhin ein paar der bekanntesten züge des frühverstorbenen. das geschieht so flüchtig, dass stilistische unmöglichkeiten unterlaufen. einmal ist zu lesen (II 249): '... Tieck besafs eine sicherheit, einen blendenden reichtum und ein gewinnend liebenswürdiges wesen, das ihm, dem schüchternen und scheuen, fehlte'. wahrscheinlich wollte vdL. etwas ganz anderes sagen. mir wenigstens ist nicht bekannt, dass der sohn des seilermeisters Tieck 'blendend reich' gewesen sei. und welch seltsames bild von Wackenroders wesen bekämen wir, wenn angenommen werden müste, dass 'blendender reichtum' ihm starken eindruck machen konnte!

Ich brauche zum schlusse dieser langen auseinandersetzung mein urteil wol nicht in einen satz zusammenzufassen. dass diese ausgabe wissenschaftlichen zielen nicht zustrebt, wissenschaftlich auch nicht zu verwerten ist, dürfte klar sein. wissenschaftlich denkenden wäre dieses urteil auch in weniger worten zu begründen gewesen, da ich indes annehmen muss, dass meine anzeige auch von anderen gelesen werde, muste ich selbstverständliches breit darlegen.

Dresden, 5. 7. 13. **O. Walzel.**

sich vor allem gegen die autographenhändler. sogar wenn längst gedruckte texte in betracht kommen, verwehren sie den zutritt zu den handschriften, als ob der kaufwert von autographen auf der tatsache beruhte, dass nur schlechte und unzuverlässige abdrücke vorhanden sind, und sie an wert einbüfsten, wenn sie genauer widergegeben werden. überdies lehnen die händler meist ab, die namen der käufer zu nennen; sie berufen sich darauf, dass die besitzer von gelehrten nicht belästigt werden wollen. tatsächlich wandern indes die wertvolleren stücke nur von einem verkäufer zum anderen. das weifs jeder der die kataloge der autographengeschäfte verfolgt. ich selbst habe auf der suche von handschriften meine erfahrungen gemacht, die eine nähere mitteilung verdienten, jedenfalls aber mir alle lust nahmen, mich weiter nach dieser richtung zu betätigen. darum gebe ich auch die geplante ausgabe der briefe Heines auf. mögen andere mit mehr geschick und mehr erfolg sich in diese kämpfe stürzen! ursache sind auch in diesem fall die geringen mittel unserer öffentlichen bibliotheken. selbst die begütertsten können auf dem gebiet der autographen wol liebhabereien nachgehn, nicht aber systematisch sammeln was von rechtswegen aufbewahrung an geschützter und doch allgemein zugänglicher stelle verdient.

Caroline de Günderode. 1780—1806. Ouvrage accompagné de lettres inédites. Par **Geneviève Bianquis.** (Bibliothèque de philologie et de littérature modernes.) Paris, Félix Alcan 1910. **XI,** 507 pp. 8°. — 10 fr.

Im jahre 1894 gieng, was von den briefen Creuzers an die Günderode noch übrig geblieben war, an die Heidelberger universitätsbibliothek über, zugleich mit einer abschrift der gesamten correspondenz, in der einige, im original nicht an die bibliothek gekommene stücke allein erhalten, aus den erhaltenen originalen aber vielfach sätze, längere abschnitte, auch ganze briefe nicht aufgenommen sind. so berichtete Erwin Rohde im vorwort seines buches Friedrich Creuzer und Karoline von Günderode (Heidelberg 1896, s. XIV). Rohdes veröffentlichung brachte eine auswahl der briefe zum abdruck. Rohde meinte damals, für eine vollständige, unverkürzte veröffentlichung dieser briefe reiche das interesse nicht aus das sie erregen können. seitdem sind sechzehn jahre vergangen, in denen die romantik und alles was mit ihr zusammenhängt mode wurde. heute darf eine vollständige widergabe der briefe gewagt werden. wir wundern uns auch gar nicht, dass dieser aufgabe von Frankreich aus genügt wird. denn in Frankreich entstehn jetzt dauernd schwergelehrte arbeiten über neuere deutsche literatur, abermals besonders über romantische. die französischen dissertationen übertreffen gern ihre deutschen schwestern an umfang. in diesen weiten räumen ist somit auch platz für eine lange briefreihe. so umfassen nunmehr die seiten 253 bis 495 der monographie über die Günderode, die Geneviève Bianquis der Pariser faculté de lettres vorlegte, die briefe Creuzers an die unglückliche freundin.

All das ist begreiflich, aber nicht gerade erfreulich. zahllose unnötige neudrucke romantischer briefe werden uns in Deutschland vorgesetzt, aber ein gröstenteils ungedruckter briefschatz findet zunächst nur im ausland unterkommen. wir wären fortan genötigt, in dem ungefügen wälzer von Geneviève Bianquis diesen briefen nachzugehn, hätte nicht eben noch ein Deutscher, Karl Preisendanz, unter dem titel 'Die liebe der Günderode' (München 1912) eine neue ausgabe dieser urkunden besorgt. Preisendanz stellt aber seiner vorgängerin kein sehr günstiges zeugnis aus.

In ERohde hatte der abdruck der briefe Creuzers einen strenggeschulten classischen philologen zum gewährsmann gehabt. ihm war sorgfältige und wolüberlegte behandlung des textes zuzutrauen. die neue herausgeberin aber berichtet, dass Rohde durchaus nicht immer die originale herangezogen, sondern vielfach die erwähnte alte abschrift zur grundlage genommen habe. sie möchte selbstverständlich besseres bieten; und sie erhebt den anspruch, wo sie von Rohdes lesungen abweicht, dem echten text

zu folgen. ferner gelangt sie vielfach zu anderen datierungen, druckt die briefe in stark veränderter reihenfolge ab und bringt gelegentlich an verschiedenen stellen, was bei Rohde als ein einziges schreiben erscheint. selbstverständlich war das nicht nur ihr gutes recht, vielmehr sogar ihre pflicht. sie weifs auch, dass ihre datierungen falsch sein können. allein der nächsten aufgabe einer strengwissenschaftlichen veröffentlichung (und das ist doch der abdruck im rahmen einer dissertation) ist die herausgeberin nicht nachgekommen: dem nachprüfenden die mittel in die hand zu geben, ihre arbeit und ihre eingriffe verfolgen zu können. Preisendanz verzichtet leider auch auf eine durchgehnde rechtfertigung seiner wesentlich verschiedenen anordnung und datierung. 'die ausführung sämtlicher für und wider könnte eine dissertation an sich ergeben', sagt er. ich fühle mich nicht veranlasst, an dieser stelle den einzig fördernden weg zu betreten, nämlich die Heidelberger papiere heranzuziehen. bedenklich erschien mir manches an der arbeit der Französin, auch ehe ich die neue ausgabe kannte; und zwar hatte ich den eindruck, dass da und dort Rohde aus bewuster absicht und mit recht anders anordnet, als der neue text es tut. mein zutrauen zu der textkritischen überlegenheit der herausgeberin war von vornherein gering. Preisendanz bestätigte meine vermutungen. in dem brief vom 13 mai 1806 heifst es bei Rohde (s. 96): *Verdruss darüber, dass das Kommen oder Gehen, das Nahe- oder Fernesein, Reden oder Schweigen der Familie . . . Dir noch nicht eine ganz gleichgültige Begebenheit geworden* —. bei G. Bianquis (s. 460) fehlen die worte *Reden oder Schweigen.* und doch war kaum anzunehmen, dass sie von dem verfasser der alten abschrift hinzugetan worden seien. damit wird (im vorhergehnden satz) auch *Güte* verdächtig an stelle von *Gutheit;* sollte das ungewöhnlichere wort auf den abschreiber zurückgehn? citiert Creuzer tatsächlich (s. 441) falsch: *'tecum morior libens'* oder list Rohde (s. 91) richtiger *'moriar'?* Preisendanz' · text stimmt an diesen stellen mit Rohde und nicht mit der Französin überein.

Der undankbaren, aber unerlässlichen pflicht eines herausgebers, seinen text zu erläutern, ist die Französin so gut wie gar nicht nachgekommen. hätte Rohde ihr nicht vorgearbeitet, ihre anmerkungen wären noch dürftiger ausgefallen. wenn Creuzer schreibt: *Clemens geht nächstens nach Berlin. — Ein neuer Brief von Arnim ruft ihn* (s. 255), so war doch dieser brief zu bestimmen; er steht bei Steig I 112 f und stammt vom 20 sept. 1804. allein Steigs buch scheint der herausgeberin überhaupt nicht zur hand gewesen zu sein. denn sie verweist einmal (s. 288; es ist von dem pastor Bang und dem 'Erdbeerenmädchen' die rede) auf das citat eines briefes von Brentano an Arnim, das in Oehlkes monographie über Bettine (s. 238)

sich findet, nicht aber auf Steig (I 125 f). wenn der text von dem 'Goetheschen urteil' über die Günderode spricht (s. 258), wird man mit einem hinweis auf einen aufsatz von Steig abgespeist, nicht aber wird die richtige seitenzahl (Euphorion 4, 361 f) angeführt, und völlig ist verschwiegen, dass es sich gar nicht um ein 'Goethesches urteil' handelt, sondern um eine besprechung der Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung, deren verfasserin nach Steigs vermutung Lisette Nees von Esenbeck war. der brief Goethes an FHJacobi, den Creuzer am 1 dec. 1805 in abschrift an die Günderode sandte (s. 385) und von dem Geneviève Bianquis auch s. 234 spricht, wäre leicht zu bestimmen gewesen; aber auch da sucht man vergeblich nach auskunft. dieser brief fand sich tatsächlich in dem nachlass der Günderode. Creuzer also hat ihn der freundin geschenkt.

Selbstverständlich verzichte ich auf jede vollständigkeit bei diesen bemänglungen. was ich vorbringe soll nur beweisen, dass GBianquis einen zuverlässigen und gut erläuterten text nicht zu geben hat. dass die briefe als quelle von nachrichten aus dem Heidelberger kreis und vielleicht noch mehr als fundgrube für die geschichte deutschen gelehrtenlebens um 1800 sehr wertvoll sind, weifs die herausgeberin (s. 251 ff) hübsch und geschmackvoll darzulegen. die stimmung dieser bekenntnisse eines deutschen hochschullehrers aus der romantischen und zugleich von uns romantisch verklärten zeit der widergeburt Heidelbergs bezeichnet der brief vom 30 juli (Preisendanz: 23 juli) 1805: *Es ist ein elendes Leben, das eines Lehrers auf der Universität. Die Ursachen gehörig erörtert würden ein Buch anfüllen. Zweifach elend jetzt, da man dergl. Leute kauft zum Lärmmachen, zum Anlocken — wie englische Reuter — sie sollen bunt durch die Strafsen ziehen, ihre Künste anpreisen und anbieten und wer den gefährlichsten Sprung macht, der ist der Gott des Tages. Dreifach elend das Leben in einer neuen Universitätsstadt, die ein bisschen zu reden giebt — und den Fremden auf dem Wege liegt und warme Sonne hat für ruhesuchende berühmte Leute.*

Wie in der charakteristik der briefe, so ist Geneviève Bianquis überall da wo sie über die dinge zu sprechen hat, glücklicher als in deren philologischer zubereitung. ihre monographie über die Günderode ist ein gutes stück arbeit. auf etwa zweihundert seiten entwickelt sie zuerst das leben der Günderode, dann deren werke. dort ist von drei abschnitten einer den beziehungen zu den geschwistern Brentano gewidmet, einer der liebe zu Creuzer. hier gehn die gedichte der frühzeit voran, der reihe nach folgen die einzelnen dramen, den abschluss bildet die sammlung 'Melete'. ein paar bemerkungen über den stil schliefsen sich an. die darlegung von Carolinens erleben ist ruhig und sachlich, führt die tatsachen verständnisvoll vor und verzichtet darauf, in

die letzten tiefen der seele hinabzuleuchten. fragen psychologischer art, die Rohde einst aufgeworfen hatte, werden nicht beantwortet. die betrachtung des tragischen ausgangs sucht licht und schatten gleichmäfsig zu verteilen. Creuzer habe sich als ehrenmann bewährt, der sich mehr um Carolinens dauerndes glück sorgte als um sein eigenes. sie freilich habe die grofsmut seiner absicht bis zuletzt verkannt. da sei ihm gelegentlich die geduld ausgegangen. 'Ne va-t-il pas s'aviser, quelques jours avant la mort volontaire de Caroline, d'être jaloux d'un passant, Seckendorf, d'un journaliste, Julius, d'un professeur français Lignac, et qui sait? peut-être de Clément Brentano lui-même' (s. 81.). bald klagt er bitter, dass er bei ihr keine verständnisvolle sympathie mehr entdecke. nun gibt ihm Caroline den letzten und höchsten beweis ihrer liebe: sie bricht um seinetwillen mit Bettine. doch Creuzers erkrankung macht auch diesen schritt zwecklos. geschwächt durch die krankheit und durch eine sittliche und moralische krise, in der ihn wegen der vernachlässigung seiner ehelichen pflichten angesichts der duldsamen ergebenheit seiner frau gewissensbisse gequält hatten, müde endlich dieser jahrelangen zwecklosen kämpfe lässt er der geliebten schreiben, dass alles zwischen ihnen zu ende sei. Carolinens selbstmord war die antwort.[1].

Man sieht: überraschend neues hat Geneviève Bianquis über den lebensausgang der Günderode nicht zu sagen. desto ergiebiger ist was sie über die werke vorbringt. zum erstenmal bietet sie eine zusammenfassende und zugleich ins einzelne gehnde betrachtung. gut versteht sie es, die ersten versuche der dichterin auf durchgehnde gedanken zurückzuführen. sie weist den inneren zusammenhang mit der romantik und zwar zunächst mit Novalis und Schleiermacher nach, übersieht dabei nicht, wieviel auch für die form dieser dichtungen Schiller bedeutet. die dramen sucht sie in erklärender widergabe ihres inhalts zu erfassen, und auch an ihnen bewährt sich ihre kenntnis romantischer gedanken. in der sammlung 'Melete' verfolgt sie die linien weiter, die sich bei der untersuchung der anderen dichtungen ergeben hatten,

[1] Aus DKraliks und FLemmermayers 'Neuen Hebbel-dokumenten' (Berlin und Leipzig 1913, s. 19) sei hier eine interessante nachlassnotiz angeführt. Hebbel, in dessen tagebuch (12 april 1863) der bericht über das ende der Günderode aufnahme fand den Heinrich Voss an frau von Wolzogen sante, plante sichtlich eine dramatische darstellung des vorgangs. die nachlassaufzeichnung ist überschrieben 'Günderode. Popular-Stück.' und sucht der gattin Creuzers gerecht zu werden. sie lautet:

Die Frau, als sie die keimende Liebe bemerkt, scheint stumpf, weil sie ihren Schmerz unterdrückt.

Wie er erkrankt und das Mädchen ihn pflegen will: ihn trete ich ab, meine Pflichten nicht. wenn er durch meine Pflege wieder hergestellt ist, sollen Sie ihn empfangen.

Der tiefblick des menschenkenners erschaut da eine verborgene möglichkeit, die der deutung des ausgangs wol zugute kommen könnte.

kann wider auf Novalis und Schleiermacher hinweisen. ihnen aber nunmehr auch Schelling anreihen und zeigen, wie diese ganze gedankenwelt durch Creuzer eine besondere form gewinnt. das eigentlich litterarische verdienst der Günderode enthüllt sich ihrer biographin in der tatsache, dass sie sofort in lebendige dichtung umgesetzt habe, was bei Creuzer wissenschaftliche forschung, gelehrsamkeit und abstracte philosophie geblieben ist. das beste an ihrem werk aber sei das persönlichste: ein paar strophen, die aus dem herzen strömen und in denen sie ihre seele ausgesprochen hat.

Vorzüge und schwächen dieser ganzen ergründung des schaffens der Günderode ergeben sich leicht, wenn man die arbeit der Französin mit einer untersuchung zusammenhält, die ungefähr gleichzeitig in Deutschland hervortrat. Erich Regen beschäftigt sich im 26 heft der germanischen abteilung von Eberings 'Berliner Beiträgen' nur mit den dramen der Günderode. er ist weit mehr geneigt, den einflüssen nachzugehn die auf die dichterin stofflich gewirkt haben. mancher bemerkenswerte hinweis glückt ihm, über die quellen des 'Mahomed' weifs er weit mehr zu sagen; er nennt beim 'Udohla' auch Voltaire, während die Französin die stoffliche verwantschaft mit der 'Zaïre' nicht erwähnt. freilich geht Regens belesenheit an mancher stelle zu weit und erweckt leicht den eindruck, als ob die Günderode bei aller welt anleihen gemacht habe, oder auch dass Regen selbst, um seine kenntnisse zu zeigen, möglichst viel entlegene namen und titel heranhole. Geneviève Bianquis versteht es widerum besser als der Deutsche, die gedanklichen zusammenhänge aufzudecken und in ihrer inneren bedeutung zu erfassen. völlig überlegen indes ist ihr Regen wo es sich um die künstlerische form handelt. sein abschnitt über metrik, sprachliches und stil ist der betrachtung des stils der Günderode die von der Französin geboten wird, weit vorausgekommen. hier glückt ihm auch, den einfluss zunächst Goethes und Schillers würklich mit erfolg nachzuweisen, und besonders über die verwertung des chors im 'Mahomed' zu sagen was wir bei Geneviève Banquis schmerzlich vermissen. über den dramatischen vers der Günderode und über die mängel die im vergleich mit Schillers jamben ihm anhaften, wäre noch manches auch nach Regen zu berichten. er wäre da weiter gekommen, wenn er bei der prüfung der form dieser dramen den romantischen versuchen mehr aufmerksamkeit geschenkt hätte. überhaupt scheint in Regens belesenheit die romantik nicht ganz auf ihre kosten zu kommen.

Die französische arbeit enthält noch vier excurse, die diese oder jene kritische einzelfrage beleuchten und auch nach Oehlke eine chronologische tabelle der briefe von Bettinens buch über die Günderode versuchen. etwas pedantisch möchte die verfasserin die abweichungen, mit denen Bettine stellen aus den dichtungen der

freundin anführt, in gruppen ordnen. da erscheint wie absicht Bettinens, was sicher nur ungenauigkeit und flüchtigkeit war.

An der tüchtigen leistung, die in der untersuchung Geneviève Bianquis' vorliegt, rächt sich leider die unorganische verkopplung mit dem text von Creuzers briefen. da dieser text später gesetzt, ja vielleicht sogar später in ordnung gebracht wurde als die untersuchung selbst, muste hier immer nach Rohde citiert, und was bei Rohde fehlt, ausführlich abgedruckt werden. hätte man doch die briefe lieber in einem besonderen buch vorher veröffentlicht! oder noch besser: wäre diese veröffentlichung lieber von geschulter hand besorgt worden, ehe die monographie in den satz kam!

Dresden, 31. 10. 12. **O. Walzel.**

HEINE UND DAS JUNGE DEUTSCHLAND.

1. Heinrich Heines beziehungen zu E. T. A. Hoffmann. von dr. **Wilhelm Siebert.** [= Beiträge zur deutschen literaturwissenschaft hrsg. von E. Elster nr 7]. Marburg. Elwert 1909. VIII und 109 s. 8°. — 2,80 m.
2. Theodor Mundt und seine beziehungen zum jungen Deutschland. von dr **Otto Draeger.** [= Beiträge zur deutschen literaturwissenschaft hsg. von Ernst Elster nr 10.] Marburg, Elwert 1909. VI und 171 ss. 8°. — 4 m.
3. Gutzkows und Laubes literaturdramen von **Paul Weiglin** [= Palästra h. CIII]. Berlin, Mayer und Müller 1910. 174 ss. 8°. 4,80 m.

1. Die feststellung der beziehungen Heines zu Hoffmann wäre, als bloſse quellenuntersuchung aufgefasst, ein sehr dürftiges thema, zumal die allermeisten wörtlichen und gedanklichen entlehnungen bereits im rahmen umfassenderer untersuchungen über Heines vorbilder registriert worden sind. S. muste daher seine aufgabe in weiterem sinne fassen, und was er geben wollte, war offenbar eine darstellung der ähnlichkeiten und verschiedenheiten der zwei dichterpersönlichkeiten, aus der dann die bewusten oder unbewusten übereinstimmungen und abweichungen in beider art und weise einen stoff zu behandeln entwickelt werden sollten. dass es ihm gelungen wäre, die beiden individualitäten in anschauliche parallele zu setzen und dadurch neu zu beleuchten, lässt sich nicht behaupten. er hat nicht einmal vermocht, die tatsächlichen und unzweifelhaften anlehnungen vollständig aufzuführen bzw. deren aufführung durch andere zu ergänzen. — einleitend wird über die möglichkeit einer persönlichen bekanntschaft beider dichter gesprochen, die mit recht unentschieden bleibt. dann folgt eine zusammenstellung der urteile Heines über Hoffmann, die sich mit einer ausnahme schon sämtlich in O. zur Lindes von fleiſs und belesenheit zeugender Freiburger dissertation

(HHeine und die deutsche romantik) finden: S. kann diese arbeit überhaupt in ausgedehnter weise verwerten, was ihn nicht abhält, s. 88 dem verfasser eine böswillige einseitigkeit Hoffmann gegenüber vorzuwerfen. — sehr dürftig ist das 6 capitel 'Gefühle und lebensanschauungen beider dichter' ausgefallen, das doch nach der oben angedeuteten weiteren auffassung des themas den kern hätte bilden sollen. das fruchtbarste gebiet für eine untersuchung 'Das verhältnis zur geschlechtsliebe' ist überknapp auf zwei seiten abgemacht, während doch hier der ort gewesen wäre festzustellen, welche grofse rolle im leben der zwei dichter erotische erlebnisse spielten, die sich bei beiden im allgemeinen auf sehr verschiedene weise in den werken spiegeln, wobei sich dabei aber doch im einzelnen anlehnungen bemerken lassen. so findet Heines manier, sich als anfangs begünstigten, dann verschmähten liebhaber zu zeichnen, bei Hoffmann ihr vorbild. Heine führt die treulose geliebte mit dem verlassenen wider zusammen, wobei nach anfänglich frostiger unterhaltung plötzlich das alte gefühl bei ihr durchbricht und sie das elend ihres jetzigen zustands erkennen lässt (Traumbild 3; ähnlich Lyr. Intermezzo 19); genau so schildert Hoffmann ein zusammentreffen des liebhabers mit der treulosen Julia im 'Abenteuer der Sylvesternacht': wie bei Heine, in vornehm steifer gesellschaft (Traumbild 3) bei rauschender musik (Lyr. Int. 20; Traumb. 5) treffen sich die liebenden wider. ein erkältend fremdes wort eröffnet das gespräch, bis mit einemmal Julias gefühle überströmen. — mit noch mehr nachdruck ist auf die bei beiden dichtern gleich consequente manier hinzuweisen, den ihnen vorgezogenen nebenbuhler auf jede weise verächtlich zu machen, zum toren und schurken zu stempeln. Abenteuer der Sylvesternacht: *In dem Augenblick schwankte eine tölpische, spinnenbeinichte Figur mit heraussstehenden Froschaugen herein, und rief, recht widrig kreischend und dämisch lachend: 'Wo der Tausend ist denn meine Frau geblieben?'* Traumbild 4 sieht Heine *ein Männchen, klein und putzig, Das ging auf Stelzen, Schritte ellenweit, Trug weifse Wäsche und ein feines Kleid, Inwendig aber war es grob und schmutzig. Inwendig war es jämmerlich, nichtsnutzig*' etc. Lyr. Int. 29 klagt er, die geliebte habe 'als bräut'gam den dümmsten der dummen jungen' umschlungen. im 'Kater Murr' noch rächt sich, wenn man so will, Hoffmann an der seine liebe nicht verstehnden Julia, indem er die ehrgeizige rätin ihre tochter dem idiotischen prinzen verkuppeln lässt; im 'Almansor' lässt Heine widerum den bevorzugten rivalen des helden als verächtlichen dummkopf erscheinen.

Auch in dem abschnitt 'Einzelne motive Hoffmanns bei Heine', wo S. nicht viel neues gegenüber dem von zur Linde uam. reichlich gebotenen material beibringt, liefsen sich ergänzungen anbringen: so könnte namentlich im anschluss an die s. 67 widerholte Sandvosssche parallele zwischen dem *'Ist der Herr des*

Teufels' des 'goldenen Topfs' und dem schluss des 'Seegespensts' eine zusammenstellung der mancherlei stellen bei Hoffmann und Heine gegeben werden, wo ein prosaischer ruf des alltags die trunkene poetische stimmung stört. auf die 'Sylvesternacht' zb. sei wieder verwiesen, wo der liebhaber, als *der Geist in ihm mächtig wird*, und er Julia *im wahnsinnigen Schmerz der Liebe festhalten will*, einen tee anbietenden bedienten zu fassen bekommt, der ihm zuruft *'Befehlen Sie?'* Heine und Hoffmann lieben derartige effecte sehr, und diese züge hätten zusammengestellt werden sollen: nicht als ob dadurch das thema in eine wesentlich neue beleuchtung gesetzt würde; aber wenn schon einmal ein buch über Heines beziehungen zu Hoffmann geschrieben wurde, so durfte doch auf diesem so kleinen gebiet späterer nachforschung nichts mehr zu tun übrig bleiben.

2. Dieses buch leistet mehr als der titel in aussicht stellt: erst der zweite teil (von cap. VIII ab) wendet sich der betrachtung von Mundts beziehungen zum jungen Deutschland zu, der erste, bessere und etwas umfangreichere behandelt das leben und schaffen des autors bis zum erscheinen der berüchtigten 'Madonna'. diese bedeutet bekanntlich den beginn des conflictes M.s mit der censur, der schon mannigfach gegenstand litterarhistorischer betrachtung gewesen ist, wogegen die litterarischen anfänge und die vor 1835 fallenden lebensschicksale des gescheiten und einflussreichen, dichterisch freilich nicht recht ernst zu nehmenden schriftstellers bisher nur oberflächliche betrachtung erfahren haben. Draeger füllt diese lücke gut aus, man folgt seiner lebendigen darstellung stets mit interesse. er charakterisiert gründlich Mundts kritische und politische journalistentätigkeit und würdigt ohne überschätzung die novellen jener zeit, für deren einige er triftig Tiecks einfluss annimmt. er verweilt etwas länger bei dem für Mundts innenleben einschneidendsten und schmerzlichsten ereignis jener zeit, dem selbstmord der Charlotte Stieglitz, als dessen grund er aber, auf den von Houben veröffentlichten briefwechsel gestützt, nicht eine unglückliche liebe der überspannten dichterin zu M. bezeichnen zu müssen glaubt. unter ausgiebiger verwertung von teilweise noch ungedrucktem material gibt D. sodann eine darstellung vom verlauf und schliefslichen scheitern des habilationsversuchs in Berlin. der das einst so berühmte schlagwort von der widereinsetzung des fleisches prägenden 'Madonna' ist das 7 capitel gewidmet, das 8 behandelt zusammenfassend M.s verhältnis zu den Jungdeutschen bis zu der zeit, in der diese, mehr infolge der sie gleichmäfsig bedrohenden nachstellungen von seiten der censur als auf grund gemeinsamer ziele und pläne, sich zu einer gruppe vereinigten; nähere beziehungen, die sich auch in schriftstellerischer nacheiferung äufserten, verbanden M. nur mit Wienbarg. von da an behandelt D. nur eine

specielle seite des in dem Geigerschen buche 'Das junge Deuschland und die preufsische censur' schon bearbeiteten themas; doch weifs er in vielen puncten durch neue heranziehung oder sorgfältigere verwertung handschriftlichen materials die behauptungen seines vorgängers zu berichtigen und dessen resultate zu vervollständigen. dazwischen wird der späteren novellistischen schöpfungen M.s, seiner nicht uninteressanten ansätze zu einer wissenschaftlichen deutschen stilistik, sowie seiner in diese zeit fallenden reisen nach Paris oder London gedacht. der kampf mit der censur wird bis zu dem augenblick verfolgt, wo M.s und seiner frau bemühungen die aufhebung der scharfen sonderbestimmungen gegen das junge Deutschland erzielten. der einschnitt den dieser zeitpunct in der schriftstellerischen tätigkeit M.s bedeutet, die man bis dahin jungdeutsch nennen mag, drängt sich bei der betrachtung seiner schriften auf und ist auch schon in früheren diesem autor gewidmeten skizzen bemerkt worden. man wünschte aber doch, dass Draegers darstellung, die, wenn sie nicht vollständig sein wollte, hier freilich am passendsten abbrach, als gegenstück zu der vorjungdeutschen jugendschriftstellerei auch die nachjungdeutsche dichterische und feuilletonistische tätigkeit heranzöge, der es ebenfalls an einer ausführlichen behandlung bisher noch gebricht. vielleicht erfüllt D. diesen wunsch später einmal; die betrachtung der historischen romane und der schilderungen aus dem zweiten kaiserreich würde sich zweifellos lohnen. um eine umfassende skizze von 'Mundts psychologie und lebensauffassung' zu geben, was D. im letzten capitel versucht, wäre die heranziehung dieser späten werke sogar notwendig gewesen. der kurze abschnitt ist schwach ausgefallen, die sonst tüchtige und selbständige arbeit hätte nicht nötig, sich unoriginell an eine einteilung zu klammern, die der herausgeber der 'Beiträge zur litteraturwissenschaft' sicher selbst nicht als kanonisch für derartige untersuchungen betrachtet wissen wollte, und deren auftreten in mehreren heften der sammlung doch einen etwas schülerhaften eindruck macht. anhangsweise werden noch ungedruckte materialien zur geschichte des jungen Deutschland veröffentlicht, die hauptsächlich Metternichs initiative und beteiligung bei der censurhetze in richtige beleuchtung zu rücken streben. so vermehrt D.s buch unsere kenntnis nicht nur der einzelpersönlichkeit Mundts, sondern der periode überhaupt in reichlichem mafse.

3. Was Gutzkow nach der vorrede zum 'Königsleutnant' an dem schaffen des alten Goethe vermisste, das zeichnete seine und überhaupt die jungdeutsche production zu sehr aus: nämlich berührung des poetischen wirkens mit der lebendigen gegenwart, active beteiligung des dichters an zeitfragen und stellungnahme zu ihnen in seinen schriften. die zeitprobleme die diesen autoren

am nächsten lagen, waren natürlich die das schaffen und die beteiligungsmöglichkeit des dichters betreffenden. es wird im vorliegenden buch (s. 170) mit recht betont, 'dass in einer parlamentlosen und censurgefesselten zeit die zugänglichste tribüne des theater war'. daher die vielen worte über litterarisches schaffen, censur und pressfreiheit die in den jungdeutschen dramen fallen, daher die vielen dichter und schriftsteller die in den historischen stücken Gutzkows und Laubes die literarischen ansichten aussprechen, die ihnen ihr dichterischer college und schöpfer eingibt. die W.sche arbeit macht es sich zur aufgabe, diese schriftstellertypen, die zum grösten teil wenn nicht selbstporträts so doch sprachrohre der verfasser sind, zu mustern und über diese art litterarischer bekenntnisse der Jungdeutschen zusammenfassend zu handeln. dies an sich enge thema wird dadurch erweitert, dass die in betracht kommenden hauptwerke aufserdem noch eingehend auf quellen und historische haltung untersucht werden. auch wird die besprechung der hierhergehörigen Gutzkowschen stücke im rahmen einer knappen gesamtdarstellung von G.'s dramatischem schaffen gegeben. gleich sein erstes erfolgreiches stück hatte einen dichter zum helden, Richard Savage, bei dem aber das menschliche interesse das tendenziöse bei weitem überwiegt; dagegen vertritt hier Steele den sehr markanten typus des weltläufigen, fortschrittlichen litteraten. es werden dann 'Zopf und Schwert' wegen der — von W. in ihrer geschmacklosigkeit richtig gekennzeichneten — Eckhofepisode, 'Uriel Acosta' wegen der Spinozascene kurz gestreift, während dem 'Urbild des Tartüffe' und dem 'Königsleutnant' eingehendste würdigung zuteil wird. sonst nur in beschränktem mafse lobredner der G.schen muse, stellt W. mit recht das erstere stück sehr hoch und lässt den 'kindischen' angriffen Paul Lindaus die verdiente abfertigung zuteil werden. diese beziehen sich namentlich auf G.s verhältnis zu dem Moliereschen stück, eine nicht leicht zu lösende frage, der W. grofse sorgfalt widmet. gegen Lindau und Houben (Gutzkow-funde) kommt er zu dem wolbegründeten resultat, dass es nicht nötig ist, einen von der uns bekannten form abweichenden 'Tartüffe' für das 'Urbild' vorauszusetzen. weiter erläutert W., dem hauptthema entsprechend, die damalige actualität des stücks, in dessen entstehungszeit es am preufsischen hof nicht an bigotterie und tartüfferie mangelte, und die verwantschaft zwischen dem persönlichen und dichterischen fühlen Gutzkows und seines Moliere. an dem von tendenz freigehaltenen 'Königsleutnant' interessiert W. hauptsächlich das verhältnis zu 'Dichtung und Wahrheit'. vorbilder für Thoranes sprache sieht er in Lessings Riccaut, in Raimunds Chevalier Dumont und in Bonjour aus Holteis 'Wienern in Paris' (s. 105). etwas näheres über die carikierung deutsch sprechender Franzosen fände man einmal ganz gern zusammen-

gestellt, damit man sähe, ob sich auch unsere dichter bestimmter typischen formen zur verhöhnung des deutsch radebrechenden Franzosen bedienen, was bei französischen schriftstellern, die schlecht französischsprechende Deutsche vorführen, zweifellos der fall ist. — die darstellung wendet sich zu Laube, dessen 'Gottsched und Gellert' und 'Karlsschüler' eingehend betrachtet werden. beide titelhelden des ersteren stücks waren natürlich als herolde jungdeutscher ideen nicht zu brauchen; die trotzdem zu tage tretende tendenz — es wird nichts geringeres als die einigung Deutschlands gefordert — ist unorganisch aufgepropft. den bezeichnendsten fall für einen tyrannisch eingeengten freiheitsliebenden dichter hat L. in den 'Karlsschülern' behandelt, die denn auch bei ihrem erscheinen actuell genug wirkten, um zur aufführbarkeit einer reihe von änderungen zu bedürfen (darüber s. 146 f). zu Gutzkow zurückkehrend bespricht W. endlich das Corneillestück 'Lorbeer und Myrthe' sowie flüchtig die litterarischen porträts in 'Ella Rose' und Laubes' Statthalter von Bengalen', worin die frage der freiheit und richtigen wirksamkeit der presse erörtert wird. es hätte dem thema nicht zu ferne gelegen, dabei etwa noch auf Laubes 'Böse Zungen' zu verweisen, woselbst gleichfalls (in einem erfundenen milieu, aber in anknüpfung an einen actuellen fall) von der presse und ihren wirkungen die rede ist und es sich zeigt, dass Laube auch für deren schlimme auswüchse nicht blind war. — im ganzen aber hat W. was zu dem thema zu sagen war erschöpfend und mit gewantheit dargelegt.

Berlin (Bonn). **Hermann Schneider.**

Gottfried Keller und Conrad Ferdinand Meyer in ihrem persönlichen und literarischen verhältnis, von **Paul Wüst**. Leipzig, Haessel 1911. 197 ss. 8°. 3,50 m.

Das mit anmerkungen und einem alphabetischen namenregister versehene buch gibt eine von feinem verständnis und völliger beherrschung des stoffes zeugende zusammenstellung fast aller biographischen und literarischen beziehungen der beiden dichter zueinander. dank der mithülfe schweizerischer verwanter und freunde derselben hat der reichsdeutsche verfasser die von ihm selbst erkannte klippe, die republicanischen verhältnisse unrichtig aufzufassen, glücklich umschifft.

Die einleitung warnt vor schlagwörtern, die dem einen oder dem andern nicht gerecht werden. die kunst beider erklärt W. als 'notwendigen ausfluss eines tiefen quelles, einer grofsen persönlichkeit'. 'nicht etwa mit einem festliegenden ethischen und künstlerischen mafse sollen die beiden gemessen werden: nur dass man sie beide des höchsten mafses wert halte, dürfen sie verlangen.'

In zwanzig capiteln bespricht W. fast alle in betracht kommenden puncte.

Das gemeinsame (cap. 1) ist, dass beide fest in der schweizerischen heimat wurzeln, zugleich aber 'ihre zugehörigkeit zum grofsen geistigen vaterlande' fühlen. beide wollen von einer eigentlich schweizerischen litteratur nichts wissen (sehr beachtenswert gegenüber dem neuerlichen versuche, eine geschichte der schweizerischen litteratur, der in deutscher und französischer sprache geschriebenen, zusammenzustellen[1]). Keller und Meyer begegnen sich ferner in ihrer vorliebe für die gestalten der reformation (ein vortrag von GBenz über 'CFMeyer als dichter des protestantismus' ist kürzlich als sa. aus dem Christlichen volksboten in Basel erschienen). trotz ihrer deutschfreundlichen gesinnung haben beide, vor allem Meyer, romanische einflüsse auf sich würken lassen. auf beide hat der frühzeitige tod des vaters eingewürkt; beide hatten eine verträumte jugend. beide haben als abgeschlossene werke epik und lyrik hinterlassen und vergeblich nach der palme des dramatikers gestrebt.

Dem gemeinsamen reihen wir gleich die gegensätze (cap. 10) an. Keller war impulsiv, Meyer zurückhaltend, scheinbar marmorkalt, und doch fehlt es auch seinen dichtungen nicht an beziehung zum eigenen leben, zb. 'Leiden eines Knaben'. Keller schildert wesentlich die gegenwart, Meyer die vergangenheit, was W. damit erklärt, dass der ältere dichter unmittelbar ins leben eingriff, der lehrer seines volkes sein wollte, während der jüngere nur als zuschauer in das getriebe der welt blickt. jener liebt das idyllische, dieser das pathetische; jener neigt zu abschweifungen, dieser geht meistens direct auf sein ziel los. Keller war bäurischer herkunft, daher derb und gesund, Meyer ein städter von feiner familie, daher rücksichtsvoll, dabei krankhaft sensibel, 'mimosenhaft' wie es s. 101 heifst.

Dem äufsern entspricht nicht ganz das innere. die schriften Gottfrieds verraten eine unerwartete feinheit der empfindung; nur zuweilen wird unser gefühl durch roheiten verletzt, wie in der 'Armen Baronin'. während der persönlich so ungehobelte Keller versöhnende ausgänge seiner erzählungen liebt, erschüttert uns der zarte Meyer durch mordscenen wie die im 'Jenatsch' und in der 'Hochzeit des Mönchs', woran sein genosse anstofs nahm.

Was die sprache anbetrifft, so erhält Kellers deutsch gerade durch den mundartlichen mutterboden seine eigenart und urwüchsigkeit, während das Meyers romanische einflüsse aufweist.

Wichtig sind die untersuchungen W.s über die auffassung der beiden vom verhältnis der dichtkunst zur geschichte und über den einfluss des einen auf den andern. K., obwol ein guter

[1] Ernst Jenny und Virgile Rossel, Geschichte der schweiz. literatur. Bern, AFrancke. Lausanne, Payot & Cie. 1910.

sittenschilderer, fühlte sich dem eigentlich historischen gegenüber unsicher, weshalb er auch fast nur in den Zürcher novellen, und zwar auch nur teilweise, dieses zu grunde legt. M. muste für seine gestalten distanz haben; gerade daher die vorliebe für das grofse und prächtige. seine personen gehören meistens den höhern und höchsten ständen an; sie müssen fallhöhe haben für ihren sturz.

K. beurteilt M.s darstellung zu sehr nach dem stofflichen der geschichte, während dieser eben die ereignisse und charaktere nach seiner leitenden idee umformt.

Haben die beiden dichter aufeinander eingewürkt? ohne zweifel der ältere auf den jüngern im 'Schuss von der Kanzel', die in einer bei M. ungewöhnlich heitern stimmung gehalten ist; W. weist als unmittelbares vorbild des generals Wertmüller den 'Landvogt von Greifensee' nach. ich möchte aber daran erinnern, dass der sarkastische general schon im adjutanten des herzogs Rohan vorgebildet ist, wie denn überhaupt der 'Jenatsch' viele züge von köstlichem, jugendfrohem humor enthält. — hat umgekehrt M. auf K. einen einfluss ausgeübt? W. verneint diese frage in bezug auf die 'Zürcher novellen', die nach dem Jenatsch und dem 'Amulet' erschienen. nach meiner ansicht können aber diese beiden werke dem ältern dichter immerhin die idee gegeben haben, die geschichte seiner vaterstadt poetisch zu gestalten. auch eine einwirkung hinsichtlich der rahmenerzählung beider dichter leugnet W., da diese bei ihnen wesentlich verschieden sei; ebensowenig gibt W. einen einfluss M.s auf K.s spätere gedichte zu; dem letztern fehlen die für jenen charakteristischen knappen, wuchtigen accorde, 'die herbe kürze und lapidare gedrungenheit des ausdrucks'. es ist indes nicht ausgeschlossen, dass die lyrik des jüngern den ältern zu neuen versuchen ermutigte, ohne dass er seine eigentümlichkeit einzubüfsen brauchte.

Eingehend betrachtet W. das persönliche verhältnis der beiden dichter zueinander, aus dem man den eindruck gewinnt, dass M. der werbende teil war, wiewol er an manchem anstofs nehmen muste; um so höher ist es ihm anzurechnen, dass er sich überwand und dadurch nicht nur als 'gentleman', sondern als edler charakter bewies. ein inniges verhältnis konnte nach der ganzen natur und erziehung der beiden nicht zustande kommen. sie sind nicht ein dioskurenpaar wie Goethe und Schiller, mit denen sie höchstens in der dichtung, aber nicht im leben verglichen werden können

Was in der vergleichung zu kurz kommt, ist eine beleuchtung der religiösen anschauungen: 'von ihrem eigentlichen glaubensbekenntnis soll weiter nicht die rede sein' (s. 7). wenn aber der verf. s. 153—156 sagt: 'der dichter der vergänglichkeitslieder hat sich nicht wegen der unsterblichkeit seiner seele gequält,

sondern um die seiner werke', so dürfte dem Kellerschen freidenkertum die durch Adolf Freys biographie 2 aufl. s. 302 ausdrücklich bezeugte frömmigkeit M.s entgegengestellt werden. bei alledem war Keller nicht unreligiös und Meyer nicht engherzig, wie gerade sein von W. auf s. 158 erwähntes urteil über seinen grofsen genossen zeigt.

Der ohne vorbehalt s. 99 widergegebene ausspruch Karl Vogts über K. ist mit einiger vorsicht aufzunehmen. lassen wir den 'knorzer' (das heifst wol 'knorriger mensch') allenfalls gelten; aber die zoten? davon müsten sich doch in den werken und briefen spuren finden; mir ist nichts derart bekannt.

Trotz diesen kleinen aussetzungen ist das vorliegende buch eine sehr beachtenswerte würdigung der beiden grösten Schweizerdichter.

Bern, den 22 juli 1911. **H. Stickelberger.**

LITTERATURNOTIZEN.

Scriptorum rerum Merovingicarum tomi v. vi. Passiones vitaeque sanctorum aevi Merovingici. ediderunt **B. Krusch** et **W. Levison**. Hannoverae et Lipsiae, impensis bibliopolii Hahniani. t. v 1910 (insunt xxii tabulae) 834 pp.; t. vi 1913 (inest i tabula) 676 pp. 4°. 40 resp. 30 m. — Das grofse unternehmen der ausgabe der merovingischen geschichtsquellen, das einst von Pertz als allzu schwierig bei seite geschoben wurde, nähert sich seinem abschluss: dank der wissenschaftlichen energie und der rastlosen arbeitskraft von BKrusch, der allerdings vom v bande ab die freude erlebt hat, einen vortrefflich gerüsteten mitarbeiter zu finden: WLevison hat in diesen beiden bänden äufserlich betrachtet etwa die hälfte der arbeit geleistet, und wenn die gröfsern und ehrenvollern aufgaben auch noch Krusch verblieben, so wird dieser doch neidlos dank und ehre mit dem genossen teilen, der auch in der vorbereitung wie im abschluss der arbeit (durch die register) sich ausgezeichnet bewährt hat. als der v band erschien, glaubte Krusch noch mit dem nächsten die ganze reihe abschliefsen zu können — jetzt hat sich die notwendigkeit herausgestellt, einen siebenten band nachfolgen zu lassen, den fünften vollband der heiligenviten! hoffen wir, dass das in ebenso kurzem abstand wie seither (u. bes. zuletzt) möglich sein wird. in bd vii dürfen wir auch die Vita Gangolphi erwarten, der ich mit besonderem interesse entgegensehe. die ausdehnung des raumes ist z. tl. dadurch erfolgt, dass die ältesten texte jetzt im princip vollständig geboten werden, während man sich früher auch mit auszügen begnügte. die erfüllung dieses mehrfach geäufserten wunsches ist mit besonderer freude zu begrüfsen, und

sie wird den herausgebern, sobald einmal die raumbedenken überwunden waren, nicht schwer gefallen sein: denn auch für die auszüge hatten sie stets ganze arbeit geleistet. der wert der überwiegenden masse dieser heiligenleben als geschichtsquellen ist und bleibt gering, aber als zeugnisse der geistigen und litterarischen cultur dieser noch halbbarbarischen zeit verdienen sie gewis eingehnder studiert zu werden, und auch dafür wird die zeit kommen.

Die gewaltig überwiegende masse der denkmäler gehört dem romanischen oder früh romanisierten gebiet an, einige reichen über das merovingische reich hinaus: so das leben des Westgotenkönigs Wamba von dem bischof Julian von Toledo (v 486—535) oder das des bischofs Wilfrid I von York (v 163—263). aus dem innern Deutschlands erhalten wir verhältnismäfsig wenig; dafür machen wir aber in bischof Arbeo von Freising, von dem schon der IV band die Vita Haimhrammi ep. et m. Ratisbonensis brachte und jetzt bd VI 560—593 die Vita Corbiniani [dazu eine jüngere retractatio p. 594—635] bietet, die nähere bekanntschaft eines autors, an dem die geschichte unserer frühmittelalterlichen litteratur künftig nicht mehr gleichgiltig vorübergehn wird, nachdem die umfangreiche praefatio des herausgebers Krusch alle mit seinem hauptwerk zusammenhängenden fragen höchst förderlich behandelt hat: p. 497—560, bes. p. 520 ff. eine wahre delicatesse bietet K. mit der festlegung des terminus ante quem für die Vita Corbiniani p. 527: der schreiber Heripald einer Freisinger urkunde vom januar 769 verrät mit einer wendung welche gänzlich aus dem urkundenstil herausfällt, deutlich die kenntnis des damals wol eben abgeschlossenen werkes: denn einige jahre müssen seit der translation von 765 verflossen sein. weiterhin macht sich dann im latein der Freisinger urkunden die von Krusch p. 528—537 eingehend analysierte sprache des hagiographen mit deutlichem einfluss bemerkbar.

Wenn ich in dieser neuen und eindringenden würdigung Arbeos im augenblick den schwerpunct des interesses finde, will ich doch gern auch auf andere mehr oder weniger culturgeschichtlich bedeutsame viten und vitengruppen hinzuweisen. ich nenne aus bd v: die sprachlich interessante Vita Wandregisili (p. 1—24); die auszüge aus der Vita Faronis ep. Meldensis (p. 171—206, mit wichtiger einleitung von Krusch!); die Passiones Leudegarii ep. et m. Augustodunensis (p. 249—362, mit gewaltigem apparat); die Vita Amandi ep. (p. 395—485); die Vita Audoini ep. Rotomagensis (p. 536—567); die Passio Kiliani (p. 711—721); aus bd VI: die Vita Odiliae abbatissae Hohenbergensis (p. 24—50), deren jugend und unzuverlässigkeit Levison mit neuen gründen erhärtet; die Vita Hrodberti ep. Salisburgensis (p. 140—162); die Vitae Landiberti ep. Traiectensis (p. 299—432), deren älteste aus einer sehr complicierten überlieferung vollständig ediert ist,

während von den spätern auszüge genügen; die Vita Hugberti ep. Traiectensis (p. 471—496): hier interessieren uns mehr als das unbeholfene werk des 8 jh.s die spätern ausläufer, namentlich die 'Vita quarta', über welche Krusch p. 344 ff. 429 ff., Levison p. 480 ff handeln: es ist diejenige, der man im 15 jh. (aus der Eustachiuslegende) die fabel von dem kreuztragenden hirsch eingeschaltet hat — den allerjüngsten aber populärsten bestandteil der Hubertussage.

Bei der ausbeutung dieser denkmäler für culturgeschichtliche zwecke (wie für das untergehnde heidentum), welche nahe ligt und durch die ausgezeichneten indices wesentlich gefördert wird, muss man sich über das alter der abfassung und die litterarische abhängigkeit immer erst genau informieren: es ist durchweg schlüpfriger boden! ein paar kleinigkeiten mögen hier immerhin erwähnt werden. die berühmte, von den romanisten allzueifrig ausgebeutete stelle der Vita Faronis (v 193) wird von Krusch (ebda p. 175 ff) mit ausgezeichneter beherschung der litteratur erledigt; es bleibt eigentlich nur das zeugnis für die gattung übrig: heldenpreis im frauenreigen. dabei scheint mir nicht gleichgiltig was das register als inhalt des betr. cap. 78 angibt (p. 187, 36 f): *Quod etiam tantae apud regem gratiae esset sanctus Faro, ut ei coniungeretur carmine publico*; ein solcher preisgesang war offenbar nur für könige üblich. — in c. 29 von Arbeos Vita Corbiniani erscheint eine bäuerin (*mulier rustica*), die einen vornehmen knaben *suo carmine nefando et inlecebris artibus* geheilt haben will (v 585, 7). hier begegnet für 'zauberlied' oder 'zauberspruch' derselbe ausdruck wie in der bekannten stelle des Dial. Greg. III 28, wo Koegel (I 24) gewis falsch von einem 'verabscheuungswürdigen liede' spricht: *nefandus* hat hier seine ganz bestimmte und zwar recht alte bedeutung. — ein sehr interessantes zeugnis für den apparat der 'mimi', freilich nicht auf deutschem boden, bringt die Vita Praeiecti ep. et mart. Arverni (v 245, 22 ff): der fromme mann pflegte auf einem *scamnum*, einer hölzernen bank oder besser pritsche zu schlafen; eines schönen tages aber war diese verschwunden: *exportatusque exinde fuit ab excurribus* (di. *scurris*) *et in mimmorum ludum deditum.*

Da die meisten denkmäler aus romanischem gebiet stammen, ist die ausbeute für das altdeutsche wörterbuch gleich null. das adj. in *rausea virgulta* 'rohrdickicht' (v 670, 16) ist natürlich bereits romanisiert. sehr merkwürdig ist eine stelle der Vita Odiliae v 48, 30: *vas vinarium quod secundum idioma Galliensium wogin vocatur.* was in der anmerkung nach Pfister beigebracht wird (*bougin*, dem. zu lothring. *bouge* 'dolium') ist unmöglich. das wort ist deutsch und wir kennen es aus dem ältesten unserer grofsen glossare: Ahd. gll. I 86/87, 11 'crateras' *uuoginne* Pa. *uuokine* Gl. K. mit *Galliensium territorium* wird auch p. 37, 5 das Elsass

bezeichnet. — gelegentlich stofsen wir in dem krausen merovingerlatein auch auf eigentümliche contrafacturen des deutschen wortschatzes: so ist die wendung *theca corporis*, die in der Vita Froberti (V 85, 6) vom leichnam des heiligen gebraucht wird, doch gewis dem ahd. *lîh-hamo* nachgebildet. E. S.

Die Indogermanen von **Otto Schrader** [Wissenschaft und Bildung nr 77]. Leipzig, Quelle und Meyer 1911. 165 ss. 8°. geh. 1 m., geb. 1.25 m. — Schrader will in dem vorliegenden bändchen die wissenschaftlichen ergebnisse auf dem gebiete der indogermanischen altertumskunde für einen weiteren leserkreis zusammenfassen. das anregend geschriebene büchlein, das im grofsen und ganzen natürlich auf des forschers gröfseren werken beruht, behandelt in 12 capiteln die indogermanische cultur. da seit der entdeckung des tochaischen die urheimatsfrage in ein neues stadium zu treten scheint, nimmt Schr. in dieser hinsicht 'eine mehr kritische und abwartende stellung' ein. bemerkenswert ist, dass Schr. die slavischen culturverhältnisse immer stärker heranzieht: die darstellung gewinnt dadurch an frische, mich will es aber bedünken, als ob aus diesem unbearbeiteten boden gar zu viel uralt indogermanisches herausgewonnen wird, nachdem die naive benutzung des indischen altertums den indogermanisten unmöglich gemacht ist. man wird also in diesem falle mindestens Schr. skeptisch gegenüber stehn müssen. im ganzen aber kann das büchlein denen empfohlen werden, die lernen wollen, was wir von indogermanischer cultur heute wissen oder zu wissen vorgeben.

Prag. **R. Trautmann.**

Die unverwundbarkeit in sage und aberglauben der Griechen m. e. anhang über den unverwundbarkeitsglauben bei andern völkern, besonders den Germanen von **O. Berthold** [Religionsgeschichtl. versuche u. vorarbeiten her. v. R. Wünsch u. L. Deubner XI bd. 1 h.] Gießen, Töpelmann 1911. 72 ss. 8°. 2.60 m. — Die interessante arbeit sucht nachzuweisen, dass denjenigen heroen des griechischen altertums, die als typische vertreter der unverwundbarkeit gelten, insbesondere dem Achill (s. 35 f) diese eigenschaft erst später zugewachsen sei, und zwar aus zwiefacher wurzel: indem nämlich die philologenweisheit der antike (s. 9 vgl. 13. 46) auf den volksglauben (s. 55 f) zur erklärung mythologischer berichte zurückgriff. auf diese weise würde also die unverwundbarkeit als mythisches kriterium für Achill (und damit vielleicht auch für Siegfried) fortfallen. — gestreift werden manche probleme: lanzenverehrung (s. 18), göttergräber (ebda), auf felle treten (s. 26), motiv des verborgenen lebens (s. 30; gegen Kauffmann s. 32), feuertaufe (s. 38), verschlingungsmärchen (s. 48), wunderpflanze (s. 53), salbung (s. 54). wie es aber oft geht, macht die kritik der bisherigen anschau-

ungen so viel neue hypothesen nötig, dass der verf. selbst (s. 44) erschrickt. — der anhang über die 'andern völker' (s. 62 f) ist etwas dürftig (heerführer die 'fest' waren, s. 65).

Mein eindruck wäre der, dass doch wol die unverwundbarkeit auf helden nicht übertragen worden wäre, wenn es unverwundbare heroen nicht schon vorher gegeben hätte. aber die gefährlichkeit der schlüsse von Achill auf Siegfried ist einmal wider erwiesen.

Berlin 27. 10. 12. **Richard M. Meyer.**

Das märchen. ein versuch von **Friedrich von der Leyen.** [wissenschaft und bildung hrsg. von P. Herre 96.] Leipzig, Quelle & Meyer 1911. 154 ss. — Nach einer übersichtlichen darstellung der auffassung und behandlung des märchens im 18 und 19 jahrhundert gibt der verf. im 2 capitel ausführungen über 'Die ursprünge des märchens'. er entwirft ein bild von der anschauungswelt und denkungsart des primitiven menschen und zeigt, wie in dieser zahlreiche märchenmotive ihren ursprung haben. vielleicht könnte die eigenart primitiven denkens noch deutlicher zur anschauung gebracht werden, wenn man als eines seiner wichtigsten kennzeichen in den vordergrund stellte die mangelnde fähigkeit, zwischen inneren (denk-)vorgängen und tatsachen der aufsenwelt streng zu scheiden. wenn der primitive mensch regen zu erzwingen glaubt, indem er einen baum ins wasser taucht, so glaubt er offenbar, dass wie in seinem denken die vorstellung des nassen baumes notwendig mit der des regens verbunden ist, so auch in der natur der nasse baum notwendig den regen herbeiziehen müsse. dieser anschauungsweise entspringen dann nicht nur zahlreiche vorstellungen des zauberglaubens, sondern zb. auch die wertung der träume, der ekstatischen zustände und der glaube an die magische bedeutung des bildes. aufser der denkweise der urzeit spiegeln sich nach den ausführungen des verf.s auch ihre culturverhältnisse im märchen wider. die erörterungen dieses capitels betreffen nun strenggenommen nur den ursprung der märchen motive, wenigstens der ältesten. diese sind nicht grundsätzlich verschieden von den motiven der volkssage. wol aber unterscheidet das märchen als ganzes sich von der sage (cap. 3). dass die anknüpfung an bestimmte personen und örtlichkeiten und damit der anspruch auf glaubhaftigkeit eigenheiten mehr der sage als des märchens sind, daran darf wol trotz der von vdL. aufgeführten ausnahmen von der regel (s. 76 ff) im ganzen festgehalten werden. sehr bedeutsam ist aber auch der vom verf. vornehmlich betonte gesichtspunct: die sage ist die kurze, in sich geschlossene einzelgeschichte, das märchen die durch aneinanderreihung mannigfacher motive ausgesponnene, von der lust am fabulieren vorwärtsgetriebene erzählung der urzeit (s. 78 ff). dieser charakter lässt das märchen mehr denn die sage auf freier willkür des erzählers beruhen

und weist darauf, dass das märchen stets als seinen urheber den schaffenden künstler, das volksmärchen als seine urform ein kunstmärchen voraussetze (s. 142 ff). daraus folgt, was meiner empfindung nach noch schärfer hervorgehoben werden muste, als es bei dem verf. geschieht, dass übereinstimmung ganzer märchen oder längerer motivreihen stets auf entlehnung und nur übereinstimmung in einzelmotiven auf selbständige entstehung aus gleichen grundbedingungen bei verschiedenen völkern zurückgeführt werden muss.

Die tatsache der wanderung fertiger märchen tut der verf. in seiner anschaulichen charakteristik des märchens der verschiedenen völker — der alten culturvölker (cap. 4), der Inder (cap. 5), der Araber (cap. 6) — gemäfs dem stande der dinge und der forschung vornehmlich am indischen märchen dar. das schlusscapitel ist dem germanischen märchen gewidmet. hier scheint mir die annahme, dass märchen im eigentlichen sinne den Germanen bis ums jahr 1000 nicht bekannt gewesen seien (s. 134 ff), den tatsachen nicht zu entsprechen. der Beowulf setzt doch nach Panzers nachweis kenntnis eines ausführlichen, wenn auch am schlusse verstümmelten wandermärchens voraus, und die geschichte vom raube der Iđun, die im 9 jh. dem Þjóđolf als quelle für seine Haustlǫng gedient hat, scheint von der späteren märchenhaften erzählung Snorris kaum stark verschieden gewesen zu sein. märchen und gerade auch internationale wandermärchen sind also wol bereits in den ältesten zeiten in die unsre quellen führen, den Germanen bekannt gewesen.

Was dann die wanderung von märchenstoffen in christlicher zeit betrifft, so wird wol in zukunft wider energischer als nach Goedeke ein umstand zu berücksichtigen sein, auf den der verf. auch gelegentlich hinweist (s. 76. 77. 95): das ist die verwendung von märchen als predigtexempel, von der zahlreiche mittelalterliche predigthandschriften zeugnis ablegen und die bei schlüssen, welche man — besonders in der skandinavischen märchenforschung — aus der gegenwärtigen geographischen verbreitung von märchen zieht, zur äufsersten vorsicht mahnen sollte. hier finden Schönbachs studien über die mittelalterliche kirche als vermittlerin volkskundlichen gutes neuerdings eine bedeutsame fortsetzung in den arbeiten von JKlapper[1].

Marburg in Hessen. **Wolf von Unwerth.**

Der ursprung der Arthursage. von **Julius Pokorny** sonderabdruck aus band XXXIX (der dritten folge band IX) der Mitteilungen der anthropologischen gesellschaft in Wien. Wien,

[1] Mitteilungen d. schles. Gesellschaft für volkskunde, heft 19, 29 ff 20, 1 ff bd. 11, 119 ff. Festschrift zur jahrhundertfeier d. univ. Breslau (hrsg. von ThSiebs) s. 202 ff. JKlapper Exempla aus handschriften des mittelalters, Sammlung mittellateinischer texte, hrsg. von AHilka bd. II. Heidelberg 1911.

im selbstverlage der Anthropologischen gesellschaft. 1909. 30 ss. — Der autor will zeigen, 1. dass Arthur nur ein kymrischer name ist für ein insular-keltisches mythisches wesen, dessen züge sich in Conchobar-Cúchulaind am besten erhalten haben, sich aber auch in dem nordirischen Mongán und dem südirischen Find nachweisen lassen; 2. dass Cúchulaind, und somit auch Arthur mit den andern genannten, ursprünglich eine mythische personificierung des kuckuckvogels ist, also ein kuckucksgott, obgleich auch andere züge, wie zb. die eines solargottes sich hineingemischt haben. — wie eindringlich verf. auch manches betont, so ist der zusammenhang zwischen Arthur und Cúchulaind nicht so greifbar — auch nicht nach den ausführungen des verf.s —, dass man in ihnen die reflexe eines gleichen einheitlichen mythischen wesens constatieren kann. das primäre ist in Cúchulaind und in einem mythischen Arthur bei dem trieb der Kelten ihre heroischen gestalten mit immer neuen episoden auszustatten kaum sicher zu sondern. die züge die verf. für Cúchulainds kuckucksnatur ins treffen führt, sind nicht eigenartig genug, als dass sie sich nicht, auch in ihrer gesamtheit, beim sagenmenschen entwickelt haben könnten. was aber, abgesehen von anderem, bei der behauptung, dass Cúchulaind ein kuckucksgott sei, den leser stutzig macht, ist dieses: während sonst in den irischen sagen tierverwandlungen in bunter mannigfaltigkeit vor sich gehn, gewahren wir nirgends verwandlungen in einen kuckuck oder umgekehrt. und besonders dürften wir eine solche verwandlung an erster stelle bei Cúchulaind erwarten, wenn er von haus aus ein kuckucksgott wäre: es wird von Cúchulaind vieles und verschiedenes in breiter ausführung mitgeteilt, wunderbar ist sein ganzes dasein von seiner empfängnis bis zu seinem tode und darüber hinaus, seine künste werden besonders aufgezählt, sein lob ertönt in allen variationen, aber von einer kuckucksgestalt findet sich keine andeutung. Mongán, der sohn Manannáns, — seine erlebnisse bieten eine gewisse ähnlichkeit mit denen Arthurs — wird nach der prophezeihung seines vaters jede beliebige gestalt annehmen können und ausdrücklich werden dann genannt hirsch mit silbernem geweih, schönfarbiger lachs, weifser schwan. widerum nichts vom kuckuck, ebensowenig wie bei Conchobar, Dechtire oder Find. auch die vom verf. zur stütze seiner theorie aufgestellte deutung des namens Cúchulaind will nicht einleuchten. er nennt als ersten teil cucu-, weist auf die anredeformen cucuc, cucán, cucucán im Táin, erinnert an das esthnische kukkulind = der kuckucksvogel und an mögliche rassenverwantschaft zwischen Finnen und urbewohnern Schottlands, zwischen Esthen und bewohnern Mayos (Westirland) auf grund von beobachtungen über körperbau, gesichtszüge, gewohnheiten usw, und sieht infolgedessen in cucuden namen kuckuck. das alles wäre beachtenswert, wenn nicht der accent in Cúchulaind — auch verf. weist darauf — auf der

zweiten silbe ruhte. als altirische nominalcomposition hätte aber die erste silbe einen sehr starken expiratorischen accent haben müssen, und wie verheerend ein solcher accent auf die nächstfolgende silbe eines mehrsilbigen wortes einwirkte, ist bekannt. von einer verlegung des accentes auf die zweite silbe kann nicht die rede sein. der accent auf der zweiton silbe in Cúchulaind erklärt sich me. nur daraus, dass wir nicht eine nominalcomposition sondern eine zusammenziehung des wortes cú mit einem folgenden worte haben, auch wenn die deutung 'culaind' als 'des Culan(d)' spätere erfindung sein mag. verf. nimmt an, dass die accentverschiebung aus der deutung 'hund des Culan' hervorgegangen sei. ob es sich nicht umgekehrt verhält? dass die deutung 'hund des Culan' erst möglich wurde, weil eben der accent auf der ersten silbe von Culaind lag? ferner ist zu beachten, dass in den texten der erste teil cú- in bezug auf die declination vollständig wie cú = hund behandelt wird, nirgends trifft sich eine leise reminiscenz, dass die beiden ersten silben einst als eine einheit für sich aufgefasst wurden. rein sprachlich glaub ich also die zerlegung in cucu-laind nicht berechtigt. dazu kommt die ungeheure mit keinem sonstigen mythologischen wesen vergleichbare vielseitigkeit dieses sagenhelden, die es kaum ermöglicht seinen ursprünglichen charakter festzustellen, sodass, wenn die deutung des verf.s gesichert wäre, die frage, ob primär oder secundär, zu lösen übrig bliebe. die annahme, dass die insularen Kelten namen und begriff Cúchulaind von den ureinwohnern übernommen haben, stellt vor nicht weniger verwickelte fragen. — verf. hat die übereinstimmungen zwischen Arthur, Mongán, Conchobar, Cúchulaind hübsch herausgearbeitet, obgleich er widerholt zu zwangsdeutungen greifen muss. hingewiesen sei auf seine ausführung, dass die Kymen ihren Arthur oder eine verwante persönlichkeit aus dem norden nach Wales mitbrachten. seine these aber, dass in der Arthursage der reflex eines einstigen kuckucksgottes liege, ist me. unhaltbar.

Tilburg in Holland. **J. F. D. Blöte.**

Geschichte des kriegswesens. II. Das mittelalterliche kriegswesen. III. Das kriegswesen der neuzeit. erster teil. von dr. **Emil Daniels.** [Sammlung Göschen nr 498. 518.] Leipzig 1910. 1911. 144. 120 ss. kl. 8⁰. — In dem der darstellung vorangeschickten 'literarischen wegweiser' nennt der verf. Domaszewskis Römische kaisergeschichte, Delbrücks historische und politische aufsätze und desselben Geschichte der kriegskunst, aufserdem 3 aus dessen schule hervorgegangene einzeluntersuchungen zur geschichte des 15 und 16 jahrhunderts; er übergeht somit die umfassenden werke von Jähns, ASchultz und Köhler, die auch heute noch mindestens als materialsammlungen in betracht kommen, wie man auch ihre ergebnisse beurteilen mag. das mittelalterliche kriegswesen wird nur

soweit dargestellt, als es von Delbrück behandelt worden ist, also die ausrüstung und bewaffnung nur ganz kurz, belagerungs- und seekrieg gar nicht erörtert, auch die bedeutende leistung des Deutschen ordens in Preufsen bleibt unbesprochen. auf grofse strecken erscheint das buch als auszug aus Delbrück, dessen wortlaut viele seiten lang wenn auch gekürzt widerkehrt; Delbrücks auffassungen werden auch da vorgetragen wo er selbst sie als vermutungen hinstellt, zb. dass die altgermanische hundertschaft durchschnittlich 200 mann gezählt habe (II s. 19), dass die schlacht bei Morgarten durch Werner Stauffachers 'militärische erfahrung und strategischen sinn' gewonnen worden (III s. 9. 13), dass der sieger von Laupen 1339, Rudolf von Erlach — von Daniels auffälligerweise 'Erbach' genannt — zu den 'genialen feldherrn der weltgeschichte' zu rechnen sei (III s. 27). ebenso wird in dem I teil 'Geschichte des antiken kriegswesens' die von Delbrück geteilte vermutung, Armin lebe in der sage als Siegfried weiter, als tatsache hingestellt.

Ganz im anschluss an Delbrück wird der verfall des römischen kriegswesens hauptsächlich auf die abnahme der edelmetalle und die rückkehr zur naturalwirtschaft zurückgeführt und betont, dass bei dieser die heere höchstens etliche tausende hätten zählen können, den heereszahlen selbst aber mit recht die allergröfste bedeutung für das ganze kriegswesen beigelegt; dass es ferner die längste zeit des mittelalters wesentlich auf den berittenen 'qualitätskrieger' angekommen und erst bei den Schweizern das fufsvolk wider zu bedeutung gelangt sei, da es würkliche 'tactische körper' gebildet habe, wird ebenfalls nach Delbrück — u. e. mit recht — ausgeführt. die darstellung ist flüssig und klar, der druck fast fehlerfrei.

Cassel. **M. Baltzer.**

1813—1815, die deutschen befreiungskriege in zeitgenössischer schilderung, mit einführungen herausgegeben von **Friedrich Schulze.** mit 79 abbildungen auf 67 einschalttafeln, 14 farbigen blättern und 4 farbigen karten. Leipzig, RVoigtländer 1912. XII u. 336 ss. gr. 8°. 5 m. — Eine leise popularisierte, überraschend billige volksausgabe des zweiten bandes von Schulzes 'Franzosenzeit', über die ich Anz. XXXIV 93 berichtet habe. der reiche bilderschmuck und die auswahl der zeugnisse sind wesentlich die gleichen; nur sind illustrationen und facsimiles fortgeblieben, die für weitere kreise geringeres interesse haben, die quellennachweise fehlen ganz, und die bilder, die früher zum teil im texte standen, sind sämtlich auf tafeln verwiesen worden, so dass uns diesmal das augenquälende kreidige glanzpapier der 1 auflage erspart bleibt. neu hinzugekommen ist der abdruck einer nummer des Rheinischen Merkurs; aufserdem eine reihe von briefen und erlassen

Blüchers und seines kreises, die den populären kriegsheld und seine umgebung noch etwas heller beleuchten. dem volkstümlichen zweck der neuen ausgabe dienen gemeinverständliche fuſsnoten, vor allem aber sehr viel reichhaltigere geleitworte zu den 14 abschnitten, in die Sch. sein material zerlegt. ich habe diese einleitungen, die, kräftig und knapp gefasst, das wichtige eindrucksvoll hervorbringen und keineswegs die abgetretene straſse suchen, gern gelesen und will im einzelnen nicht mäkeln: aber eine so unhistorische wendung wie s. 35: 'der culturstaat beginnt den polizeistaat abzulösen' sollte der verf. doch lieber dem Berliner Tageblatt überlassen: der staat Friedrichs des Groſsen kein culturstaat? **R.**

Poetaster by Ben Jonson and Satiromastix by Thomas Dekker, edited by **Josiah H. Penniman** [The Belles-Lettres Series. section III The english drama.] Boston and London, DCHeath & Co. o. j. LXX und 456 ss. 8⁰. — Der 'Poetaster' ist zuletzt in WBangs Ben Jonson-ausgabe (1905) und die 'Satiro-mastix' ebenfalls in Bangs 'Materialien' von HScherer (1907) bequem zugänglich gemacht, aber immerhin mag es erwünscht sein, die beiden dramatischen satiren, die aus demselben jahre 1601 stammen, hier vereint zu besitzen: in sauberem und gefälligem druck und mit einer fast allzureichlichen beigabe von anmerkungen. die überlieferung ist in beiden fällen einfach und gut zu nennen, von dem zweiten stück existiert nur die eine quarto von 1602, freilich in verschiedenen abzügen. verdrieſslich ist hier wider die ungeschickte und obendrein inconsequente behandlung von siglen und varianten, die das den Americanern sonst nachgerühmte technische geschick vermissen lässt. — p. 270 wird Dekkers druckfehlerverzeichnis (*'this short Comedy of Errors'*) in extenso beibehalten — aber die bogenbuchstaben und seitenzahlen des alten druckes sind nicht angegeben, und wenn man die stellen schlieſslich aufgefunden hat, so sind die druckfehler beseitigt. also immer wider dieses unsichere schwanken zwischen 'neudruck' und 'kritischer ausgabe'! das publicum das diese stücke genieſst muss ein hochgebildetes sein, und für die professoren und studenten die sie etwa im seminar tractieren, darf erst recht einige vorbildung vorausgesetzt werden; um so wunderlicher berührt das glossar, das nicht nur fremdgut wie *alias dictus, altitonans, balsamum, paronomasie* erläutert, sondern auch wörter wie *feature, intend, marmilad, quotidian* — offenbar alles was nicht der umgangssprache des modernen Americaners angehört. **E. S.**

BRIEFE VON JACOB GRIMM AN K. ZEISBERG.

Nachstehnde vier briefe befinden sich auf der fürstl. bibliothek zu Wernigerode im nachlass des ehemaligen gräflich stolbergischen bibliothekars Karl Zeisberg, über den uns Eduard Jacobs dankenswerten aufschluss gegeben hat. leider sind diese für die frühzeit der germanistischen wissenschaft nicht uninteressanten nachrichten an einem für den forscher so gut wie unzugänglichen orte (Wernigeröder zeitung und intelligenzblatt, jahrg. 1904—1910) gegeben worden, dass nur zu wünschen ist, Jacobs möchte, auch zur vervollständigung seiner angaben in der ADB. (55, 402 ff), die lebensbeschreibung des merkwürdigen mannes uns als vollständige schrift schenken. da aus diesem grunde zwei der unten abgedruckten briefe (1 und 4) so gut wie unbekannt geblieben sind, sei ihre widerholung hier entschuldigt.

Zur erläuterung genügen einige kurze notizen die ich den aufsätzen von Jacobs entnehme:

Der junge stud. iur. Karl Zeisberg, der seine universitätsstudien im sommer-semester 1823 in Göttingen begonnen hatte, machte verehrungsvoll J a c o b G r i m m in Cassel seine aufwartung, der ihm wolwollend entgegenkam. schon vorher hatte der leidenschaftliche büchersammler sich mit dem Casseler bibliothekar in verbindung gesetzt und angefragt, ob das 'dem Herrn Hofrath Benecke offerierte Exemplar der Müllerschen Marienlieder-Sammlung' [1] *noch veräufsert und zu welchem preis dieses geschehen wird. Grimm antwortet verbindlich (s. brief 1), und die correspondenz wegen weiterer bücherankäufe setzt sich noch ein paar wochen fort (brief 2 und 3). 1825 wante sich dann Zeisberg nochmals an Jacob Grimm, als er im begriffe stand, nach Berlin zur beendigung seiner studien überzusiedeln; am 19 sept. 1825 bat er den gelehrten um empfehlungen bei Berliner bekannten. Grimm gab im diese gern mit, und so finden wir Zeisberg bald als hausfreund bei M e u s e b a c h. die correspondenz mit Grimm bricht darauf ab; wenigstens haben sich weitere briefe nicht vorgefunden.*

Hannover. **Wolfgang Stammler.**

1.

[*Cassel*, 7 *Mai* 1823.]

Ew. Wohlgeboren gefällige Anfrage vom 4. d. ermangele ich nicht dahin zu beantworten: daß ein ganz frisches ungebundenes Exemplar der Müllerschen Sammlung Th. I und II (vom III. Bd. sind bloß Stücke gedruckt und nie in Buchhandel gekommen) auf Schreibpapier abzugeben steht; außerdem Theil I des Wilhelm

[1] *gemeint ist wol die 'Samlung deutscher gedichte aus dem XII XIII und XIV jahrhundert', die Christoph Heinrich Myller 1784 ff in heften herausgab, die dann zu bänden vereinigt wurden, aber alles andere als Marienlieder enthielten; vgl. Raumer Gesch. d. germ. philol. s. 258 ff.*

des heiligen ed. Casparson[1] schönes Exemplar und gut gebunden für 2 rthlr. (der II. Theil ist die größte Seltenheit.

Hochachtend Ew. Wohlgeb.
ergebener Dr. Grimm.

[*eingegangen Göttingen,* 8 *Mai* 1823.]

2.

Cassel 10 Mai 23

Ew Wohlgeb
empfangen für die mir übermachten 14 rh. Cour. hierbei
Müllers Samml. 1 und 2
Wilh. heil. 1

den 2ten will ich Sorge tragen, wo er mir vorkommt, für Sie zu kaufen. So elend er herausgegeben ist, so großen Werth hat das Gedicht selbst. Als unbedeutendes Geschenk füge ich unsern A. H. hinzu, zum Trost für sie, wenn Ihnen anfängliche Versuche einmahl mislingen. Auch das Hildebrandslied will ich gelegentl. nachschicken, in dem Augenblick ist mir kein Ex. zur Hand.

Mit hochachtender Empfehlung in Eile
Grimm.

Unsere Bibl. hat Frischens Wörterb. 2 Quartanten doppelt, können Sie es für 2 rh brauchen? ein vorzügl. Werk.

[*Adr.:*] Sr Wohlgeb.
des Herrn Stud. jur. Zeisberg
Göttingen

Hierbei ein Pack gedr. Bücher gez. H. Z. in blau Papier

Neustadt b. Schullehrer Heyer

3.

Cassel 25ten Mai 1823.

Ew. Wohlgeboren
empfangen hierbei: Frisch 2 Theile.
Hildebrandslied,

unter unsern jetzigen übrigen Doubletten scheint mir nichts zu stecken, was Sie haben möchten.

Göttingen ist so nahe, daß ich hoffentlich in den Herbst oder Weihnachtsferien das Vergnügen haben werde, Ihre persönliche Bekanntschaft zu machen.

Ich wünsche glückliche und vergnügte Studien und verbleibe hochachtend

Ihr ergebenster Diener
Grimm.

[1] *GCasparsons sehr mangelhafte Ausgabe von Wolframs Willehalm mit Ulrichs von dem Türlin hinzudichtung, Cassel* 1782—84.

Die Einlage bitte ich abgeben zu laßen.

[*Adresse:*] Herrn Studiosus jur. Zeisberg
Wohlgeb
Göttingen
Neustadt bei
Heyer

Hierbei ein Pack Bücher
in weiß Pap. sign. S. Z.

4.

Cassel, 23 Sept. 1825.

Ew. Wohlgeboren

haben nicht ausgedrückt, wem Sie empfohlen zu sein wünschen. Ich setze voraus, daß Ihnen beiliegende Schreiben an Profeßor Lachmann[1] und Geheimen Oberrevisionsrat von Meusebach[2] recht sind. Letzterer ist ein großer Bücherkenner im Fache der deutschen Litteratur des 15., 16., 17. Jahrhunderts und Besitzer einer auserlesenen Sammlung; leider harthörig, sonst von liebenswürdigem Umgang. Savigny ist auf Reisen, ich glaube nicht, daß er vor September zurückkehrt. Ihrem schätzbaren Andenken mich empfehlend habe ich die Ehre zu sein

Ihr ergebenster
Dr. Grimm.

KLEINE MITTEILUNGEN.

Zu Walther: 25, 36, wo Schönbach Zs. 39, 346 *setelen* statt *stellen* lesen wollte, möcht ich lieber, noch einen schritt weitergehend, mit *z* statt des *s* lesen *die malhen von den zetelen* (oder *zedelen?*) *læren* (so dass *von*, wie bei den andern besserungen der stelle und wie es das natürliche ist, mit *læren* zu verbinden, nicht, wie bei Schönbach, umschreibung des genitivs ist) und die zettel in den *malhen* der fahrenden von den pfandscheinen verstehn, dh. der herzog liefs (wie Pfeiffer und Simrock es drei zeilen später aus 26, 1, wo aber etwas ganz anderes steht, herauslesen wollten) die pfänder der fahrenden in den herbergen einlösen.

33, 8 ist m. e. die ansprechendste der bis dahin beigebrachten besserungen des überlieferten *leset sîniu rôr* Wallners *liset sîne hôr* (Zs. 39, 431) 'list seine hora', bei der man aber an drei stellen in allen drei wörtern eine änderung vorzunehmen genötigt ist. ich möchte Wallners conjectur in der weise modificieren, dass nur an einer stelle in éinem worte geändert und aufserdem der satz (nach Wallner wörtlich übersetzt 'das ihm der höllenmohr gegeben hat und aus ihm seine hora list') besser wird. zunächst ist statt *hôr* in der gleichen bedeutung vielmehr *ôr* zu

[1] *vgl. CWendeler Fischartstudien. s.* 325.
[2] *vgl. CWendeler Briefwechsel des Freih. v. Meusebach. s.* 33.

schreiben, wie in der von Lexer II 164 (neben zahlreichen belegen für das wort in der bedeutung 'stunde' aus den Chroniken der deutschen städte) in dieser bedeutung (*hora canonica*) citierten, auch von Wallner angeführten stelle aus Ulrichs vTürheim Willehalm 159[a] *wer hât für mich die ôre gesprochen?* gleichgültig ob Walther selbst das wort mit *h* sprach und schrieb oder geschrieben haben würde, hat die vorlage von A und C, wie ich annehme, das *h* nicht gehabt: zu grunde ligt der lesung von A und C, wie ich vermute, *vz im leset irivror* = *ir iur ôr*, dh. 'aus ihm (dem schwarzen buche das der teufel dem pabst gegeben hat) leset ihr (bischöfe und edle pfaffen) eure hora'. das einsilbige *iur* (an unsrer stelle acc. fem. = *iurẹ* vor *ôr*) steht als sog. unflectierte form bei Walther öfters zb. als nom. fem. 11, 33 *iur hant ist krefte und guotes vol.* wurde das *r* in *iur* vom schreiber des gemeinsamen originals von A und C zum folgenden gezogen, so dass er las *iriu ror*, so änderte er dieses in *ſiniu ror* (möglicherweise war der zweite teil des *r* in *ir* in seiner vorlage etwas zu lang geraten, so dass es einem *n* ähnlich war). — in den beiden ersten zeilen des spruches (33, 1 f) halte ich es für notwendig mit Schönbach und Wallner (aao. 349. 431) *verteilet : seilet* zu lesen: den gedankenübergang zu z. 3 (nach Wallner 'wenn ihr erwidert, des papstes zeichen seien doch nicht des teufels stricke, sondern SPeters schlüssel') versteh ich etwas anders als Wallner: 'wenn ihr erwidert 'wie können wir verloren gehn, wenn wir dem pabst folgen, da er ja doch SPeters schlüssel hat" . . .

82, 17 versteh ich die 'goldne katze' als etwas ähnliches bedeutend wie heutzutage das 'groſse los' oder wie Scheffels 'schwerer goldner regen', der 'unverhofft durchs dach mir tropft'. Walther hatte in seiner pferdlosigkeit seinem knappen Dietrich zwei pferde anzubieten, erstens dasjenige pferd von dem der unbemittelte fahrende träumte, das er sich kaufen wollte, wenn ihm die goldne katze zu teil würde (dass die goldne katze im traume der fahrenden mit der erst weit später belegten '(geld)katze' zusammenhange, halt ich für möglich, doch ist dies für meine erklärung keineswegs notwendig), zweitens dasjenige pferd das Walther zu bekommen hoffen konnte, wenn herr Gerhard Atze vom landgrafen verurteilt werden würde ihm den schaden zu ersetzen, oder auch zu dessen ersatz Gerhard Atze bereits verurteilt war, welchen schadenersatz aber Walther nicht von ihm bekommen konnte. statt dieser beiden pferde, die er meint, nennt Walther in unserm spruche die voraussetzungen für diese pferde oder deren spender, die goldne katze und Gerhard Atzen selbst. der knappe, der die goldne katze eben so gut kannte wie Walther und die fahrenden und Walthers zuhörer, wuste, dass man auf diesem pferde in würklichkeit nicht reiten könne; er wählt daher den Gerhard Atze und muss darum zu fuſse gehn, da das

pferd von Gerhard Atze nicht zu erlangen ist. hätte er das andre pferd gewählt, so hätte er natürlich erst recht zu fuſse gehn müssen.

Kopenhagen 1911. **Hermann Möller.**

Zu Peter Suchenwirt. Dass Suchenwirt auf seinen wanderungen auch nach Baiern gekommen ist, scheint aus der nachfolgenden urkunde hervorzugehn, die im Münchener reichsarchiv ligt (tom. priv. 25 p. 294):

München 31 mai 1354.

Markgraf Ludwig von Brandenburg verpfändet dem *Runttinger* für schuldige 244 Regensburger pfennige das gericht in der Neustadt samt allem zubehör. beim dritten der aufgeführten acht schuldposten heiſst es: *acht pfunt umb zwen hengst, der ainer worden ist Friderich unserm pfeiffer, und der ander dem Suchenwirt.*

Innsbruck. **Ludwig Schönach.**

Brief einer gottesfreundin aus dem 15 jahrhundert. Den soesse name Jhesus vur eyne fruntliche groesse. Lieve suster inde frundynne Gotz des almechtigen. Ich alsus lange geswegen und het uch lange doen groessen, dan sulchs haen ich mit willen gelaissen, up dat yr yn urme goden upsatz und anfangen des heiligen levens van uiswendicheit ungehindert blevet. Nu hoff ich, ur gode anhaff have sulchen vortganck zo sich genomen, dat ir yn de volkomenheit der suessen ind lichten berden Christi also gevestiget, bestedet, gewertzelt und gesat sijt, dat uch geyn uiswendige dingh lichtlich hinderen mogen, schriven darumb urre œtmodicheit dit brieffgin, dat ich uis guden vursatz geistlichs levens ind innich gebeetz gern wuld deilhafftich werden ind sijn. Wir varen ind vliessen in der werlt ungeweder gelijch eyn schiff in dem meer[1], dat heer ind dair swemmet und niet en weis, wa landen, und sijn allzijt uir ind stunde warden, dat wir van wynd ind van sturm schiffbreechlich werden. Da uis hait uch Got getzogen und zo lande gebracht, da rust unde stillinge und reynicheit der lucht is, dardurch ir sulchs ynnigen gebeetz mechtiger sijt zo doen an Gode den heren, dan wijr arme ellendige schijffbrechige mynschen. Begeren ich darumb durch die mynne Christi, die hie zu uns sijnen schaiffger gehat hefft, ijr wilt ur smach[2] gebed spailden, splijssen und[a] mit uns deilen, want ijr's darumb de mijn niet behailden en sult, wan de natuer hait geistlich guet, wie dat me gespreit ind gedeilt wirt, wie dat mer und[a] breder wijrt ontgaen de natur des ertschen gudes, dat van deilingen zo neyte wijrt.

[a] *hs.* uns.
[1] *zu diesem vergleich verweist Strauch auf seine anmerkung zu Heinrich vNördlingen* XXV 15 *ff.* [2] *'wolriechend' di. innig* (*Strauch*).

Das vorstehnde, durch seinen innig frommen ton ausgezeichnete stück befindet sich in einem briefbuche der universität Köln[1] *unter abschriften der an die universität gerichteten oder von ihr abgesanten schreiben als einziges heterogenes stück im ganzen bande, ohne jeden zusammenhang mit dem vorhergehnden und dem nachfolgenden briefe, welche die daten 1463 oct. 3, bzw. oct. 30 tragen. das briefbuch wurde geführt von den beiden bedellen, die sich gelegentlich auch der hülfe eines copisten, wol eines studenten, bedienten. das vorliegende stück wird von einem solchen copisten geschrieben sein, da es nicht die bekannte handschrift eines der beiden damaligen bedelle zeigt. die sprache weist auf die Kölner gegend hin.* **Herm. Keussen.**

[1] *Köln. Hist. stadtarchiv, Un.* 59 120 *a b* (*nr* 188).

PERSONALNOTIZEN.

Am 7 april starb zu München der ehemalige professor der kunst- und litteraturgeschichte an der technischen hochschule zu Stuttgart dr KARL LEMCKE im 82 lebensjahr: seine 'Geschichte der deutschen Dichtung von Opitz bis Klopstock' hat ihrerzeit (1871) wesentlich geholfen, die poesie des 17 jh.s aus ihren geistigen zusammenhängen heraus richtiger und tiefer zu würdigen.

Am 29 april entschlief zu Berlin im 60 lebensjahre ERICH SCHMIDT, seit Scherers tode und auf seinen bahnen der führer und meister in der historisch-philologischen erforschung der neuern deutschen litteraturgeschichte, die er von der humanistenzeit bis zur gegenwart nach form und inhalt beherschte; als biograph und herausgeber ausgezeichnet, als gelehrter philologe, feiner kenner und glücklicher darsteller im engen wie im weiten würkend, dieser zeitschrift und ihren herausgebern ein unvergesslicher freund.

Am 19 september 1912 starb zu Basel dr EMIL GEIGER, ein hoffnungsvoller junger litterarhistoriker, von dem auch der Anzeiger widerholt beiträge gebracht hat.

Am 14 august 1913 erlitt in den Dolomiten einen tödlichen absturz dr AUGUST LÜTJENS, der sich vor jahresfrist an der universität München habilitiert hatte.

Für ELIAS VON STEINMEYER, der vom 1 october 1913 ab von den pflichten seines lehramtes entbunden ist, wurde als ordentlicher professor der deutschen philologie an die universität Erlangen berufen der ao. professor dr FERDINAND SARAN von Halle.

An der universität Strafsburg haben sich für deutsche philologie habilitiert dr LUDWIG PFANNMÜLLER und dr HANS NAUMANN; an der universität Königsberg für vergleichende sprachforschung oberlehrer dr HUGO EHRLICH.

ANZEIGER

FÜR

DEUTSCHES ALTERTUM UND DEUTSCHE LITTERATUR

XXXVI, 3. 4 december 1913

Die ältesten germanischen personennamen von Georg Werle. [Zeitschr. f. deutsche wortforsch., beiheft zum 12 bd.] Strafsburg, Trübner 1910. 88 ss 8°. — 2,75 m.

So mancher lernende und lehrende hat wol schon den mangel einer zusammenstellung des ältesten germanischen sprachgutes empfunden [1]. diese lücke sucht die vorliegende schrift auszufüllen, wenigstens soweit es sich um die bis zum j. 400 überlieferten personennamen handelt. ausgeschlossen von der sammlung sind also völker-, länder-, orts-, gebirgs- und flussnamen, ferner namen mythologischer wesen, deren uns ja die inschriftsteine schon eine erkleckliche zahl bieten, endlich auch die germ. lehnworte im lateinischen. auch in dieser beschränkung war die aufgabe noch immer eine lohnende. aber was man dann als anhang an die sammlung allenfalls noch erwarten durfte, das wäre eine untersuchung über die grundsätze der ältesten germ. namenbildung und namengebung und ihre vergleichung mit der späteren oder mit aufsergermanischer. man ist einigermafsen überrascht, statt dessen einem zweiten abschnitt zu begegnen, der überschrieben ist 'Sprachliche verwertung der gesammten eigennamen'. das ist von vornherein verfehlt. denn hier wird ein material mitverwertet, für das keine oder unzureichende hinweise gegeben sind, das also dem leser nachzuprüfen oft schwer fallen wird, und das doch erst genau auf seine germ. zugehörigkeit untersucht werden müste, bevor es in rechnung gestellt wird. auch ist nicht einzusehen, warum grade nur eigennamen herbeigezogen werden und worte wie *brāca, sāpo, alces, glaesum, framea* von der betrachtung ausgeschlossen sein sollen, wenn man einmal ermitteln und zeigen will, wie die würklich überlieferten ältesten germ. sprachreste zu unserer wesentlich auf dem wege der reconstruction gewonnenen vorstellung vom urgermanischen stimmen und sie stützen. dieser fehler in der anlage ist aber nicht der einzige. die schrift ist vielmehr im ganzen ein beispiel dafür, wie die sache nicht angepackt werden durfte.

Es kam hier zuerst und vor allem auf die reinliche scheidung des germanischen vom nichtgermanischen an. W. stellt als allgemeinen leitsatz für die zulässigkeit germanischer namens-

[1] zur zeit der niederschrift dieser anzeige lag Schönfelds Wörterbuch der altgermanischen personen- und völkernamen noch nicht vor. R. M.

erklärung zunächst diesen auf: 'der zuweisung auf grund äufserer angaben in der überlieferung ist unbedingt der vorzug zu geben vor der anderen, welche innere beweise aus der gestaltung des namens sucht'. das ist in hohem maß bedenklich und führt auf einen gefährlichen weg. so sehr es sich empfiehlt, alle mittel aufzubieten, die uns über die nationalität eines namenträgers aufklären können, beweist die völkische zugehörigkeit eines mannes noch nichts für die sprachliche seines namens. W. rechnet allerdings mit 'formangleichung' ans keltische in fällen wie *Maroboduus*, wo hinter der fremd aussehenden hülle doch ein germ. name steckt, und hält gerade darum nicht viel von dem wert 'innerer beweise'. aber gibt es nicht Germanen mit würklich und von haus aus kelt. namen? ein solcher ist zb. der Bataver *Vihirmatis* di. gall. **Vīr(o)matis* = ir. *fíor-maith* 'truly good or generous'. W. setzt zu diesem nur ein auf die — in wahrheit trotz verlustes der inschrift gar nicht verdächtige — überlieferung bezügliches fragezeichen, hält ihn also für germanisch.

Es werden gewis auch bei sorgfältigster prüfung jedes einzelnen noch immer genug fälle überbleiben, in denen ein festes ergebnis nicht zu erreichen ist. aber einen so breiten raum wie bei W. brauchten die 'unsicheren' namen denn doch nicht einzunehmen; und auch auf die von ihm als sicher germanisch angesprochenen lässt sich WSchulzes von ihm selbst citiertes urteil über Reebs sammlung anwenden, das eine 'gründlich säubernde revision' für nötig hält.

Zunächst sind eine grofse anzahl sicher keltischer namen auszuscheiden. es ist oft gar nicht einzusehen, wie W. dazukommt germanischen ursprung auch nur in erwägung zu ziehen: zb. bei dem *Aisius* aus Poitiers und der *Aisia* aus Pettau, bei denen ihn übrigens nur 'innere' gründe auf den falschen weg gebracht haben können. das gilt auch von einem *Autarites*, führer galatischer truppen im karthagischen heer im j. 239 v. Chr., der sogar ohne jeden vorbehalt als 'Deutscher' angesprochen wird. eine sorgfältigere untersuchung seines namens hätte alsbald gezeigt, dass er mit den germanischen, an die er anklingt, nichts zu tun haben kann. und was spricht dafür, dass der *M. Junius Fadenus dec. eq. coh.* III *Alpinor(um)*, dessen stein in Dalmatien gefunden ist, ein Germane war? dass sein name (des *F* wegen) unkeltisch ist, beweist das doch nicht.

Ganz unbegreiflich ist die aufnahme von thrakischen namen, von denen der des *Cotiso*, königs der Daker-Geten, sogar unter den sicher germanischen steht. dasselbe ist der fall mit *Gudilas*, wie ein alter Thrakerkönig *Κοδήλας* bei Jordanes heifst. hier handelt es sich wenigstens würklich um einen gotischen namen, mit dem der anklingende thrakische vertauscht ist, aber ein beleg für einen germ. personennamen aus der zeit vor 300 v. Chr. liegt natürlich dabei nicht vor. W. tut ein übriges

und stellt ihn zum volksnamen *Gutones,* scheint also noch nicht einmal über die natur des dentals in diesem aufgeklärt zu sein. aber auch als zweifelhafte fälle durften *Roles, Sitalkes, Medopa, Burvista* nicht aufgeführt werden, am wenigsten wie letzteres mit einem beisatz 'Daker- (Goten-) könig z. zt. Sullas (1 jh. v. Chr.)'. wer in bezug auf Thraker und Goten heute noch nicht über JGrimms Gddspr. hinausgekommen ist, kann gar nicht ernst genommen werden.

Auf der andern seite versteht man es nicht, warum die 'deutsche' — gemeint ist germanische — nationalität römischer officiere wie *Bappo, Scudilo, Nestica, Nectaridus, Barzimeres, Malaricus, Memoridus* als zweifelhaft hingestellt und selbst der name der langobardischen *Gambara* als unsicher betrachtet wird.

Ganz offenbar ein anachronismus ist es, wenn bei *Trupo* erwogen wird, ob hier eine zweistämmige kurzform von namen wie *Trudpaldus, -pertus* vorliege, und noch ein schlimmerer, wenn *Timo* als zweistämmige kurzform zu namen wie *Thietman, -mod, -mar* aufgefasst ist.

In der einleitung s. 13 wird gesagt, dass dem keltischen und germanischen 'einige wichtige namenwörter wie *catu-, dhagho-, teuto-, segho-, gaiso-, ario-* ua. und zwei der wichtigsten grundwörter *-rix* und *-merus* (kelt. *mārus*)' gemein sind. hier hätte aber ausdrücklich erwähnt werden müssen, dass kelt. *māro-* und germ. *mēra-* ablautformen sind, ferner, dass es kein germ. **sega-*, nur ein **segi-*, **segu-*, **seges-*, **segez-* gibt. und welche belege hat W. für germanische mit *aria-* und keltische mit *gaiso-* zusammengesetzte namen? die frage der 'verwantschaft oder entlehnung' lässt er ausgesprochenermafsen offen, obwol doch germ. *rīk-* entlehnt sein muss und *mēra-* nicht entlehnt sein kann.

Wenn wir hier auch noch auf einzelne namen näher eingehn, soll damit nur ein bruchteil von dem widergegeben werden, was sich über sie sagen und an ihrer behandlung bei W. ausstellen liefse.

Barzimeres kann mit einem ortsnamen *Barzelinga* aus dem 9 jh., in dem *z* hochdeutsches verschiebungsproduct aus germ. *t* ist, natürlich nichts zu tun haben. es wird im ersten teil zu ahd. *parrên* 'steif emporstehn', *parrunga* 'hochmut' gehören.

Catualda ist kein edler unter den Goten — das muss immer wider gesagt werden —, sondern ein markomannischer edling, der sich vor Maroboduus zu den Goten geflüchtet hat. ferner ist *Catualda* nicht = *Hathuwald*, vielmehr ebenso wie *Chariovalda* ein *n*-stamm gleich anord. *Ívaldi, Alvaldi, Sigvaldi.*

Cimberius könnt ich natürlich heute nicht mehr als germ. **kimbœrjaz* 'zänker' (zu anord. *kimb*) deuten, wie PBBeitr. 17, 215, zu einer zeit, als germ. *-ārjaz* noch nicht als ein aus lat. *-ārius* entsprungenes lehnsuffix erkannt war.

Fullofaudes ist mit sicherheit in *Fullobaudes* herzustellen.

**Γαιβόμαρος* wäre ahd. *Gebamâr*, nicht *Gabomar*.

Gutanio des runenringes von Pietroassa ist durch vorgesetztes kreuzchen als ‘nur möglicherweise germanisch erklärbar’ bezeichnet, was doch wol nur ein versehen sein wird. aber in dieser gestalt ist es sicher kein personenname, vielmehr ist *Guatiniowi* ein solcher.

In *Gimmio*, *Gimio* scheint idg. **ghim-* ‘winter’ zu stecken. eine tochter des Gimmio heifst *Aestiva*. stellt sich so auch *Sumaro* zu germ. *sumara-* ‘sommer’?

In *Louba* seh ich nicht eine schreibung wie *Gennoboudes* (statt *Gennobaudes*), also nicht eine ablautform neben *Leuba*, sondern eine kelt. lautform, dem kelt. wandel von *eu* zu *ou* entsprechend. vgl. *Laubasnus* neben *Leubasnus*, *Leubasna*.

Marabodus. wie W. dazukommt den namen in dieser gestalt anzusetzen, ist zunächst unerfindlich; denn die belege für *Maroboduus* sind erdrückend. eine lesart *Μαράβοδος* bei Strabo, auf die allein W. sich stützt, ist in Müllenhoffs Germ. ant. nicht einmal verzeichnet; und soviel ist klar, dass, auch wenn wir nur auf Strabo angewiesen wären, ihr nicht der vorzug gegeben werden dürfte, schon darum, weil ein *a* in der compositionsfuge in der litterarischen überlieferung jener zeit überhaupt befremden müste. für W. bildet aber dieses *Marabodus* die brücke zu ‘germ. *Mara(h)badus*’, auf das der name zurückgehn soll. dabei konnte er sich auf Müllenhoff berufen. aber germ. **Marhabadwaz* — so müste nämlich angesetzt werden, da es sich nicht um einen *u-* sondern einen *wa*-stamm handelt —, wäre ganz gewis lautlich genauer und sinngemäfser als durch kelt. *Māroboduus* durch *Marcoboduus* widergegeben worden, umsomehr als der name ins keltische durch vermittlung von leuten kommen muste, die keltisch und germanisch konnten. *Māroboduus* kann germ. **Mērabadwaz* sein, da sich leicht eine tradition herausgebildet haben kann, germ. *mēra-* in namen durch ablautendes und gleichbedeutendes keltisches *māro-* widerzugeben und umgekehrt, wie doch sogar noch ganz ohne rücksicht auf den sinn slaw. *Dragomira* zu adän. *Dragmar*, *Dargmar*, *Dagmar* wird. aber die Markomannen sprachen damals wol schon *Mārabadwaz* mit *ā* aus germ. *ē*; und umso leichter war dann die keltisierung zu *Maroboduus*.

Theolaifus soll an griech. *θεός* angeglichen sein. aber *eo* ist doch eine ganz gewöhnliche widergabe von germ. *eu*, sodass es dieser erklärung gar nicht bedarf. das erste glied gehört nicht ‘ursprünglich vielleicht’, sondern bestimmt zu got. *þius*.

Tudrus. meine bemerkungen über den namen PBBeitr. 17, 126 vertragen sich nicht mit den lauten. der name ist kaum von ags. *tūdor*, *tūddor* ‘nachkommenschaft’ ganz zu trennen. Torp Wortschatz der germ. spracheinheit 165 stellt dies unter

berufung auf germ. *tauma-* 'seil, gebären, nachkommenschaft' mit germ. *teudra-* 'seil' zusammen. auch an die bedeutungen von *zucht* kann man dabei erinnern. wenn mit Torp von einer wz. germ. *tu* 'ziehen' auszugehn ist, liefse sich *Tuder* oder *Tudrus* auch als nomen ag. im sinn von 'ductor, dux' verstehn.

Thusnelda. an einen schreibfehler *Θουσνέλδα* statt *Θουσνέλλα* bei Strabo, den ich Zs. 35, 368 voraussetzte, glaub ich schon lange nicht mehr. da wir wissen, dass die germ. namen zu beginn der Römerzeit schon den späteren glichen, ist ein weiblicher name mit dem so beliebten gemeingerm. **heldī(z)* als zweitem teil viel wahrscheinlicher als einer mit dem sonst unbelegten **snellō.* das bedenken, dass man dann *Θουσνέλδις* erwarten müste, ist nicht so gewichtig, um die schale nach der andern seite zu ziehen, da es sich um eine ungenauigkeit zu gunsten des gewöhnlichsten ausgangs weiblicher namen handeln kann. bei ostgot. *Ranilda* und *Sunilda* verhält sich die sache ja ebenso; auch der hinweis auf inschriftlich *Guntelda* ligt nahe; doch möcht ich mich auf dieses, weil es schon langobardisch sein wird, nicht einmal berufen. germ. *h* als anlaut des zweiten gliedes muss im griechischen nicht zum ausdruck kommen, wie *Βουίαιμον* bei Strabo und *Βαῖμοι* (für **Βαίαιμοι*) bei Ptolemäus zeigen. hat man aber *Θουσν-έλδα* abzuteilen, so ist beim ersten teil von germ. *þūs* (in got. *þūsundi*) abzusehn. ich denke an beziehung zu aisl. *þausn, þausk, þyss* 'getümmel', *þeysa, þysia* 'vorwärtsstürmen'.

Bei *Vilidedius* aus Borcovicium am Hadrianswall verzichtet W. wol aus grundsätzlicher scheu vor namenausdeutungen auf jedes wort über die bedeutung und die teile des namens, setzt aber später das *e* als lang voraus, was doch eine vorausgehnde deutung erfordern würde, und stellt ihn selbst Mainzer Zs. 5, 59 ganz richtig zu got. *dêds. Vili-dedius* 'der erwünschtes tuende', gebildet gleich dem mhd. adj. *meintæte,* zeigt dieselbe altertümliche function des *ja*-suffixes wie got. *gudblôstreis, ragineis, lêkeis* oder *hairdeis.* got. *waidêdja*, mhd. *übeltæte, meintæte* (subst.) und anord. *fordǽđa* stehn mit ihrem *jan*-suffix auf jüngerer stufe. vgl. auch die bildung von *Aistomodius. Vili-* ist, was den ausgang betrifft, interessant als ein seitenstück zu *Hari-* im göttinnennamen *Harimella* und stützt dessen deutung als germ. *harja-* 'heer'.

Segithancus. für diese herstellung aus überliefertem *Σεσίθακος* beruft sich W. auf meine ausführungen Zs. 35, 361. doch sag ich dort ausdrücklich, dass ich die besserung nur übernommen habe. seinen eigenen einfall, dass vielleicht mischung mit *Segitac* (= *Sigitac* im 11 jh.) vorliege, hätte er sofort als gedanken schon unterdrücken müssen, denn dieser ahd. name hätte urgerm. *Segidagaz* und latinisiert *Segidagus* gelautet. die annahme dass *Σεσι* aus *Σεγι* verderbt sei, gründet sich übrigens blofs auf die namen der verwanten *Segimerus, Segimundus,*

Segestes; an sich wäre auch *Sesi-* zu halten, da später *Sisi-* als erstes compositionsglied von namen öfters belegt ist; s. Koegel Gesch. d. deutschen lit. I 1, 52. und *θακος* könnte allenfalls durch hinweis auf gall. *Togi-rix,* ir. *toig* aus **togi-* 'angenehm' — und *dechisto* im Hildebrandslied? — verteidigt werden.

Veleda. hier fehlt in dem überblick über bisherige deutungsversuche der hinweis auf den überzeugendsten, die zusammenstellung mit kelt. *velet-* 'seher, dichter' durch Bezzenberger bei Stokes Urkelt. sprachsch. 277. *Veleda* ist also ein beiname und das germ. wort mit dem keltischen urverwant oder vor der lautverschiebung daraus entlehnt.

Vinicar(ius) wird kaum germanisch, sondern gleich *Venico* und *Venicarus* keltisch sein, da *i* für zu erwartendes *e* in kelt. namen auch sonst vorkommt. in deutschem *Winihar Viniheri,* das W. vergleicht, ligt ein urverwantes erstes glied, aber ein ganz verschiedenes grundwort vor.

Gegen den zweiten teil, die sprachliche verwertung der germanischen eigennamen, sind nicht weniger einwendungen zu machen. vor allem wimmelt es hier geradezu von offenkundig und unbestreitbar keltischen, lateinischen und sonst ungermanischen worten unter den belegen für lautstand und wortbildung des germanischen. ich nenne nur *Fabaria* und *Glaesaria* (beide übrigens von Plinius ausdrücklich als lateinisch bezeugt neben den germanischen namen derselben inseln *Burcana* und *Austeravia*), *Γέται* (!), *Tricasini, Gabreta, Ambi-tarvius, Tri-censima, Daliterni, Chabilci, Carpi, Cirpi, Temenicus ager, Menmanhiae, Conuentina dea, Gotini* (bei Tacitus, recte *Cotini,* das W. für identisch mit dem Gotennamen hält!), *Vallamneihiae, Ulmanectes.* letzteres war unschwer als verderbnis für *Silvanectes* zu erkennen, wie der name sonst heifst; W. vergleicht '*Ulmi-rugi* (7 [sic] jh.) (= an. *Holmrýgir*)'! aber auch nichtexistierendes findet sich unter den belegen. so angebliches *Κυένωνες* bei Ptolemäus, *Nardigni* bei Tacitus, *Cenni* bei Florus, *Thravandii* bei Jordanes. anderseits ist ohne jeden vernünftigen grund der volksname *Calucones* bei Ptolemäus als 'unsicher germanisch' bezeichnet.

Es wäre ganz in der ordnung, dass dieser 2 teil eingeleitet wird mit einer untersuchung über die widergabe germ. laute durch Griechen und Römer, stiefsen wir nicht gleich hier wider bei jedem schritt auf schiefes und falsches, abgesehen von bereits gerügten fehlern.

So braucht das *i* in *Vithimiris* bei Ammianus Marc. nicht aus dem itacismus einer griech. vorlage erklärt zu werden, da das got. *ē* damals schon einen dem *ī* sich nähernden laut angenommen hatte. für die quantitäten der vocale in *Vĕlĕda* ist natürlich nicht Tacitus zeuge; es soll heifsen Statius. wenn es auf dem Monumentum Ancyranum *Μαίλων,* bei Strabo *Μέλων*

heifst, darf nicht ersteres als beleg für die widergabe von germ. ĕ durch αι angeführt werden, wo lat. *Maelo* daneben steht. vielmehr ist *Μέλων* verkehrte schreibung mit ε für αι = lat. *ae*, germ. *ai*. das *Su-* in *Sugambri* auf *Sui* zurückzuführen ist angesichts der fülle von belegen nicht angängig; auch ist mit ihm sehr wol auszukommen. wenn W. *Cuberni* für **Quiverni* nimmt, fufst er allerdings auf einer etymologie Müllenhoffs, die man aber bei den toten ruhen lassen sollte. von einem eingeschobenen gleitlaut kann wol bei *Ch(o)nodomarius*, aber doch unmöglich bei *Γαι(ο)βόμαρος* gesprochen werden.

Scatinavia ist nicht — wie es nach s. 65 scheinen müste — bei Plinius das allein überlieferte, sondern eine schlechtere lesart neben *Scadinavia*. wo es sich also nur um einen in der überlieferung eingeschlichenen fehler handelt, kann der wechsel von *t* und *d* nicht auf rechnung der widergabe germ. laute durch die Römer gesetzt werden. auch *Σεγιμοῦντος* bei Strabo ist nicht so zu beurteilen, als ob hier germ. *d* durch lat. *t* oder griech. τ widergegeben wäre; denn τ hat hier nach ν in neugriechischer weise den lautwert *d*. die behauptung, *Nahanarvali* sei = **Na-narvali* würde auch im munde eines andern als W. nicht glauben finden ohne ein wort darüber, was dieses **Nanarvali* sein und bedeuten soll. und ein rechtfertigungsversuch würde nur zeigen, dass damit nichts zu machen ist. in *Badu(-h-)ennna* bei Tacitus und inschriftlich *Tui(-h-)anti* war nach W. 'ursprünglich *u̯* in zwischenvocalische stellung getreten, muste da ausfallen und wurde durch dieses *h* (= spir. lenis) ersetzt'. von anderm abgesehen: was soll dann dieses *-u̯anti* sein? aber im anschluss daran wird wenigstens das *h* in *Victohali* neben *Victuali* richtig als ein secundärer einschub betrachtet, während es früher und gleich wider auf der nächsten seite mit dem *c* in *Boiocalus* gleichgestellt wird.

Als belege für germ. *ch* — χ (aus idg. *k*), und zwar als fälle, wo es durch lat. *c* ersetzt ist, gelten für W. auch *Vacalus*, *Burcana*, *Helvecones*, *Cannanefates*. alle mit unrecht. *Vacalus* bei Caesar ist vielmehr keltische form, da dieser den namen aus dem munde von Kelten empfangen hat; vgl. die *matres Vacallinehae*, *Vacalinehae*. *Burcana* erweist sich gegenüber *Βυρχανίς* bei Strabo als die bessere form durch das jetzige *Borkum*, und darüber dass hier germ. *k* vorligt, kann es nach diesem keinen zweifel geben. *Αἰλουαίωνες* bei Ptolemäus ist hundertmal eher schreibfehler, als dass es auf lat. *Elvehones* zurückgeht, dessen suffix ebenso rätselhaft wäre, wie das in *Helvecones* bei Tacitus, wenn wir es für germ. *elwekan-* nehmen, durch seitenstücke gestützt wird. der anlaut in *Cannanefates* endlich ist = germ. *k* schon des *Kennemerlandes* wegen.

Doch wir sind hier schon in ein II capitel hineingeraten, das nach der überschrift vom germ. consonantismus handelt, in

dem aber immer noch so viel von den eigentümlichkeiten der widergabe germ. laute im lateinischen und griechischen die rede ist, dass man nicht recht sieht, wie W. seinen stoff ordnen wollte. von der behandlung der consonanten ist das capitel VI, Germanischer vocalismus, getrennt durch III Präfixe, IV Suffixe, V Ablaut- und brechungserscheinungen. dabei wird dafür gesorgt, dass der leser, der schon etwas abgestumpft ist und auf den kleinigkeiten keinen eindruck mehr machen, stets aufs neue erstaunen muss. es kommt würklich immer toller. eine kleine blütenlese kann dies zeigen.

So wird eine lesart *Edures, Eudures* bei Orosius neben *Eduses* und *Sedusii* bei Caesar s 68. 72, wenn auch zweifelnd aus gramm. wechsel 'von *r* : *z*' (sic) erklärt. als ob Caesar, aus dem Orosius schöpft, zwei verschiedene namenformen nebeneinander überliefert haben kann. aufserdem dürfen wir den wandel von *z* zu *r* nicht in so frühe zeit verlegen. W.s bemerkung 'für tönendes *z* sollen sonst belege fehlen (vgl. Kluge VGD.[2] § 21)' ist entgegenzuhalten röm. germ. *glēsum* = mnd. *glār* 'harz', fränkisch *Merogaisus* und quadisch *Ἀριόγαισος*, das doch W. selbst s. 27 mit ahd. *Herigêr* gleichsetzt.

In *Strubilo-scalleo* fasst W. das *ll* als ergebnis von westgermanischer consonantendehnung, obwol er den zusammenhang mit aisl. *skalli* 'kopf' anerkennt. das burgundische *sinistus* = got. *sinista* gilt ihm als zeugnis für die ungültigkeit der westgerm. consonantendehnung, als ob hier die vorbedingung für diese vorhanden wäre und der titel westgerm. *sinnistus* hätte lauten können.

Von einem alten wort *bant* 'gau' weifs W. nichts. er spricht s. 72 von einem suffix *-bandes* in völkernamen, das vielleicht mit dem andern (?) *-ant-* zusammengehöre, und führt ua. als belege an *Tubantes, Bucinobantes, Tui(h)anti.* möglich scheint ihm auch zugehör von *Κοβανδοί* (Ptol.), *Tex(u)andri* (Plin.) und — nicht vorhandenem — *Thravandii* (Jord.) und dazu in ablautverhältnis stehend *Burguntae* (Ptol.), *Burgundiones*, *Φρουγουνδίωνες* (Ptol.). zum überfluss zieht er auch noch kelt. *Trimobantes* herbei, recte *Tri-nobantes, Tri-novantes.* die namen und laute sind da würklich durcheinandergeworfen wie kraut und rüben. denn in *Bucinobantes, Tubantes, Tuihanti* (jetzt *Twente*) liegt germ. *t* vor. und wo findet sich überhaupt ein beleg für ein *-bandes* mit *d*?

Ein name *Lagari-manus* bezeugt für W. (nach s. 79) den übergang von germ. *ē* zu *ā* für das 4 jh. bei den — Goten! man traut seinen augen nicht. voraussetzung ist dabei die identität von *Lagari-* mit ahd. *lâgari* 'factiosus, insidiosus', die übrigens W. selbst früher (s. 43) in der schwebe lässt. er hat dort noch eine andere erklärung des namens zur hand, nämlich aus ags. *lagu*, anord. *lögr* (sic) 'gesetz' und fügt hinzu '= nhd. *Lach-*

mann', glaubt also an eine vorhandene deutsche entsprechung zu anord. *lǫg* sogar noch in der zeit, aus der unsere familiennamen stammen, und hält deutsch *ch* für gleichwertig mit anord. *g*.

S. 73 heifst es: 'in flussnamen kehrt wider die bildung *-urgis* (< *-ṛgis?*): *Visurgis* (Strabo); *Casurgis* (Ptol.) (vgl. *Chasuarii?*); auch *Σκοῦργον* (o. Ptol.)'. also éin flussname ist unter den belegen! und auch in diesem ist das *g* kein altes und echtes, sondern für *j* geschrieben. darauf führt doch schon der name *Wisara, Weser.*

S. 81 entdeckt W. urgerm. *e* als mittelvocal (< idg. *e*) in der compositionsfuge und übersieht dabei, dass belege wie *Munderichus, Mederichus, Frigeridus, Viderichus* junges, durch abschwächung (meist aus *u*) entstandenes *e* enthalten.

S. 69 lesen wir: 'der name der Neckarsvebin *Masue-tinca* vom Heidelberger stein zeigt, wie lange sich dieses nomadenvolk seine ostgermanischen dialecteigentümlichkeiten bewahrt hat'. die Sveben sind also ein nomadenvolk und Ostgermanen! letzteres, weil es nach W. sonst *Massue-tinca* heifsen müste. dabei erspart er sich den nachweis, dass dieser name überhaupt germanisch ist, völlig.

Doch damit ist es genug und übergenug. die schrift hätte wol verdient, mit wenigen und um so entschiedeneren worten abgewiesen zu werden. mit rücksicht aber auf die umstände ihres erscheinens als beiheft einer angesehenen zeitschrift glaubten wir unser urteil ausführlicher begründen zu sollen. ihren verfasser wollen wir nicht entmutigen, aber feststellen, dass er hier an eine aufgabe herangetreten ist, für die er lange noch nicht reif ist. er wird erst noch s e h r viel lernen müssen, bevor sich sein interesse für den gegenstand in nutzbringende arbeit umwandeln kann, und der weg dahin wird ihm immer versperrt bleiben, wenn er nicht erst reue und leid empfindet über seine uns vorliegende leistung.

Wien, weihnachten 1910 **Rudolf Much.**
(abgesant september 1913)

T a c i t u s' G e r m a n i a. erläutert von **Heinrich Schweizer-Sidler.** siebente, verbesserte und vermehrte auflage von **Eduard Schwyzer.** Halle, waisenhaus 1912. XVI, 118 ss.; 2 tafeln abbildungen und 1 karte. 2,50 m.

Eduard Schwyzer hat 1901 die deutsch commentierte Germaniaausgabe Schweizer-Sidlers in sechster auflage herausgegeben; im nämlichen zeitabstand wie jene der fünften, folgt ihr nun die siebente nach. auch diese neueste hat manche veränderungen und zusätze erfahren. es sei besonders der zweite anhang genannt, der zahlreiche litteraturnachweise enthält und zeigt, dass der herausgeber sich auch die neuesten erscheinungen

der germanischen altertumskunde zu eigen gemacht hat, wie das auch der commentar verrät. eine karte über das taciteische Germanien wird willkommen sein, ebenso sechs abbildungen, die aus Schumachers katalog der Mainzer Germanendarstellungen entnommen sind; hier hätte ich freilich statt nr 2 oder 4, die beide ohne commentar nicht recht brauchbar sind, andre gewünscht, vor allem den prächtigen, auch in Furtwänglers Intermezzi abgebildeten Germanenführer der Trajanssäule.

Da ich das wort habe, so möcht ich mich zu einigen stellen äufsern. cap. 1 *Abnoba* = Schwarzwald + Alb; warum diese? — 3 *mennisco* 'mensch' ist doch gewis nicht 'abkömmling des Mannus', *-isk* ist nicht patronymisch. der deutsche ursprung des namens *Arminius* wird mir auch durch die angeführte parallele nicht wahrscheinlich. — 4 *rutilae comae:* wenn Schw. das als künstlich rot gefärbte haare versteht, so hat er doch wol nicht recht. jedenfalls hatte ichs Zs. 48 nicht so gemeint; so vielmehr, dass in dem *rutilae* eine art compromiss oder misverständnis aus naturblondem und rotgefärbtem haar stecke; die färbung hat gewis einen entschiedeneren ton gegeben. — 5 *satis ferax:* abl. oder dat. pl.? mir will doch immer das adv. noch besser scheinen. beim apfel konnte auf die zwei sorten in den pfahlbauten hingewiesen werden; s. Hoops Reallexikon 112 ff, die arbeit von RGradmann Getreidebau im deutschen und römischen altertum ist nicht erwähnt. *opes:* auch schwäb.-alem. *ware, habe* = vieh. — 7 wozu der *ululatus* der weiber 'ein gellender schrei von bestimmter form' sein soll ('deren *ul.* die feinde bannen sollte' sagte Schw.-S.), seh ich nicht ein; warum nicht das einfache heulen ohne bestimmten zweckinhalt, der in dem parallelen *vagitus infantum* doch auch nicht liegt? — 8 zwischen der hochhaltung der frau — diese als sicher vorausgesetzt — und ihrem wergeld besteht genau genommen kein widerspruch; das wergeld ist privatrechtliche abschätzung des ökonomischen wertes und hat mit der moralischen nichts zu tun. — 9 nach vergleichungspuncten zwischen Mercur und Wodan zu suchen ist wol kaum nötig, wenn man annimmt, dass die interpretatio romana (ebenso wie die aus ihr folgende spätere nordwestdeutsche verdeutschung des *dies Mercurii*) auf Caes. B. G. VI 17 zurückgeht. — 10 welches die *certi dies* sind, zieh ich vor nicht zu wissen. die Isis aber ist sicher einfach die römische, von der sich in den Donaugegenden manche altäre finden. — 11 dass die *notae quaedam* keine runen sein können, wird falsch sein, denn die runen können älter sein als Wimmer meinte; aber richtig ist, dass die stelle aus den belegen für die runen zu streichen ist, denn es ist deutlich nur von einem zeichen für 'ja' und einem für 'nein' die rede, und das können buchstaben sein, müssen aber nicht. unser 'lesen' vom aufheben der stäbchen zu erklären, scheint mir ganz unnötig; es ist einfach das 'zusammenlesen',

colligere, der zeichen. und 'buchstab' ist nimmermehr das buchenstäbchen, sondern der 'stab', d. h. strich, an. *stafr,* auf dem buchenholz. — 12 *certis diebus:* da und dort weit häufiger als 1—3 mal jährlich. 'alle guten dinge sind drei' hat doch aber gewis mit dem alten þing nichts zu tun; so wenig als 'jugend hat nicht tugend' (zu 13) mit 'männliche tüchtigkeit' widerzugeben ist. — 15 hier sollte gesagt sein, dass die ganze schilderung der 'bärenhäuterei' nur für *principes* und gefolgsleute richtig sein kann. — 16 die ortsnamen auf *-hofen* gehn nicht auf alte einzelhöfe zurück oder müssen wenigstens nicht; *hof* ist hier wie so oft das einzelne bauernhaus samt hofraum und garten, und der plur. bezeichnet das aus mehreren solchende bestehnde dorf. — 18 verlobung und trauung fallen nicht ursprünglich in einem einheitlichen eheschliefsungsact zusammen, sondern sind rechtlich stets verschieden als schliefsung und vollziehung eines contracts; sie konnten zusammenfallen, was heute nur wegen der öffentlich-rechtlichen cautelen nicht möglich ist, musten aber auch immer auseinanderfallen können. — 19 *eae civitates:* nicht die Germanen opp. Rom, das würde *gentes, populi* heifsen, sondern diejenigen unter den germanischen völkerschaften; widerverheiratung ist nicht überall verboten! — 20 das heiratsalter sinkt auch oft unter 15 jahre; Wackernagel zu Hartm. aH. 225. — 22 *mensa:* warum = speisebrett? — *conviciis:* 'man erging sich wol in herausfordernden trutzreden, nicht aber in gemeinen schmähreden'; woher weifs man das? — 23 die schilderung der speise ist weniger 'schematisch' als aus zwei elementen zusammengewachsen: der vorstellung der primitivität nordischer culturvölker und der beobachtung, die man noch heute machen kann: in Norddeutschland weitaus mehr fleisch, in Italien mehr getreideproducte, Süddeutschland steht in der mitte. — 24 schwertertänze hat man weit über das 17 jh herab. — 26 *in usuras extendere*: nicht zinseszins, sondern zins überhaupt; jener ist m. w. nirgends speciell verboten, wol aber der (hohe) zins an sich. *autumni* usw.: Schw.-S. hatte richtiger gesagt, dass 'herbst' die obst- und weinernte, nicht die jahreszeit bedeutet. — 31 wenn Cäsar haar und bart wachsen liefs, so tat er es eben, um auf die Belgier eindruck zu machen. — 38 warum soll der knoten notwendig ohne band gewesen sein? schwache und kürzere haare brauchten doch wol eins. got. *tagl* × *zagel* möcht ich beiseite lassen. 'Tacitus schränkt denn auch . . . die eben ausgesprochene behauptung wider ein', dh. er macht worte. — 39 ob es richtig ist, die Alamannen-Semnonen-hypothese kurzweg als bewiesen vorzutragen? — 40 *insula Oceani:* warum ist Seeland, warum ist zu den *Varini* Warnemünde nicht erwähnt? — 43 Naharvali, Hazdingi, Alcis, Hartungen: ich ziehe vor, zu diesem immerhin 'glänzenden' einfall Müllenhoffs ein n. l. zu setzen, auch die schauergeschichte von den Harii unter das 'romanhafte' unseres werkes zu verweisen.

dass die continentalen Ostgermanen die begabtesten unter den germanischen völkern gewesen seien, würde zwar den seligen Kögel sehr freuen zu lesen, ist aber doch ganz problematisch.

Was ich von neuem in der neuen auflage finden konnte, gehört, wie die vorstehnden einzelbemerkungen und wie die hauptsache in Schw.-S.s ausgabe von anfang an, vorzüglich in das gebiet der germanischen altertümer. eine andere betrachtungsweise, die bisher sehr zurücktritt und zu der Mommsens glänzende bemerkung Röm. gesch. v 154 ermuntert, ist die, welche die Germania als erzeugnis der römischen publicistik betrachtet und erläutert; sie werden wir besonders von der mit sehnsucht erwarteten ausgabe Wissowas zu hoffen haben. beides muss einander ergänzen und in die hände arbeiten. der neuen ausgabe die ich hier anzuzeigen hatte, gebührt für durchforschung und verwertung des seit jahren stark angehäuften stoffes dank und anerkennung.

Tübingen, 26 november 1911. **Hermann Fischer.**

Thule. Altnordische dichtung und prosa, herausgegeben von professor **Felix Niedner**, Berlin-Charlottenburg. Jena, Eugen Diederichs verlag.

Einleitungsband. **F. Niedner**, Islands kultur zur wikingerzeit. 1912. br. 4.50 m., geb. 6 m.

Edda I Heldenlieder. übersetzt von **F. Genzmer**, mit anmerkungen und einleitung von **Andreas Heusler.** 1912. br. 3 m., geb. 4,50 m. [b. I der sammlung].

Die geschichte vom skalden Egil. übersetzt von **F. Niedner.** 1911. br. 4 m., geb. 5,50 m. [b. III].

Die geschichte vom starken Grettir, dem geächteten. übersetzt von **Paul Herrmann.** 1914. br. 4 m., geb. 5,50 m. [b. V].

Sieben geschichten von Ostlandfamilien. übersetzt von **Gustav Neckel.** 1913. br. 3,50 m., geb. 5 m. [b. XII].

Grönländer und Färinger geschichten. übersetzt von **Erich von Mendelssohn.** 1912. br 5 m., geb. 6,50 m. [b. XIII].

Eine umfassende verdeutschung altisländischer litteraturdenkmäler ist gewis ein dankbares und begrüfsenswertes unternehmen. manche germanisten, anglisten und andere, denen es um eine gründliche kenntnis des ma.s zu tun ist, kommen ja leider nicht dazu, die sprachlichen schwierigkeiten die dem verständnis im wege stehn, ganz zu überwinden, und ihnen muss gelegenheit gegeben werden, diese litteratur wenigstens nach der stofflichen seite kennen zu lernen. gleiches gilt von historikern, juristen usw. also es gäbe leute genug, bei denen man vorbildung und guten willen voraussetzen könnte, sich an der hand einer guten übersetzung in das isländische altertum einzuarbeiten. ganz abgesehen davon dass, wie frühere versuche gezeigt haben, der dichterische wert dieser werke in den augen würklich kunstverständiger durch das fremdländische costüm nicht beeinträchtigt wird. aber die einwürkung auf einen der-

artigen, doch noch beschränkten kreis genügt dem ehrgeiz des modernen verlegers keineswegs: die breite masse des lesepublicums soll hier gewonnen werden, und zu diesem zweck erscheint die isländische litteratur, vor allem die saga, als die kräftige, würzige bauernkost, durch deren genuss die erschlafften mägen des modernen publicums wider gesunden sollen. ich zweifle, ob eine massenübersetzung solchen lesern gegenüber am platz ist: fesselt sie die eigenart des stils und der dargestellten lebensverhältnisse in der einen erzählung, so werden sie in der nächsten die typischen züge widerfinden, nicht aber im stande sein, das individuelle künstlerische gepräge eines jeden werkes herauszufinden, und werden so zu dem urteil kommen, von diesen geschichten sei eine wie die andere. dass dies übersehen wurde, scheint mir ein grundirrtum in der anlage der ganzen sammlung.

Indes hat dies zunächst ja nicht unsere sorge zu sein, sondern die des verlegers, der es an nichts hat fehlen lassen, um das unternehmen würksam in scene zu setzen. prospecte und umschläge belehren in grofser zahl über den wert der hier neu gehobenen schätze. Island erscheint dabei in hellster verklärung — fast kommt, wenngleich in etwas anderem sinn, der alte Þórbjǫrn smjór wider zu ehren — als das nordische Hellas, und dem leser wird versprochen, er werde da die blonde bestie Nietzsches bei der arbeit sehen. man würde ein misbehagen gegenüber dieser vom buchhändlerischen standpunct aus ja vielleicht notwendigen reclame unterdrücken, wenn nicht durch die art und weise wie die sammlung vor das publicum tritt, ihr wert gefahr liefe herabgedrückt zu werden. es macht sich durchweg das ängstliche bestreben geltend, dem leserkreis ja nicht zu viel zuzumuten. und so wird alles nach tunlichkeit popularisiert und geglättet. schon der name der sammlung ist dafür charakteristisch: um des schön klingenden titels willen macht man das publicum an die früher angenommene identität von Island und Thule von neuem glauben. und wie hier, so geht man vielfach dem würklich exacten anfassen der historischen und litteraturgeschichtlichen probleme aus dem wege. die gattungen der isländischen prosaerzählung zb. erfahren nicht die nötige scheidung: wer möchte auch dem grofsen publicum mit namen wie *Fornaldarsǫgur, Skrǫksǫgur* usw. kommen! leider erstreckt sich diese mangelnde unterscheidung nicht nur auf die einführungspartieen, sondern auch auf die anordnung und auswahl der geschichten selbst, wo mitten unter echten Íslendingasǫgur producte wie die Finnbogasaga oder die Krokarefssaga erscheinen, die die begriffe des publicums nicht nur vom künstlerischen wert, sondern auch von der historischen glaubhaftigkeit der saga völlig verwirren müssen. aber das princip ist eben hier das, nicht etwa wissen, sondern nur genuss zu übermitteln.

so ist jedes Eddalied 'für den künstlerischen genuss eingeleitet', eine schreckliche phrase für die ja würklich einzig feinsinnigen kurzen charakteristiken die Heusler ihnen voranschickt; so gibt ein herausgeber ein förmliches recept, wie man eine saga zu sich nehmen müsse, um sie zu goutieren (b. v s. 252), und liefert eine einführung, die er mit einem erleichternden auszug eines musikalischen werks nicht untriftig vergleichen darf. dem publicum sollen auch keine zu fremdklingenden namen zugemutet werden, und so wird verdeutscht. die karte von Island erhält dadurch freilich ein seltsames aussehen. mit recht haben sich einige der herausgeber gegen die verdeutschung der ortsnamen aufgelehnt. bei den beinamen steht die sache ja etwas anders, aber dass die Krokarefssaga einfach als 'die geschichte von Fuchs dem listigen' erscheint, geht doch zu weit. zumal man sich dann etwa in der Egilssaga vor dem 'Glatzengrim' doch gescheut hat, und auch dessen vater nicht als 'Kessel' auftreten lässt. mit fälschlicher treue in der übertragung dieser namen ist übrigens nicht gedient: weil es *hárfagri* heifst, muss Harald im deutschen den beinamen 'Haarschön' bekommen, für dessen bildung sich schwerlich eine deutsche analogie (Friedrich Bartrot, Isolde Handweifs) finden lässt.

Das hier gesagte gilt von der ganzen anlage der sammlung, gelegentlich auch von dem einleitungsband, den Felix Niedner geliefert hat. dieser gelehrte hätte das wissen und die anlage besessen, uns ein noch weit besseres buch über diesen gegenstand zu liefern, ein buch das auch fachleuten und fachlich nahestehnden als wegweiser und anreger hätte dienen können, schade, daß ihn eben die rücksicht auf das grofse publicum und dessen fassungsvermögen zu fortwährenden concessionen veranlasst hat! wie man allseits verständlich und doch mit vollkommener durchdringung und origineller auffassung die historischen zustände darstellen kann, das hat Axel Olrik glänzend gezeigt. auch für den bilderschmuck seines buches hätte sich Niedner an dessen Nordischem geistesleben ein vorbild nehmen sollen: freilich sind die bei N. gebotenen photographieen und ihre reproductionen sehr hübsch: aber kaum eine gibt uns über die isländischen lebens- und culturverhältnisse auskunft. man handelt doch auch nicht etwa über die wirtschaftlichen zustände Bayerns und gibt ein bild des Königsees bei! — am wenigsten ist die ausschaltung der litterarhistorischen terminologie zu billigen. der ersatz von *saga* durch 'geschichte' und von *þáttr* durch 'novelle' oder 'erzählung' ist nicht glücklich. zwischen geschichte und erzählung besteht bei uns kein unterschied, und wenn ja einer herauszufühlen ist, so wäre es der, dass man unter einer geschichte im allgemeinen etwas kürzeres versteht als unter einer erzählung. die entstehungsgeschichte der sǫgur betreffend scheint übrigens bei den herausgebern keine einheitliche auffassung zu bestehn.

N. betont mit recht, dass die saga dichtung und wahrheit enthalte, dass sie die kunstmäfsig ausgeschmückte ausführung eines festen, für wahr gehaltenen schemas darstelle. im XIII band der sammlung s. VII findet sich mit bezug auf die Flóamannasaga der satz: 'ein bewuster künstler hätte den stoff nicht schöner aufbauen können, als es in dieser unabsichtlichen form geschah'. da scheint doch der alte begriff einer volksdichtung noch zu herschen.

Überblickt man die reihe der werke, deren veröffentlichung hier geplant ist, so vermisst man vor allem die skaldendichtung. warum das? soll diese in den augen der Isländer höchste poetische gattung dem modernen publikum vorenthalten bleiben? welche lücke in dem gesamtbild altnordischer litteratur, das hier angestrebt ist! ich fürchte, auch hier war die scheu mafsgebend, man möchte dem publicum zuviel zumuten. man braucht ja nun nicht gerade mit der Ragnarsdrápa zu beginnen, es gäbe genug fassliche und doch wertvolle gedichte skaldischer art. ich durfte einmal einblick in die übertragungen von Sonatorrek und Hákonarmál durch Felix Genzmer nehmen, die mir, ebenso wie die übersetzung einiger lausavísur der Egilssaga, sehr gelungen schienen. so möchte ich an G. auch an dieser stelle die mahnung richten, uns mit einer sammlung solcher stücke zu erfreuen. was sich in den bis jetzt erschienenen bänden an übertragungen von strophen findet, ist keineswegs immer glücklich, obschon namentlich Niedner manches sehr wohl gelungen ist, der also vielleicht Genzmer hierin unterstützt.

Nach diesen allgemeinen ausstellungen ist im einzelnen viel zu loben. das weitaus bedeutendste, eine leistung nicht nur von künstlerischem, sondern auch von einem gewissen wissenschaftlichen wert ist in dem ersten band der sammlung geboten, der die übertragung der eddischen heldenlieder enthält, mit einschluss der meisten 'Eddica minora', die zum grofsen teil hier zum erstenmal übersetzt erscheinen. der übersetzer Genzmer hat würklich alles bisher hierin gebotene ein gutes stück hinter sich gelassen. er hat den richtigen sinn für den wuchtigen schritt dieser sprache und die begabung, ihn ohne übertriebenen lakonismus, ohne härte im deutschen nachzubilden. man vergleiche etwa Brot 2b

þa vélti mik es vesa skyldi
allra eiþa einn fulltrúi.

Genzmer: aller eide ewiger hort
sollte er sein und sann auf trug.

Gering: er betrog mich da wo am treuesten er
die heiligen gelübde halten sollte.

Es ist charakteristisch für die gewantheit mit der Genzmer die sprache meistert, dass er, der metrisch doch sicher von Heusler beraten ist, die silbenzahl so genau nach der des ori-

ginals richtet, wie es nur der ärgste fanatiker des fornyrðislag könnte, weit mehr als dies der doch auf Sieversschem standpunct stehnde Gering vermag. das gleiche gilt von den ljóðaháttstrophen. weislich hat Heusler vermieden, seine theorie der übersetzung aufzudrängen, und so hat Genzmer die vollzeilen genau im anschluss an das original übertragen, indem er verse schuf, die zwei- oder dreigipflig rhythmisiert werden können. aber von diesem feinen verständnis für den eddischen stil im ganzen schreitet Genzmer mit sicherem tact weiter zur nachbildung der stilistischen und metrischen individualcharakteristika des einzelnen liedes. in Atlamál zb. bringt seine nachdichtung nicht nur die silbenfülle zur anschauung die im original herscht, sondern in meisterhafter weise auch die gehackte sprache die fast mit jedem halbvers einen neuen satz beginnen lässt.

Atlamal 2. *Skǫp óxu skjǫldunga: skyldu þeir feigir;*
illa rézk Atli, átti þó hyggju;
feldi stoþ stóa, stríddi sér harþla.

Genzmer: reckenlos reifte. sie ritten den todesweg.
übles tat Atli, der doch einsicht hatte.
schlimmes schuf er sich; er zerschlug seine stützen.

Gering: es schufen sich selber den tod, den das schicksal nicht wollte, die fürsten.
übel war Atli beraten, obwol ihm die einsicht nicht fehlte.
seine stützen stürzt er um, und stiftete selbst sich schaden.

So breit und redselig ist die sprache des liedes denn doch nicht, wie es nach Gering scheinen möchte, der hier förmliche Heliandschwellverse bildet.

Natürlich ist bei Genzmer noch nicht alles gleichmäſsig geglückt. es fehlt nicht an unebenheiten, an manchmal gesuchter wortwahl um der allitteration willen, wenn auch aus reimrücksichten nie zu formen gegriffen wird wie dem Geringschen 'Hieber' Fm. 24. gelegentlich trifft man auf eine stelle, wo die übertragung eines verses dem declamatorischen nachdruck des originals nicht adäquat ist. ich hebe hervor Rm. 15 (*Hǫ́tt munu hlæja Hundings synir*), wo Genzmers 'Höhnisch lachten' dem emphatischen einsatz nicht gerecht wird und Gerings 'Hellauf lachten' besser gewählt erscheint. als häufigster, fühlbarster mangel der übersetzung treten gewisse verstöſse gegen die wortstellung hervor, derart dass das verbum statt an den anfang an den schluss des satzes tritt.

aus Hels haft das haupt nun löse Rm. 1.
der junge bruder zu boden sank Hm. 18.
Sigurd Grani mit Gram spornte Vs. 23 und dgl. fälle, die sich zu dutzenden anführen lieſsen. meistenteils haben sie ihren grund darin, dass die stabreimgesetze des geraden kurzverses

ein vorantreten des substantivums fordern. aber bei einem so häufigen conflict zwischen einem nhd. wortstellungs- und einem altn. allitterationsgesetz müste wol dem erstern der vorrang zuerkannt werden.

Die verständlichkeit, die man von der übersetzung überall dort, wo das original nicht absichtlich dunkel bleibt, fordern kann, ist allenthalben angestrebt, aber zb. Hamđismál 21 nur unvollkommen erreicht. ‘mächtigen männern habt die maid ihr zerstampft’ ist wol nicht sofort einleuchtend.

Solchen stellen kommen normaler weise die anmerkungen unter dem text zugute, die, da sich Heusler allenthalben klügster mäfsigung beflissen hat, niemals aufdringlich würken. vielleicht hätte er doch einige stellen mehr bedenken sollen. wer wird zb. in der oben citierten stelle aus Atlamál den ausdruck ‘er zerschlug seine stützen’ richtig verstehn? er bezieht sich übrigens meines erachtens nicht, wie Gering in seiner übersetzung s. 265, anm. 3 meint, auf Gunnar und Hǫgni, sondern auf Atlis söhne, die dieser indirect durch den verrat an den Burgunden töten wird.

Eine unabweisliche forderung war es fernerhin, dass die schlimmsten lücken gestopft wurden. so verderbte lieder wie Hamđismál konnten natürlich nicht ganz reconstruiert werden. aber der eindruck des allzu zerstückten muss in einer ausgabe, die diese werke nicht kritisch, sondern künstlerisch vermitteln will, entfernt werden. auch hierin ist mafs gehalten, zb. in der Vǫlundarkviđa, wo aus ergänzung und erläuterung glücklicher weise der flugring fortbleibt. möge die fabel von dessen ursprünglich centraler bedeutung recht bald auch aus allen anderen darstellungen schwinden!

Durchaus neu und auf Heusler zurückzuführen ist die anordnung der lieder. es wäre pedantisch, wollte man hier den codex Regius als irgendwie kanonisch betrachten. H. ordnet im ganzen chronologisch, indem er die stofflich und stilistisch von ihm als die ältesten erkannten lieder vorantreten lässt. es ist gar kein schaden, dass dabei inhaltlich zusammengehöriges getrennt wird. H. ist von dem sichtlichen bestreben geleitet, jeden anschein der existenz von liedern ἐξ ὑπολήψεως zu vermeiden. stärkere eingriffe wagt er infolgedessen in den complex Rm., Fm., Sm. er unterscheidet drei lieder, das lied vom drachenhort, das lied von der vaterrache und schliefslich das lied von der erweckung der walküre, von denen aber jedes für sich ohne jede cyklische anknüpfung steht. diese auffassung ist nur zu halten, wenn ein teil der Igđnaspá hinausgewiesen wird. und das tut H. er entfernt alles was sich in dem gespräch der vögel auf die zukunft bezieht und nicht unmittelbar zu der situation von Fm. passt. darin scheint mir doch eine gewisse petitio principii zu liegen. zur trennung der spechtmeisen-

strophen könnten an sich zwei äufsere kriterien berechtigen: erstens das verschiedene mafs in dem sie gedichtet sind, zweitens die augenscheinliche kreuzung und unorganische durcheinanderschiebung der verschiedenen abenteuer des helden, auf die hingewiesen wird. weder das metrische noch das inhaltliche kriterium für eine verquickung ehemals getrennter bestandteile hat sich Heusler zu eigen gemacht. warum sollen die fünf strophen die in die zukunft weisen, weniger echt sein als die anderen, warum sollen gerade sie lausavisur sein, die erst durch den redactor in den liedmäfsigen zusammenhang gebracht worden sind? ich sehe kein hindernis, anzunehmen, dass die drachentötung einmal früher in einem lied als mittelpunct des Sigurdschen lebens erschienen ist, und dass das weitere schicksal des helden vielleicht nach einer uns nicht geläufigen sagenfassung in der prophezeiung der vögel zur darstellung kam. nur so liefse es sich einigermafsen zufriedenstellend erklären, warum Gudrun und Brynhild bzw. Sigrdrifa in so ungewohnter reihenfolge nebeneinander genannt werden: denn die folgerung ihrer ehemaligen identität wird aus dieser stelle nicht gezogen werden können, wenn dies auch zwei so verschieden gerichtete forscher wie Boer und Panzer gewagt haben. die vögel haben also ursprünglich wol das ganze schicksal des Sigurd vorausgesagt, eine annahme bei der es nichts auffallendes mehr hat, dass von den beiden frauen, die nachher in sein leben eingreifen, die rede ist. lediglich die reihenfolge in der sie genannt werden, bleibt seltsam. vielleicht darf man daraus schliefsen, dass Sigurd der ursprünglicheren sage nach zunächst zu Gudrun kam und dann erst zu der walküre, vielleicht aber ist Fm. 41 nur nachträglich umgestellt und gehört eigentlich nach 44. das sind alles freilich nur möglichkeiten, deren aufführung vor dem glauben an die absolute sicherheit der von H. gewagten textherstellung warnen soll.

Diese kleinen ausstellungen aber müssen zurücktreten hinter der tatsache, dass diese Edda eine musterleistung ist, und zwar hinsichtlich der von jedem der herausgeber gelieferten arbeit. auf H.s fassliche und im woltätigen gegensatz zu mancher anderen jede flache popularisierung meidende einleitung sei noch besonders hingewiesen.

Die übertragung der prosa gibt in keinem fall zu so unbedingter anerkennung anlass. von den bis jetzt vorliegenden übersetzungen scheinen mir diejenigen Neckels am gelungensten, sie stellen fast durchaus eine glückliche nachbildung des gedrungenen berichts und des geschliffenen dialogs dar. und doch ist auch hier nach seite der logischen schärfe wie nach der der absoluten treue in der widergabe noch mancher wunsch unerfüllt geblieben. so etwa im ersten capitel der Hrafnkelssaga, wo von Hallfreds warnendem traum die rede ist: wenn die erscheinung

zu ihm sagt: 'da liegst du, sorglos wie du bist . . . zieh weg, . . . dort findest du dein glück', so ist dies eine formulierung der warnung, die ganz und gar nicht darauf schliefsen lässt, dass eine unmittelbare lebensgefahr bevorsteht, der er sich nur durch die flucht entziehen kann. das *úvarligr* wäre also hier besser mit 'unvorsichtig', das *heill* statt mit 'glück' mit 'heil' zu übersetzen: 'da findest du dein heil' (*þar er heill þín*). s. 77 heifst es in der übertragung: 'Hrafnkell hatte unter seinem vieh ein kostbares tier, das war ihm mehr wert als andere wertstücke' = *Átti hann grip í eigu sinni, er honum þótti betri en annar.* hier ist doch ohne not sehr frei übertragen; es ist ja gerade charakteristisch, dass die Isländer kostbare pferde auch unter den begriff des *grip*, des kleinods fassen.

Auch Niedners Egilssaga gäbe zu bemerkungen dieser art mancherlei anlass. dabei zeigt sich dann auch wol der nachteil allzu wörtlicher übertragung. s. 91 wird erzählt, dass Skallagrim eine schmiede errichtete: 'sie schien ihm vom walde nicht weit entfernt zu sein'. das ist undeutsch, denn es ist hier von keinem schein die rede, sondern von einer anschauung. *þótti honum skógar þar eigi fjarlægir* muss etwa widergegeben werden: 'der wald dünkte ihn nicht zu weit entfernt'. nicht seine schätzung der entfernung, sondern seine annahme der richtigkeit der entfernung soll hervorgehoben werden.

Am wenigsten sind wol die versuche EvMendelssohns geglückt. da finden sich zahlreiche härten, vielerlei unsprachgemäfses. in der Krokarefssaga zb. s. 138 wird ein *og þótti ǫllum illt við hann at eiga* widergegeben mit 'und allen dünkte es übel zu sein, mit ihm zu tun zu haben'. fälschlich ist die genauigkeit, wenn gelegentlich ein sich auf die gegenwart beziehendes *ek vilda* mit 'ich wollte' übersetzt wird, wo es heifsen müste 'ich will' oder 'ich möchte'. was soll die zu unrecht genaue übersetzung von *heldr* in dem satz s. 139: '. . . . war er nicht vom selben wesen wie andere männer, eher war er ein weib jede 9 nacht'. unglücklich ist auch die art und weise wie hier versucht wird, das historische präsens nachzubilden: s. 158 'jetzt ist zu berichten . . . der könig erfuhr jetzt . . . der könig liefs jetzt', drei jetzt in vier zeilen, um das präsens des originals widerzugeben. auch von fehlern hält sich diese übersetzung nicht frei: von Krokaref heifst es im ersten capitel: *Hann var mikill vegsti á unga aldri, vænn at yfirlite og ódælligr.* übersetzung: 'er war von grofsem wuchs und jung (statt 'schon in jungem alter'), schön anzusehen, aber gewalttätig'. gewalttätig, ein untätiger aschenlieger? kann *ódælligr* den sinn von 'gewalttätig' annehmen, so hat es ihn hier ganz gewis nicht, sondern den ursprünglichen von 'unumgänglich, unfreundlich'.

Es sind zum teil blofse kleinigkeiten, die hier ausgestellt werden. ihre reihe, auch die der gelegentlichen versehen, liefse

sich vermehren, worauf ich verzichte. ich will nicht den anschein erwecken, als ob unter den mitarbeitern der sammlung auch nur einer wäre, dem sich mangelhafte beherschung des originals vorwerfen liefse. der verlag hat eine anzahl der besten kenner des nordischen angeworben, die sich gegenwärtig in Deutschland finden, und von keinem ist zu bezweifeln, dass er den sprachlichen schwierigkeiten vollauf gewachsen ist. aber es scheint bei dem unternehmen doch eine gewisse unterschätzung der technischen, stilistischen oder besser gesagt, der künstlerischen schwierigkeiten vorzuliegen. nicht jeder der altisländisch kann, kann auch eine adäquate übersetzung einer saga liefern. eine derartige massenübertragung wird vermutlich nur einmal vorgenommen werden, und da hätte man doch versuchen sollen, mit hingebendster versenkung in die eigenart der originale zu zeigen, wie weit die deutsche sprache eine nachbildung dieses stils zu leisten imstande ist. gesetzt auch, alle herausgeber besäfsen diese hingebung — einige besitzen sie in hohem grade — ist damit auch gesagt, dass sie alle das nötige geschick besitzen? die saga übersetzt sich nicht wie ein französischer oder englischer roman. wie man in Genzmer einen meister der versübertragung gefunden hat, so hätte man sich nach wenigen, aber ebenfalls die sprache meisternden übersetzern der prosa umsehen sollen, die in langsamer arbeit versucht haben würden, die aufgabe möglichst stilgerecht zu lösen. wenn schon so viel von kunst die rede ist wie in dieser sammlung, so müssen die künstlerischen werte auch voll zu ihrem rechte kommen.

Bonn (Berlin), den 30 juni 1913.

Hermann Schneider.

De oudste keltische en angelsaksische geschiedbronnen. academisch proefschrift . . . . door **A. G. van Hamel.** Middelburg 1911. 196 ss. gr. 8°.

Wie bekannt weist die irische litteratur — schon in relativ früher zeit — eine reiche annalistik auf; da wir bei den Angelsachsen die gleiche erscheinung nachweisen können, ligt es bei dem engen geistigen verkehr, der zwischen Iren und Angelsachsen namentlich in der ältesten zeit bestanden hat, nahe, die frage aufzuwerfen, ob die angelsächsische und irische annalistik in irgend welchem zusammenhang stehn, eine frage die bis jetzt — abgesehen von einer kurzen bemerkung Alexander Bugges — kaum berührt worden ist.

In der einleitung seiner arbeit weist nun der verfasser darauf hin, dass die frage des gegenseitigen verhältnisses der angelsächsischen und irischen annalen nicht nur an und für sich von wichtigkeit ist, sondern auch für das viel discutierte problem, wie weit das Angelsachsentum von der irischen cultur und umgekehrt die irische von der angelsächsischen abhängig ist.

Im 1 capitel gibt van Hamel eine übersicht über die untersuchten geschichtswerke, wobei er auch die cymrischen mit heranzieht, sich allerdings zeitlich nur bis auf die zeit bis zum jahre 1066 beschränkt. bei den einzelnen quellen gibt er zunächst eine übersicht über ihre überlieferung, entstehungszeit, über das von ihnen benutzte material und ihr verhältnis zu einander.

Von den irischen schriften untersucht er: a) die annalen von Tigernach, b) die Ulster-annalen, c) Chronicon Scottorum und die annalen von Clonmacnois, d) die annalen der Vier Meister. von diesen scheidet zunächst d) aus, weil diese nur eine jüngere compilation der vorher genannten werke bzw. deren vorlagen darstellen. auch die unter c) genannten werke können sich einer besonderen selbständigkeit nicht rühmen, sie stehn den annalen von Tigernach sehr nahe. es bleiben zur untersuchung demnach übrig die unter a) und b) angeführten umfangreichen annalen. — aber auch sie sind nicht ohne beziehung zu einander: sie sind zum bedeutenden teile im laufe des 11 jahrhunderts aus denselben vorlagen zusammengestellt worden; van H. betont, dass die verhältnisse der irischen annalen in diesem puncte ähnlich liegen, wie bei den einzelnen handschriften der angelsächsischen chronik.

Von den cymrischen quellen behandelt der verfasser die entstehungsgeschichte der Annales Cambriae und des Nennius eingehnder; den Brut y Tywyssogyon scheidet er aus, da dieses werk des Caradoc erst vom 11 jahrhundert ab brauchbares material liefert. mit der datierung und compositionsfrage des Nennius beschäftigt er sich eingehend, er lehnt hier im wesentlichen die ansichten Zimmers ab. interessant sind van Hamels untersuchungen über die beziehungen der Annales Cambriae zu Nennius: die Annales C. sind ein auszug aus einem gröfseren annalenwerk, das bereits dem Nennius bekannt war.

Von den historischen werken Englands behandelt van Hamel a) Bedas Historia ecclesiastica und die ihr angefügte recapitulation und b) die Angelsächsische chronik. bei der quellenkritik dieser annalen kann van H. die untersuchungen und ergebnisse des vortrefflichen Plummer verwerten. —

Gegen die auswahl der benutzten denkmäler. wird man kaum ein bedenken erheben können; nur vermiss ich ein werk, das für die anglo-irischen beziehungen von grofser wichtigkeit ist: ich meine die sog. Three fragments of Irish Annals, herausgegeben von O'Donovan. gerade dieser irische text — wenn auch nur in jüngerer umschrift erhalten — bietet uns viel interessantes, so über Äþelflæd, die würdige tochter Alfreds des Grofsen, 'the lady of the Mercians'.

In den folgenden 2 und 3 hauptcapiteln untersucht der verfasser den ags. einfluss auf die irischen und cymrischen histori-

schen werke. besonders eingehend bringen die irischen annalen, an der spitze Tigernach, ereignisse aus der angelsächsischen geschichte, und charakteristischer weise beziehen sich die bis ca 750 eingetragenen ereignisse auf die geschichte Northumbriens, die späteren eintragungen auf die westsächsische geschichte. es läge natürlich nahe anzunehmen, dass die irische annalistik einerseits die Historia eccl. und andrerseits die ags. Chronik benutzt habe. so kommt denn auch van H. für die westsächsischen eintragungen zu dem resultat, dass die quelle hierfür der ags. chronik nicht fern gestanden habe: 'es muss ein compilationswerk gleicher art gewesen sein, das mit Wessex als mittelpunct die geschichte von ganz England zu geben sich bemühte' (s. 116).

Wenn aber van Hamel glaubt, dass das verloren gegangene werk auch poetische stellen enthalten habe, so scheint mir das sehr unsicher; die angeführten stellen können ebensogut aus einer prosaischen partie stammen. das lob das Alfred dem Großen in den Vier Meistern zum j. 900 gespendet wird, stimmt auffallend gut zu Äthelweard, wo die entsprechende stelle in lat. prosa erscheint. —

Was nun die northumbrische reihe von eintragungen anlangt, so nimmt van Hamel nicht die Hist eccl. als quelle an, da die irischen berichte manchmal mehr bringen, manchmal auch ausführlicher gehalten sind. daher neigt er zu der ansicht, dass die vorlage eine geschichte Northumbriens in annalenform gewesen sei, die möglicherweise auch Beda benutzt habe. wir wären auf den spuren einer northumbrischen annalistik, die vor Beda läge und noch bis zum jahre 600 zurückreichen würde.

Am schlusse des II capitels untersucht van Hamel die lautlichen formen die die ags. namen in dem irischen texte angenommen haben. interessant ist die widergabe des *þ* durch *d* und *t*, woraus der verfasser schließt, dass die vorlage für die irischen annalen eine lateinische gewesen sei, wie wir ja auch lat. chroniken der ags. geschichte tatsächlich haben, ich erinnere nur an Äthelweard.

Das III capitel behandelt den einfluss der ags. historiographie auf die cymrischen historischen werke (Annales Cambriae und Nennius). interessant ist, dass auch in den Annales Cambriae für die ältere zeit ein nordhumbrisches annalenwerk benutzt ist, das möglicher weise dasselbe ist das den irischen annalisten vorgelegen hat.

Die Historia Brittonum (die interpolationen eingeschlossen) wird vom verfasser eingehend gewürdigt; doch wird auf deren angelsächsische quellen wenig neues licht geworfen.

Das letzte capitel (IV), das den keltischen einfluss auf die angelsächsischen historischen quellen behandelt, ist für uns das interessanteste. während Iren und Cymren lebhaften anteil an

der angelsächsischen geschichte nehmen, kann man das gleiche nicht von den Angelsachsen aussagen. wenn wir von geistlichen quellen absehen, so hat die ags. geschichtsschreibung nichts aus den irischen oder cymrischen quellen übernommen. — Beda kennt zwar Adamnans De Locis Sanctis, aber zeugnisse von dem staatlichen leben der Iren bringt er nicht; doch auch die jüngere ags. chronik zeigt keine bekanntschaft mit der irischen annalistik. die interesselosigkeit der Angelsachsen an den irischen ereignissen erklärt van Hamel daraus, dass die ags. Chronik ausgesprochen nationales werk, die Historia eccl. ein kirchliches gewesen sei, also für irisch-politische notizen kein raum war.

Eine andere frage ist es jedoch, ob nicht die Angelsachsen durch die Iren angeregt wurden, ihre geschichte in annalenform aufzuschreiben. man muss nämlich beachten, dass die Iren schon frühzeitig (das Liber Cuanach ist nach Zimmer zwischen 628 und 640 entstanden) die gewohnheit gehabt haben, annalen zu führen. für die frühen westsächsischen und kentischen annalen leugnet van Hamel den irischen einfluss — hingegen glaubt er, dass die reiche nordhumbrische annalistik des 7 und 8 jahrhunderts auf den culturellen einfluss der Iren zurückzuführen, dass idee und plan, annalen zu schreiben, durch irisches vorbild angeregt worden sei.

Man wird im allgemeinen den sorgfältigen und vorsichtig abwägenden ausführungen des verfassers zustimmen können, und dies gilt nicht nur für diesen teil der arbeit, sondern auch für das ganze; wenigstens wird ein gewissenhafter arbeiter auf dem gebiete der irischen und angelsächsischen annalistik zu den bemerkenswerten resultaten dieser untersuchung stellung nehmen müssen. freilich ein bedenken kann ich nicht unterdrücken: es scheint mir der verfasser zu sehr geneigt zu sein, für die abweichungen bzw. zusätze der einzelnen annalen als erklärung eine besondere (von den überlieferten abweichende) quelle anzusetzen; es ist doch gut möglich, dass ein compilator der annalen dieses und jenes seiner vorlage geändert bez. eingesetzt hat, so dass wir für diese abweichungen nicht eine besondere quelle anzusetzen brauchen.

Zum schlusse kehrt van Hamel noch einmal zu seinem ausgangspunct zurück, zu der wichtigen frage der culturellen beziehungen zwischen Iren und Angelsachsen. zunächst muss ich gegen eine behauptung van Hamels front machen. er glaubt, dass nirgends die geringste spur von irischem einfluss in Wessex zu entdecken sei (s. 189, ähnlich s. 198 f). aber ebensowenig wie Mercien war Westsachsen ganz frei von irischen cultureinflüssen. das berühmte kloster Malmesbury ist von einem Iren Maidulfus (so Beda; irisch Maelduib) gegründet worden — dieser war der lehrer und abt keines geringeren als Aldhelm. auch Dicuil, der ein kloster bei Bosham (bei Chichester) gründete, ist

noch anzuführen (Plummer II 225 f). ferner scheint auch in Glastonbury irischer einfluss nachweisbar zu sein (Plummer I p. CX anm. und II 170).

van Hamel glaubt nun weiterhin — auf grund seiner untersuchungen —, dass man auf litterarischem gebiete den einfluss der Iren skeptisch beurteilen soll (insbesondere meint er meine hypothese von der entstehung des Beowulf-epos) — zumal sich bei den ags. historikern kein interesse und keine übernahme von irischen elementen nachweisen lasse. er selber aber kommt zu dem schlusse, dass die relativ frühzeitige blüte der nordhumbrischen annalistik irischen vorbildern zu verdanken sei — ähnliches habe ich nun für den Beowulf angenommen.

Trotz Panzers untersuchungen fühl ich mich nicht in die möglichkeit versetzt, meinen standpunct aufzugeben. zwar erkenn ich gern an, dass zwischen dem epos und dem Bärensohnmärchen eine gewisse ähnlichkeit in bezug auf einzelne situationen besteht (die irischen parallelen zum Beowulf bzw. zum märchen hat aber Panzer nicht genügend gewürdigt); ich halte es aber für ausgeschlossen, dass schon in Dänemark die verschmelzung des märchens mit den historischen stoffen sich vollzogen habe: das widerspräche völlig den eigentümlichkeiten der dänischen sage, wie sie von Olrik bestimmt worden sind. ich glaube nach wie vor, dass ein ags. dichter die Grendelgeschichte nach irischen vorbildern geschaffen hat und daß auch auf stilistisch-formalem gebiet der einfluss der irischen epik bemerkbar ist. auf alle fälle ist der schritt vom märchen und einzellied zum epos erst auf englischem boden vollzogen worden. ich möchte hier nur kurz erwähnen, dass die von Grendel bzw. Grendels mutter getöteten Hondscioh und Äschere keine altnordischen namen tragen, sondern gut angelsächsische.

Auch der name *Wealhþēo(w)* ist auffällig und gibt uns ein merkwürdiges rätsel auf, das noch einer befriedigenden lösung harrt. die namen auf *-þēo(w)* sind im angelsächsischen nicht gebräuchlich, wol aber im altnordischen (cf. Schröder bei Morsbach Zur datierung des Beowulfepos p. 277 anm.).

Nun ist aber vom altnordischen bzw. altdänischen standpuncte auffällig, dass die königin von Dänemark, die gemahlin des Hrodgar, den namen 'wälsche sklavin' geführt haben soll; wie denn Olrik (Danmarks Heltedigtning I 27) ganz richtig bemerkt: 'hendes (Wealhþeows) navn står ganske uden tilknytning til nordisk; og dets ordbedydning (vælsk træl) peger snarere på engelsk uphav'.

Da nun die namenbildung auf *-þēo(w)* im ags. selbst ganz ungewöhnlich ist, so ist man fast zu der annahme gedrängt, dass es sich hier gar nicht um einen würklichkeitsnamen handelt, sondern um einen namen, der erst vom angelsächsischen dichter[1] selbst geprägt worden ist, wie ja eigenartige bildungen in der

ags. poesie begegnen, so die abstracten namen wie Unferđ, Widsiþ, Hygd. der angelsächsische dichter, der den namen (und die person?) des Unferđ prägte, hat auch den namen und die person der Wealhþeo(w) geschaffen, denn Unferþ und Wealhþeow sind contrastfiguren, ja vielleicht gegenspieler. zweifellos ist Wealhþeow mit der grösten sympathie des dichters gezeichnet. es ligt daher die vermutung nahe, dass der angelsächsische dichter hier eine königliche person aus fremdem (keltischem) geblüt habe idealisieren wollen, ein fall dem wir ja so häufig in der litteraturgeschichte begegnen. vielleicht ist hier ein scherz- oder spottname wie so häufig ein ehrenname geworden. in der angelsächsischen geschichte finden wir häufig uneheliche söhne von königen — und als kebsweiber haben häufig die kriegsgefangenen frauen gedient. so war Aldfrid, der könig von Northumbrien († 705), der sohn eines irischen kebsweibes Fina und des königs Oswiu.

Ich möchte diese erklärung des namens Wealhþeow mit aller vorsicht und reserve vortragen, aber wie die dinge liegen, gibt es kaum einen anderen ausweg. zur not könnte man auch an Yrsa, die mutter Rolfs (= Hrođulf), denken, die nach den scharfsinnigen forschungen Olriks fränkischen ursprungs war. dann müste aber eine verschiebung stattgefunden haben (Wealhþeow ist im Beow. gemahlin des Hrodgar), aufserdem müste der gattungsname zum eigennamen geworden sein.

[1] dazu würde stimmen, dass Wealhþeow als *ides Helminga* bezeichnet wird — über die ostanglischen Helmingas vgl. Binz PBBeitr. 20, 177; Sarrazin Engl. stud. 23, 228 f.

Halle aS. **Max Deutschbein.**

Beiträge zur schweizerdeutschen grammatik. im auftrag des Leitenden ausschusses für das Schweizerdeutsche idiotikon herausgegeben von **Albert Bachmann.** Frauenfeld, Huber u. co.

I. Die laute der Appenzeller mundarten von dr. **Jakob Vetsch.** 1910. 255 ss. — 5 fr.

II. Die mundart von Visperterminen im Wallis von dr. **Elisa Wipf.** 1910. 199 ss. — 2 fr.

IV. Die mundart von Urseren von dr. **Emil Abegg.** [1910.] 115 ss. — 2 fr.

V. Die mundart von Kesswil im Oberthurgau mit einem beitrage zur frage des sprachlebens. von dr. **Fritz Enderlin.** [1910.] 204 ss. — 3 fr.

In rascher folge sind in den letzten jahren recht beachtenswerte arbeiten auf dem gebiete des schweizerdeutschen erschienen, und rüstig schreitet das unter der leitung Bachmanns stehnde unternehmen vorwärts, das einer umfassenden darstellung der deutschschweizerischen dialekte die wege ebnen soll. die lebende mundart ganzer landschaften sowol wie einzelner wichtiger orte soll in diesen grammatiken wissenschaftlich fest-

gelegt werden. auch die dialekttreue Schweiz hat eine solche fixierung nötig: mannigfaltige einflüsse machen auch hier sich in ausgleichendem sinne schon stark geltend. der herausgeber hat, was nicht hoch genug angeschlagen werden kann, von einer den verfasser drückenden und den dingen nicht angemessenen schablone abgesehen. gewisse leitende normen verpflichten allerdings alle mitarbeiter: so die einheitlichkeit der transscription, die forderung genauer beschreibung der phonetischen erscheinungen, soweit die verfasser nicht dialektfremd sind, möglichst erschöpfende anführung von belegen usw.; im übrigen aber sind die zügel sehr locker gelassen: die örtlichen verhältnisse erheischen verschiedene behandlung und es soll sich die individualität des verfassers, soweit sie sich in den rahmen des ganzen fügt, äufsern können.

Den reigen eröffnet Vetsch, der die lautverhältnisse der Appenzeller mdaa. beschreibt und begrenzt. drei karten, eine rein geographische, eine sprachgeographische und eine geschichtliche, erleichtern die übersicht. leider sind auf der zweiten die lautscheiden nicht specialisiert: die synoptische karte fasst sie alle ohne genauere angabe zusammen; kosten halber muste die herausgabe der einzelnen, den genauen grenzverlauf darstellenden blätter unterbleiben. die arbeit zeichnet sich aus durch eine sehr ausführliche und lehrreiche phonetische einleitung und durch eine ungemein gründliche beschreibung der umlautverhältnisse. dabei ist es auffallend, wie stark die ostalemannischen mundarten mit den bairischen übereinstimmen, namentlich in der verteilung von geschlossenem und offenem *a*-umlaut. es unterligt keinem zweifel, dass geschlossener umlaut des *a* vor *l* und *r* + consonant im obd. völlig bodenständig ist und dass wir für altobd. *a* in *gislahti* und *chaltî* zwei verschiedene grade der palatalisierung anzunehmen haben. die lautlehre wird durch eine möglichst vollständige und manches anziehende lautliche problem enthaltende sammlung von fremdwörtern der mda. beschlossen.

Mehr antiquarisches interesse bietet frl. Wipfs beschreibung der mda. von Términen bei Visp im westlichen Oberwallis. ein dialekt der den plural von 'tag' genau so flectiert wie Braunes Ahd. grammatik, darf wol auch mit als zeuge für die quantitätsverhältnisse des ahd. herangezogen werden. daraus und aus anderen conservativen obd. mdaa. ergibt sich, dass das *a* des nom. sg. der schwachen feminina, des gen. sg. und nom. acc. pl. der fem. *ā*-stämme und des nom. acc. pl. der masc. *o*-stämme mit sicherheit als länge anzusehen sei. der alte gen. sg. der *ā*-stämme ist zwar in der Terminer mda. beim nomen nicht mehr vorhanden, aber die pronominalen gen. *ira, dæra* usw. haben ihn bewahrt. wenn Notker das *a* in fällen wie *tagâ* viel seltner circumflectiert als im pl. der *ā*-stämme, so ist das ja eigentlich ganz selbstverständlich: auslautende schwachtonige längen (offen-

bar waren sie bei Notker schon halblängen) werden in der regel nicht bezeichnet. nach Fenselau Die quantität der end- und mittelsilben usw. in N.s Boethius s. 58 wird auslautendes *î* im I u. II buche des Boethius in der 1 und 3 sg. conj. prät. nur 10 mal durch *î*, dagegen 64 mal durch *i*, das -*î* der abstracta nur 7 mal durch *î*, dagegen 132 mal durch *i* wiedergegeben. dieser norm entspricht ungefähr das verhältnis von 10 *â* : 50 *a* im nom. acc. pl. der *o*-stämme im ganzen Boethius. im pl. der *a*-stämme ist nun setzung des dehnungszeichens weit häufiger als sein fehlen. natürlich: denn bei den *a*-st. ist nom. acc. sg. und pl. ja qualitativ gleich. die quantitative verschiedenheit macht sich in diesem falle viel deutlicher fühlbar: sie ist das einzige merkmal, wodurch sich sg. und pl. in den genannten casus unterscheiden. diesen quantitätsunterschied als pluralzeichen haben die dialekte teilweise auch auf das neutrum ausgedehnt: wenn in der Terminer mda. von 'ohr' der sg. *ōr*, der pl. *ōra* lautet, so ligt offenbar umgestaltung des alten analogischen schemas sg. *ôrâ* pl. *ôrâ* (für dieses vgl. die belege bei Braune § 224 anm.) zu sg. *ôra*, woraus jetziges *ōr*, pl. *ôrâ* vor. der pl. auf -*e* bei den *ā*-st. (*mæsse* neben *mæssa* 'messen'), der gegenwärtig über den auf -*a* weitaus überwigt und sich analogisch auch beim schwachen fem. findet, wird denn doch wol auf dem pl. der *jā*-stämme beruhn. nach den gesetzen der mda. kann er nur auf langes *e* zurückgehn. Wipf meint zwar, die erklärung gienge nicht an, weil die *jā*-stämme viel zu wenig zahlreich seien, als dass sie einen so weitgehnden einfluss hätten ausüben können. aber schliefslich gar so klein ist die gruppe der *jā*-stämme nicht (vgl. die fem. auf -*in*), und wenn man das -*a* im pl. der *o*- und *ā*-stämme als länge ansieht, so muss man folgerichtig auch das -*e* bei den *jo*- und *jā*-stämmen als länge gelten lassen. die schwierigkeit liegt nur darin, dass dieses -*e* schon in unseren ältesten quellen verdrängt zu werden beginnt. eigentümlich ist es, dass auch die conservative mda. von Jaun im Freiburgischen dem pl. auf -*a* bei den *ā*-stämmen (nicht aber bei den *o*-stämmen) ausweicht und dafür, ebenso wie bei den *ān*-stämmen, *i* (aus neutralem *iu*?) eintreten lässt. aufser altem *ā* und *ē* (dies sicher in der 1 und 3 sg. conj. präs.) ist auch das -*o* der schwachen masc., des gen. pl. und des nom. acc. pl. fem. der starken adj. erhalten: von letzterem sind in Visperterminen nur reste beim zahlwort vorhanden (§ 75, 4), im freiburgischen Jauntal heifst es hingegen noch ganz regelmäfsig: *'matti*[1] *si grüəno* die matten sind grün. es ist wahrscheinlich, dass sich auch diese *o* von anderen, zb. dem im dat. sg. der *a*-stämme aus *u* hervorgegangenen *o* quantitativ unterschieden, wenn auch litterarische belege für diese annahme fehlen.

[1] ' bedeutet kehlkopfverschluss.

Dass die formell so conservative mda. auch lautlich viel anziehendes und lehrreiches bietet, lässt sich von vornherein vermuten. geminaten in nebentoniger silbe und nach länge geben vielen Walliser mdaa. ein ganz eigenartiges altertümliches gepräge, und es wäre jedem germanisten der sich mit dem ahd. beschäftigt, zu empfehlen, sich einmal lautfolgen wie *šíttillu*, *hébanna*, *píllāru* aus Walliser munde anzuhören, um sich eine einigermafsen richtige vorstellung von ahd. sprech- und betonungsweise zu verschaffen. der phonetische teil ist in Wipfs untersuchung etwas gar zu stiefmütterlich behandelt. aufgefallen ist mir, dass die verfasserin von kehlkopfverschluss anstatt des faucalen, zb. *'maxt*, *'nüog* für *kmaxt*, *knüog* und von stimmhafter aussprache des *s* zwischen vokalen bez. sonoren, erscheinungen die ich bei Wallisern (aber auch sonst in der Schweiz, so im Rheintal) mehrfach beobachtet habe, nichts bemerkt, und zu bedauern ist, dass sie nicht wie die übrigen ihrer grammatik dialektproben beigefügt hat.

Abegg hat sich zur aufgabe gestellt, die laute und formen der mundarten des Urserentales im kanton Uri grammatisch zu beschreiben. doch nicht dies allein: dadurch, dass der vf. sein augenmerk auch auf erscheinungen lebendigen sprachwandels richtet, zeigt, wie die dialekte der obersten talstufe sich gradweise den mdaa. des unteren Reufstales angleichen, offenbar nur eine phase eines jahrhundertelangen entwicklungsganges, und älteren lautstand aus restformen aufzudecken weifs (vgl. § 64, 2b), gewinnt seine arbeit allgemeineren wert. die Ursner mundarten gehören, wie aus § 53 hervorgeht — der vf. drückt sich allzu vorsichtig aus —, zu den conservativen dialekten, dh. sie haben auslautende vocale in ziemlichem umfang erhalten, nur sind die vocale nicht mehr qualitativ verschieden, daher *hōsə* hase, *bœrgə* berge gegen *haso*, *bœrga* im Wallis. beachtenswert ist das unterbleiben der dehnung vor alter einfacher lenis in einsilbigen wörtern und erhaltung der mhd. auslautverstärkung: *hoff* hof, *grass*, *šlaxx* schlag imp., *tall* tal, *šmit* schmied, *šlak* schlag subst., § 45, § 46, während im inlaut, auch im satzinlaut, gedehnt wird: *grās ūsi* lies *grā-sūsi* (also ganz im gegensatz etwa zu Schaffhausen PBBeitr. 14, 415: *grāb* aber *grăbûftuə*). wortauslautende fortis wird im satzinlaut zur lenis: *ix mak* aber *māg ix*. diese sandhiregel wurde auch auf ursprüngliche fortes übertragen, daher auch *ross* aber *rōs um ma* ross und mann, *brịk* aber *ịbər prịg ụbəri* über die brücke hinüber.

Am interessantesten, weil auf principielle fragen eingehend, ist zweifellos Enderlins monographie der mda. von Kesswil. ähnlich wie Gauchat in seiner so aufserordentlich belehrenden und anregenden schrift L'unité phonétique dans le patois d'une commune sucht Enderlin alles was an lautlichen erscheinungen sich gegenwärtig in einem dörflein am Bodensee abspielt in einer

möglichst getreuen momentaufnahme festzuhalten. wir bekommen also nicht nur auskunft über die lautlichen entsprechungen, sondern auch über sprachliche unterschiede der altersstufen, über schwankungen in der widergabe und die sie bedingenden psychologischen ursachen, über höflichkeits- oder, wie ich mich ausdrücken möchte, feiertagsformen, über aufnahme neuer wörter usw. Enderlin kommt in einem wichtigen puncte zu einem von Gauchat abweichenden ergebnis, indem er interindividuelle tendenzen in Kesswil nicht wahrgenommen hat. ist aber nicht das zäpfchen-*r* der kinder vielleicht eine solche? ('ich finde, dass in der 1 klasse kein schüler das zungen-*r*, . . . in der 9 klasse aber alle das zungen-*r* sprechen konnten', s. 168). man kann doch nicht annehmen, dass die Kesswiler kinder seit jeher zunächst hinteres *r* gesprochen haben, um dann im verlauf ihrer knaben- und jünglingszeit immer wider zum vorderen überzugehn. die erscheinung hat grofse ähnlichkeit mit den von Gauchat beobachteten generationellen lautwandlungen, und es ist kaum daran zu zweifeln, dass das jetzt im kindesalter stehnde geschlecht, wenn es herangewachsen ist, in bezug auf das *r* das bild eines übergangszustandes bieten wird. noch wird das zäpfchen-*r* als kindisch empfunden, seine anhänger sind noch zu wenig einflussreich: erst muss die neue mode die nötige durchschlagskraft gewinnen, um herschend zu werden. schade, dass Enderlin uns nicht darüber aufklärt, wie sich die umgebung zum *r* verhält und in welchem ausmafse die eingewanderten familien den ersatzzitterlaut sprechen, denn irgendwoher muss die bewegung ja stammen. beachtenswert ist die einheitlichkeit der generationellen sprechweise, die ich selbst in einer anzahl von mdaa. wahrzunehmen gelegenheit hatte.

Sämtliche arbeiten zeugen von guter phonetischer und sprachlicher schulung, von gesundem kritischem und historischem sinn, sind reich an hübschen beobachtungen über sprachliche wandlungen. je mehr auf dialektgeographischem gebiete gearbeitet wird, je mehr die darstellung von mundarten die innere sprachliche schichtung berücksichtigt, desto mehr kommt man zur erkenntnis, wie wenig bodenständigkeit den mundarten im grunde eignet, wie stark und nachhaltig die einflüsse sind die von aufsen her kommen, und wie sehr wir damit rechnen müssen, dass der dialekt irgend eines entlegenen hochtals nur der modificierte widerhall ist einer mda., die einige jahrhunderte zuvor noch im nächsten verkehrscentrum gesprochen wurde, während der ältere 'autochthone' lautbestand, wenn überhaupt noch, so nur in kargen überlebseln sein dasein fristet. erfahrungen die ich im vorigen sommer im obersteirischen Mürztal gesammelt habe, wo eine mda. die andre ablöst fast so wie eine fremde sprache die heimische, haben meine bisherige auffassung in manchen recht wesentlichen puncten umgestaltet, und die be-

schäftigung mit den schweizerdeutschen grammatiken hat mich nicht gerade veranlasst, meine schritte wider in die alten bahnen zu lenken.

Auffallend ist immer die gleichmäfsigkeit, mit welcher das neue meist durchgeführt wird, so dass solche neuerungen den anschein 'lautgesetzlicher' wandlungen erwecken, vgl. Enderlin § 30 (ersatz von formen wie *blǭb, grǭb, lǭb* durch *blǭu* usw.), § 100, 4 d, Vetsch § 72. § 86, 2, Abegg § 25. es hängt dies eben damit zusammen, dass das sprachliche ideal dem die neuerung entspringt — in der regel ist es irgendeine, wenn auch noch so beschränkte *κοινή* — stets in seiner gesamtheit würkt, mag auch die angleichung nur teilweise vor sich gehn, und dass die jeweilen recipierende generation in gewissem sinn eine gesellschaftliche und psychische einheit vorstellt, die durch gleichartigkeit der anschauungen und interessen bedingt ist. in hinblick auf das gesagte genügt es begreiflicherweise nicht von den mdaa. blofse skizzen zu entwerfen, in denen das vorhandene sprachmaterial ungenügend und willkürlich verwertet wird, um daraus zusammenhänge zu construieren: gerade scheinbar nebensächliches und unbedeutendes kann für die feststellung alter verwantschaftsverhältnisse unter umständen mafsgebender sein als ein dutzend lautlicher übereinstimmungen.

Die verfasser reden häufig von einwürkung der schriftsprache, um das eindringen von neuerungen zu erklären. ich muss gestehn, dass ich aufser in stadtmdaa. auf meinem arbeitsfelde unmittelbaren einfluss der schriftsprache fast nirgends beobachten konnte, ja nicht einmal eine schützende wirkung derselben (s. Carinthia I jahrg. 101, s. 16), und bin nicht der meinung, dass es sich in der Schweiz anders verhalten werde, wo die schriftsprache in viel geringerem ausmafse als in Österreich sprechsprache ist. ich glaube, dass fast in allen den fällen, wo schriftsprachlicher oder schuleinfluss angesetzt wird, verschiebungen in der richtung nach einer gemeinschweizerischen verkehrssprache vorliegen, die allerdings durch die schriftsprache unterstützt werden können, ja teilweise durch sie veranlasst worden sein mochten. solche erscheinungen sind der ersatz von *ā* (aus mhd. *ei*) durch *äi* Vetsch § 80, Enderlin § 38, § 115, s. 156, die verstärkung der affricierung des *k* beim jüngeren geschlechte, Vetsch § 149, der ersatz von palatalem *χ* durch velares nach hellen vocalen, Vetsch § 92, § 150, die verdrängung von *iər* für mhd. *ėr* durch *ęr*, Vetsch § 94, die formen *diənšt, bluəmə*, Enderlin § 65 b, § 115, s. 158, die einführung von hiatustilgendem *n*, Enderlin § 100, 4 d. fälle wie etwa die ausscheidung des vorderen *χ* oder der ersatz von *ā* durch *ęi* auch in einem worte wie *męitl̥i* (End. § 40), das der schriftsprache abgeht, zeigen doch deutlich, dass schrift- und schulsprache daran unschuldig sind. Enderlin wandelt in § 116 (schluss) auf

der richtigen fährte, brauchte sich aber nicht so verclauselt auszudrücken. einen ansatz zum ausgleich in gemeinsprachlichem schweizerischem sinne verrät auch die beibehaltung und damit einführung von fremdem inlautendem *kχ* für *k* (End. § 167). anderswo am Bodensee wird auch schon in einheimischen wörtern gelegentlich *kχ* gesprochen.

Eine fülle von sprachlich sehr bemerkenswerten einzelheiten steckt in jeder abhandlung: so verwendet zb. Urseren noch das suffix *-ing* zur bezeichnung der sippenzugehörigkeit: *mœ̜ęrįk* die Meyer usw. (Abegg § 51, 2a); schriftdeutsche diphthongformen werden, weil von der alltagsrede abweichend, zum ausdruck der emphase gebraucht, Enderlin s. 161: damit ist das alem. *tousig* für *tūsig* deutlich als entlehnung gekennzeichnet. auch beispiele für die in romanischen mdaa. so häufige überentäufserung (falsche reconstruction) werden geboten, vgl. Vetsch § 154, a anm.: *ht* für *t* (dazu Anz. 34, 220); § 168: *r*-einschub nach langem vocal ganz wie bei Tschinkel Gottscheer mda. ss. 35 u. 44; § 158b*γ*: *m* für *n*. erwähnung verdienen, weil sie das fortleben altalem. lautwandlungen bekunden, bei Vetsch die §§ 117, 108c, 154b (kürzung von längen vor *h* wie bei Notker) § 92. nach § 88 ist der im hiatus aus *î* entstandene diphthong *ei* durch geschlossnere aussprache verschieden von altem *ei* im hiatus, dessen erste componente als *ä* erscheint. das wirft ein licht auf die aussprache der altbair. *-eie, -aie* in *abbeteie* usw. (Zs. 39, 295) deren *ei, ai* mit den alten diphthongen in heutigen mdaa. nicht zusammengefallen ist. merkwürdig ist die grofse zahl von übereinstimmungen zwischen ostschweizerischen mdaa. und dem bair.-österr.; so läuft zb. die verteilung von *u—ü* bei Vetsch § 69, 70, Enderlin § 29 fast bis auf das letzte beispiel mit dem bair.-öst. parallel. die von Enderlin § 48, 2b 2 anm. 1 angeführten beispiele von koseformen und übernamen auf *i* kenn ich bis auf *wali* sämtlich auch aus Kärnten; ebenso sind mir eigenartige übergänge wie *gramílə* kamille, *kšpenkšt* gespenst, *bęmsəl* pinsel aus meiner heimat geläufig. zum bair.-öst. stimmt die neigung, die kurzform des adj. (mhd. *-e*) durch langformen (mhd. *-iu*) zu ersetzen, Vetsch § 118, b, Enderlin § 69, 1b; ebenso kehrt die geminierung des *n* in der flexion von 'klein', 'schön' (Vetsch § 108, e) im bair.-öst. wieder, ist also offenbar schon altobd.

Manches freilich was die vff. vorbringen, bedarf der correctur oder muss mit einem fragezeichen versehen werden. ich greife nur das wichtigste heraus. Vetsch nimmt § 46 einen *s*-uml. des *a* an, ebenso Enderlin § 21. die angeführten beispiele bieten keine gewähr: *mäsər* ist einfach übertragung der pluralform auf den sg. wie in so viel andern fällen. *gräs* kann trotz seinem *ä* altes *gigrasi* vertreten oder stammt ebenfalls aus dem pl. wie häufiges *hälm* für *halm*; in Kärnten sagt man all-

gemein 'die klee' pl. eine *i̯*-ableitung, die unter dem einfluss der nicht umgelauteten nebenform offenen umlaut erhielt, dürfte *pläss* zu grunde liegen, das auch im südbair. mit hellem *a* (aus *ä*) begegnet; vgl. die vermutlich lautgesetzliche form mit geschlossenem uml. *pless* bei Abegg § 16, 1 a. *fältš* für falsch führ ich auf volksetymologisches **falisch* zurück, eine form, die heut im südbair. weit verbreitet ist (kärnt. *fǭliš*). *ǫ̈u* in § 83 kann natürlich nicht auf ahd. *ew* zurückgehn, sondern nur auf die contaminationsformen mit *öuw*. die *ẹi* in § 89 betracht ich als regelrechte entsprechung von gedehntem mhd. *ė* und seh in dem *ǫu*, *ǫ̈ü* die genaue parallele dazu: die diphthongierung ist eben zurückgedrängt worden und als letzter rest hat sich bei *o* und *ö* aufser vor *l* noch *gǫ̈ütti* erhalten. gedehntes *ė* und altes *ê* müssen doch nicht qualitativ oder accentuell zusammengefallen sein. die dehnungserscheinungen bei Vetsch § 100 (Enderlin § 58, 2a) lassen sich m. e. in folgende norm bringen: da wo längung des vocals eingetreten ist, liegt ahd. *r* + kurzer vocal [+ *n*] vor, sonst *r* + länge [+ *n*]; nur *bę̄rə* f. bildet eine ausnahme, die vielleicht mit classenwechsel zusammenhängt. *m* in *Samixlǫus* s. 203 ist wol ein alter rest der *m*-form des namens (*Micolaus*), die heute noch bei den Westslawen und westlichen Südslawen, bei den Madjaren und zt. auch noch im bair.-österr. verbreitet ist: allerdings sind hier (im bair.) die letzten reste schon im schwinden begriffen. sind *xemmi* § 70, 2 und *triəglə* § 135, 2 nicht überbleibsel früherer entrundung?

In der Kesswiler mda. ist nach § 54, 4, 6 (s. auch Vetsch § 95, 2—4) *ė* vor nasalen zu offnem *ę*, *ë* dagegen zu *ė* geworden. das ist gewis auffallend, lässt sich aber leicht erklären, wenn man annimmt, dass wie im Rheintal und Vorarlberg germ. *ë* wenigstens vor nasal zu *ėə* diphthongiert wurde, worauf monophthongierung zu *ė* stattfand. die *briəmmə* und *briəntə* bei Vetsch § 94, b wären reste solcher brechung. auch die form *hęšt*, *hęt* Enderlin § 24, 1 stimmt genau zu den *heəšt*, *heət* im vorarlbergischen Rheintale. zu § 71, 3c anm. *irə* beruht eher auf *ir* + *en*; vgl. die erklärung s. 96 anm. 4. § 84 die form *kχiŋŋ(ə)* 'kinn' ist im südbair. westen (auch in den sprachinseln, hier durchweg mit ausl. -*e*) weit verbreitet, es wird demnach das *ŋg* nicht auf auslautendem *nd* beruhen.

Abegg verzeichnet in § 16 die form *se* für 'senn': sie erklärt sich als analogiebildung nach dem pl. *mannə* zum sg. *ma* mann. ob nicht auch im ursnischen einmal der mischumlaut *ǫ̈* bestanden hat (§ 26), lässt sich gar nicht so einfach feststellen, denn infolge entrundung hätte er doch wider verloren gehn müssen. *schräg* hat auch im bair.-öst. geschlossenen *a*-uml. § 66: wurde anl. *h* in *ošpidall* jemals gesprochen? wie kann (trotz dem urk. belege) das wort auf *hospitaculum* und nicht auf *hospitale* zurückgeführt werden? § 64: was bedeutet: am *r* an-

stofsen? anlautendes unasp. *k* erscheint also nur in vortoniger silbe; eine ähnliche erscheinung wie PBBeitr. 28, 151, letzter absatz. *rūfi̧*, *stōfəl* sind als gattungsnamen ins deutsche eingedrungen. *Fleifs* (urk.* *Vlîze*) als alpenname begegnet bei Heiligenblut in Kärnten, hier jedoch als fem. sehr zu bemängeln ist, dass palatovelare laute unbezeichnet geblieben sind; ebenso sollten für die halbfortes eigene zeichen, etwa *π τ χ* eingeführt werden.

Prag-Smichow, 15 april 1912. **Primus Lessiak.**

Deutsche schrifttafeln des IX bis XVI jahrhunderts aus handschriften der k. Hof- und staatsbibliothek in München. herausgegeben von **Erich Petzet** und **Otto Glauning**. I abteilung. Althochdeutsche schriftdenkmäler des IX bis XI jahrhunderts; II abteilung. Mittelhochdeutsche schriftdenkmäler des XI bis XIV jh s; III abteilung. Proben der höfischen epik aus dem XIII u. XIV jh. München, Carl Kuhn, 1910—12. 32×42 cm, 45 (3×15) tafeln und text. — 24 m. (3×8 m.)

I (1911). Dieses neue tafelwerk will germanisten und paläographen dienen und verfolgt den besonderen zweck die entwicklung der schrift in deutschen sprachdenkmälern zur anschauung zu bringen. hier sei blofs vom bedürfnis der germanisten gesprochen. ein solches ist tatsächlich vorhanden und trifft ganz besonders die buchschriften des 12—15 jh.s (die allerdings erst in den späteren lieferungen enthalten sein werden). aber auch für die ahd. zeit, aus der die stücke der ersten lieferung stammen, ist eine sammlung die in einleitungen auf paläographisch kennzeichnende eigenheiten des denkmals aufmerksam macht, ganz erwünscht. und der billige preis erleichtert ihre verwendung zu lehrzwecken. berührungen mit der publication von MEnneccerus sind ja mehrfach vorhanden, waren aber um der continuität des gebotenen willen nicht zu vermeiden, und die fortsetzungen, auf die wir gespannt sind, rechtfertigen das hier gebrachte.

Im hinblick auf diese fortsetzungen seien die herausgeber auch gebeten, das im engeren sinne philologische und litterarhistorische, das sie in die einleitungen aufnehmen zu sollen glauben, in den folgenden lieferungen entweder einzuschränken oder schärfer und genauer zu fassen.

Ist im Wessobr. geb. *gauurchanne* würklich 'schreibfehler' für *gawurchanne*? — die striche über *o* im Fränk. geb. heifsen 'akzente', aber s. Steinmeyer zu MSD[3] LXX 2. — die bemerkung zur probe aus Hel. M (VII): 'einmal steht auch noch *hu*' (in *huand*, z. 20 der probe), ohne weiteren zusatz, ist für eine hs. wie M ganz irreführend: in M fehlt doch fast niemals *h* vor consonanten im anlaut. — die herausgeber ahmen die worttrennung der hss. in den transscriptionen nicht nach, sondern gebrauchen die grammatisch übliche; gut. aber wenn sie die

schreibung VII, z. 8 *suide an* (= Hel. 2906) in *suidean, hoh hurnid skip* (= 2907) in *hoh hurnidskip* ändern, so geben sie nur controverse möglichkeiten. — die angabe dass in Otlohs gebet (XIII) *s* und *z* vermischt werden, ist unrichtig. sie halten nämlich *uppigas unrehtes unsubras* (= MSD³ LXXXIII 5 f) für accusative. — schief ist auch die angabe zu tafel XIV (Notkerbruchstück): 'im anlaut steht überwiegend *t* für *d*', denn die verteilung von *t* und *d* ist natürlich nach dem 'anlautgesetz' geregelt; dasselbe gilt für die bemerkung 'auch findet sich die vorsilbe *ke* neben *ge*'.

Wozu beim Wessobr. geb. von 'zu conjecturen verlockenden auslassungen' reden (wegen sp. a z. 4. 5), wenn man nicht auch sagt, dass der schluss des 'ersten abschnittes' *enti cot heilac* bedenken erweckt? — zum Freis. paternoster hs. B z. 3 (= MSD³ LV 2) *daz* wird angemerkt, dass es versehentlich widerholt ist: es kann aber ebensogut die conjunction und das erste *daz* demonstrativ sein. — zum Fränk. geb. hätte die ausgabe der 'Admonitio generalis' und des 'Legationis edictum' in den MG Capitul. citiert werden sollen, aber auch Mühlbachers regest (Reg. imp.³ I, nrr 300 und 301), dann wäre das kleine stück nicht 'wie ein eingang' zum Legat. ed. angesehen worden, denn die herausgeber hätten bemerkt, dass das dem gebet voranstehnde datum nicht zum Legat. ed., sondern zur Admon. gehört. nebenbei bemerkt: nach dem wortlaut jenes datums sollte man wol überhaupt aufhören das schriftstück nr 301 'Legationis edictum' zu nennen. — zu V Carmen ad deum wird gesagt, dass Docen auch die auf s. 24—38 der hs. enthaltenen glossen zugänglich gemacht habe, dann fortgefahren: 'sie gehören zu den bibl. büchern Exodus . . . Regum II', und die bibliographie citiert aus den Deutschen glossen I die nrr 36. 51. 63. 97. 84. 128: wer nicht nachprüft, muss glauben, dass die ss. 24—38 nur glossen zu den eben genannten bibl. büchern enthalten, und dass alles was dort stehe in den citierten nummern des glossenwerkes erschöpft sei; aber die herausgeber meinten nur die auf dem facsimilierten blatt 38 vorhandenen glossen. — zum Muspilli wird wider die alte mär von der eintragung durch Ludwig oder Hemma ohne irgend neuen gesichtspunct vorgetragen, zum Petruslied die alte vermutung Graffs, dass Otfried sein verfasser sei, wenn auch mit dem zusatz, dass schon Lachmann sie abgelehnt habe, zu tafel XII, glossen des clm. 18140, die (auch den herausgebern 'unhaltbare') ansicht Docens, dass Hrabanus ihr verfasser sei. übrigens kennen sie wol nicht die mit dieser grofsen glossenhandschrift sich beschäftigende abhandlung Steinmeyers (in der Festschrift der univ. Erlangen 1901), sonst würden sie nicht sagen, dass man diese glossen 'jetzt' dem Walafrid zuschreibe, hätten vielleicht auch nicht ein facsimile gerade dieser handschrift gebracht, deren sprachlicher wert gering ist, selbst in einer partie wie die

facsimilierte, für die hs. clm 19440 nicht zeugnis gibt. — auch zu xiv, Notkers x psalm im Seeoner bruchstück, hätte die bibliographie, die durch das citat 'Kelle, Litteraturgeschichte i, s. 236 ff' auf die ganze darstellung der psalmenüberlieferung bei Kelle hinweist, durch verweisung auf die in Steinmeyers abhandlung PBBeitr. 33, 61 ff gegebene correctur ergänzt werden sollen. — zu taf. xv, Williram, ist der satz 'nach ihr (dh. der Ebersberger hs.) haben Marquard Freher und Marcus Welser das werk Willirams im jahr 1631 herausgegeben' in mehr als einer beziehung teils schief, teils unrichtig. (anderseits enthält die einleitung zu dieser nummer eine bemerkenswerte neue mitteilung die für die frage, ob der autor eigenhändig am cgm 10 geschrieben habe, von wert ist: dass die blassere tinte der schlussschrift und der correcturen sich auch im texte selbst findet).

In der bibliographie wird auf den Grundriss, auf Kelle, Kögel regelmäfsig verwiesen, warum nie auf Braunes Lesebuch? zur Exhortatio wird WGrimms ausgabe nur nach den Kl. schr. ii citiert, nicht nach dem ersten druck in den Abhh. der Berliner academie, obwol MSD [3] warnt und das facsimile in den Kl. schr. fehlt. zum Seeoner bruchstück (xiv) hätte das Baumburger blatt (Zs. 37, 276 ff) genannt werden sollen, weil Golther seine herkunft aus derselben hs. nicht für unmöglich erklärt hat.

In den paläographischen dingen folg ich gerne der führung durch die herausgeber, bekenne aber, dass ich sie nicht ganz sicher fand: zur Exhort. geben sie an, dass neben selteneren geschlossenen *g* das offene überwiege — aber das gegenteil ist der fall. warum sind zu ix, Petruslied, nicht die besonderheiten der interpunctionszeichen (im Hrabanus-text) hervorgehoben? dass der name Suonhart, der im zwischenraum zwischen dem Genesiscommentar und dem Petruslied steht, vom selben schreiber herrühre, der das lied aufgezeichnet hat, wie die herausgeber vermuten, ist wenig wahrscheinlich, man vgl. die *n, r, t.* zu xii sollte auf die doppelheit der abkürzung *.I.* und *id* hingewiesen sein. in Otlohs gebet xiii fällt auf, dass das wort *euuig*, das dreimal im facsimile vorkommt, jedesmal auf rasur steht; das wird angemerkt, nicht aber, dass jedesmal unter dem ersten *u* im worteingang der rest eines *g* selbst im facsimile noch sichtbar ist. was für ein wort kann das gewesen sein, das, mit *eg* oder *g* anlautend, jedesmal radiert wurde?

Etwas weiter muss ich zu xi, clm 14747 (glossen) ausholen. hier lehnen die herausgeber Steinmeyers annahme, dass auf bl. 61ᵛ glosseneinträge von zweiter hand seien, ab: sie behaupten schlankweg vollständige übereinstimmung der formen, erschweren aber die nachprüfung dadurch, dass sie nicht angeben, auf welche wörter sich Steinmeyers urteil bezieht. hat man sich diese nun aus Ahd. Gll. iii s. 572—574 zusammengesucht, so beobachtet man immerhin bemerkenswerte eigenheiten der schrift:

die correctur des *l* (*Coliandrum* a II 19 = Gll. 572, 33) in *r* durch zufügung eines dem capital-R entlehnten zuges, das (einzige) merovingische *c* (a II 14 = Gll. 572, 11); ferner eigenheiten der orthographie: dass nur in diesen wörtern *c* (für anlautend *k*; in *Curibiz* a II 14), *hc* im auslaut (*pestinahc* b I 17 = Gll. 573, 46) vorkommt. wo es sich bei Steinmeyers zweiter hand um ganze glossen handelt, fallen sie dadurch auf, dass sie entweder mit kleinerer schrift unter äufserster ausnutzung des raumes eingeschoben sind (*Curibiz; cresso* a II 16 = Gll. 572, 17; *snitilouch* a II 17 = 572, 29; *ruta* a II 21 = 573, 3), oder über der zeile stehen (*uel cariota* b I 18 = 573, 48; *uel mentastra* b I 24 = 573, 60 note), aufserdem in beiden fällen mit dunklerer tinte geschrieben wurden. dieselbe dunklere tinte bei correctur einzelner buchstaben (des zweiten *e* in *Cepe* [aus *a*] a II 16 = 572, 15, udglm.). dazu kommt, dass mehrere dieser eintragungen zugleich mit rasur verbunden waren, so die ganze zeile b II 5 = 574, 36. also äufserlich auffallendes genug. und wenn nun auch d i e s e äufserlichkeiten an und für sich ja auch aus der hand des hauptschreibers hervorgegangen sein könnten, so bliebe unter dieser annahme doch unerklärt, warum er die nach a II 21 folgende zeile, auf der man das sonst an diesem platz überlieferte *Feniculum* erwartet, radiert, eben diese glosse aber dann in b II 8 gebracht hätte. hat aber ein zweiter schreiber an der stelle b II 8 *Feniculum* (mit noch anderen wörtern) am ende des absatzes *De oleribus et herbis diversis* zugesetzt, so versteht man, warum das wort nach a II 21 radiert wurde. —

Die transscriptionen sind sorgfältig, ich habe nur sehr wenig zu verbesserndes gefunden.

II. III (1913). Ich kann mich bei diesen fortsetzungen kürzer fassen. wider hab ich die sorgfalt der transscription hervorzuheben, wider auch, dass die grundsätzliche beseitigung der wortverbindungen oder -trennungen unzukömmlichkeiten erzeugt. so wird zb. das hs.liche *aldluhtet* tafel XVII b 2, gemäfs der conjectur *al derliuhtet* in MSD[3] XXX, 6, in *al dluhtet* aufgelöst und ebenda b 11 *undaz* als 'fälschlich' für *und daz* angemerkt, *geist gimmon* b 7 (= XXX, 15) zusammen geschrieben, *gotes trut friunt* b 16 (= XXX, 30) aber getrennt belassen.

Die proben der zweiten abteilung, die aufser einem stücke des 11 schon schriften aus dem 12—14 jh. bringen, sowie die der dritten, in denen einmal noch das 12, sonst das 13 und 14 jh. vertreten ist, führen schon mitten in die häufigeren paläographischen bedürfnisse des germanisten. auch die unvermeidlichen notbehelfe der grenzwerte '12/13', '13/14' jh. sind ausreichend berücksichtigt. auch in diesen lieferungen ist die beschreibung der schriften sehr einlässlich und führt den lernenden schrittweise durch eine fülle von einzelheiten (wie weit diese in den

übrigen teilen der hs. bestätigung oder einschränkung erfahren, entzieht sich meiner kenntnis, die beschreibungen selbst beziehen sich in der regel nur auf den tatsachenbestand des facsimilierten teiles); ich hatte nur wenig anlass vermisstes anzumerken: so sollte zu tafel XXXIV auf die änderung der schrift (bei gleichbleibender hand) hingewiesen werden, wie es zu XXXIII geschah. ob es aber nicht möglich war, das charakteristische, das für die datierung mafsgebend ist, herauszuheben? jetzt verliert es sich zu sehr in der menge des zufälligen oder individuellen, während doch der unterrichtszweck des ganzen solche hervorhebung wünschenswert macht. vielleicht versparen aber die herausgeber dergleichen für die versprochene 'einleitung'?

Die philologischen beigaben in bibliographie und anmerkungen vertragen noch immer teils sichtung, teils ergänzung; man sehe zb. das litteraturverzeichnis zum Frauendienst (tafel XXXVI) oder die anmerkung zu XXVII a 4 (Mettener predigten) *vraz wunden* (von den herausgebern getrennt gedruckt, obwol das facsimile eher verbindung der zwei wörter als absicht des schreibers vermuten lässt), wo Schönbachs unnötige conjectur *vrazes wunden* angeführt wird. zu XXXVII b (Rudolfs Wilhelm) werden lesungen aus dem druck in den Deutschen texten II unter der marke 'Junk' angemerkt, statt unter dem buchstaben der hs., aus der Junk sie aufgenommen hat (überdies wird der leser inhaltlich mit der anm. 9: 'Junk: *gassan*' nicht viel anfangen können); zu b 15 *svnde* (für *sumde*) wird aber nichts notiert. **Joseph Seemüller.**

Zu Notkers anlautsgesetz von dr. **Israel Weinberg** [= Sprache und dichtung, hersg. von Mayne und Singer, heft 5]. Tübingen, Mohr 1911. VI u. 40 ss. 8° — 2 m.

W. bespricht auf grund vollständiger auszählungen (des Piperschen textes: vgl. PBBeitr. 38, 354 ff), die er in tabellen vorlegt, nochmals Notkers anlautwechsel und schlägt sich nach gründlicher überlegung auf die seite derer, die darin einen wechsel von fortis und lenis, nicht von stimmlos und stimmhaft erblicken. seine eignen hauptargumente sind: 1. der gegensatz stimmlos-stimmhaft ist eindeutig, erklärt nicht so, wie die zahlreichen möglichen stufen zwischen fortis und lenis (4 stufen in der mundart von Pernegg, 'mittlere intensität' der mundart von Baselstadt), die vorhandenen schwankungen im anlautwechsel; 2. das nebeneinander von *v-f* des anlauts (das sich auch der formulierung Braunes, § 103 a. 3, nicht fügt): *v*, meint er, bezeichnet schon den spiranten des inlauts gegen den des anlauts als lenis gegen fortis, wird also auch im anlaut lenis gegen fortis bezeichnen. aber dieser anlautwechsel *v-f* ist ja gerade anders als der der explosivae gehandhabt, und man könnte folgern, dass er also ein andrer, eben der zwischen stimmlos und stimmhaft wäre. indessen glaube auch ich, dass W. recht hat, und dieser wechsel

ist vielmehr zeugnis einer dreifachen abstufung der labialspirans im sinne Heuslers (Mundart von Baselstadt § 27): fortis *f* des auslauts und der consonantenverbindungen, wechselndes *v-f* des anlauts, lenis *v* des inlauts. das passt also zu jenem ersten beweise, der sich auch auf die mundartlichen verhältnisse stützt (W. zeigt zugleich, dass der anlautwechsel stimmhaft-stimmlos in der Seifhennersdorfer mundart secundär ist).

Vielleicht darf man auch als parallelen andre obd. wechsel anführen, die von der accentintensität abhängen: in Kb steht weit überwiegend *d* nach langem, *t* nach kurzem betontem vocal. *d* und *t* unterscheiden sich also nach der articulationsenergie, d. h. als lenes und fortes. und dann: der anlautwechsel bleibt auf das bair.-alem. mit seinen stimmlosen consonanten beschränkt (vgl. Braune § 103 a. 1 und Schatz § 70), die nur noch den wechsel zwischen fortis und lenis zulassen. jenseits der grenze aber, auf rheinfr. gebiete, beobachten wir an Wk, Lorscher beichte, Otfr. P einen andern consonantenwechsel: *d* steht zwischen vocalen nach stimmhaftem, *t* nach stimmlosem anlaut: *gode adume* — *fater striiti* Wk; wobei eben *adume* zeigt, dass es der stimmton, nicht die fortisnatur des anlauts ist, die den wechsel verursacht. vgl. bei T anl. *d* vor stimmhaftem consonanten der nächsten silbe (*duon*) gegen *t* vor stimmlosem (*teta*). sollte dieser gegensatz zwischen obd. und fränk. wechsel zufällig sein?

Wie wäre es übrigens auch zu verstehn, dass bei N auf *b d g* im anlaute *p t k* folgen müssen, wenn nicht auch *b d g* (dann aber auch im anlaut) stimmlos wären?

In einem excurse versucht W. chronologische folgerungen aus seinen zahlen zu ziehen, indem er die einzelnen bücher von Notkers übersetzungen nach der genauigkeit ordnet, mit der die einzelnen wechsel im satzanlaut und satzinnern und nach satzpause durchgeführt sind. so erhält er 11 columnen, und wo sich mehrere davon in der reihenfolge der bücher decken, sollen sie chronologisch sein. mit gutem willen findet man eine ungefähre deckung in der reihenfolge Cat. Int. Bo. Cap.; nicht etwa Bo. Cap. Int., wie W. herausliest, von Notkers brief an Hugo von Sitten beeinflusst, der Bo. gar zu deutlich an die spitze stellt. auch dass sich Bo. I und II deutlich von III—V trennten, darin also eine interpretation jenes briefes zu finden sei, der 'libri duo Boethii' von den andern übersetzungen Notkers trennt, erkenn ich hier nicht; vielmehr schliefsen columne 5 und 6 gerade buch II und III gegen IV und V zusammen.

Besser wäre es schon gewesen, zuvor die reihenfolge, in der jener brief Notkers schriften aufzählt, zu grunde zu legen und zu sehen, was sie für die chronologie und art des anlautgesetzes ergibt.

Ich habe mir dazu aus den Weinbergschen tabellen auszüge gemacht und folgende zahlen für *p t k* nach stimmlosen lauten im satzinnern errechnet:

1) Bo. 977 Cap. 963 Cat. 919 Int. 918 von 1000 fällen [1], dh. das anlautgesetz ist im satzinnern mit allmählich sinkender genauigkeit angewant; also als ein natürliches, längst gehandhabtes (vgl. die SGaller namen bei Wilkens § 22 ff!), nicht ein neu erkanntes und allmählich erprobtes. wir müsten die folge schon ganz umkehren, um eine gleich plausible linie zu erhalten.

Für *p t k* im satzanfang ergeben sich diese zahlen:

2) Bo. 460 Cap. 225,5 Cat. 590 Int. 645; nach satzpause:

3) 100 46,5 219 202.

also bis Cap. dieselbe tendenz, dann ein aufraffen.

Für *v* nach stimmhaften lauten gelten:

4) Bo. 145 Cap. 7,5 Cat. 552. Int. 531:

das gleiche resultat (bei so verschiedenem mafs!), also bestätigung der reihenfolge des briefes.

Aber die linien 2—4 mit ihrer starken brechung unterscheiden sich doch sehr von der ersten. das findet indessen eine sehr natürliche erklärung: es gibt schweizerische mundarten die den anlautwechsel nur im satzinnern beobachten, und unsere zahlen zeigen zugleich, dass N. ihn in manchen schriften im satzinnern 20 mal so häufig durchführt als im satzanfang oder nach satzpause. diese linien besagen also aufs deutlichste (was W. durch anderweite überlegung gewinnen möchte, s. 15 ff, vgl. s. 37), dass der anlautwechsel im satzanfang und nach satzpause von natur schwer zu erkennen, dh. schwächer ist, dass N. ihn auch erst nur nach gehör verwante und dann in Int. und Cat. versuchte ihn zu schematisieren.

Die linie für *v* (4) ist gleich mit einbezogen: für sie gilt dasselbe wie für 2 und 3. obendrein haben wir für *f* schon ohnedies mehrere stärkegrade ansetzen zu können geglaubt.

So bewährt sich doch wol die alte reihenfolge; vielmehr, sie erweist W.s fragestellung und methode als verkehrt.

(Auf W.s chronologie hatten sich inzwischen schon die bemerkungen von Ochs PBBeitr. 38, 345 ff aufgebaut.)

Was aber die trennung von Bo. I-II und III-IV betrifft, so ist es zweifellos, dass sie (in Pipers text: s. o.) stark von einander abgesetzt sind: die für Bo. zuletzt gegebenen verhältniszahlen

$$100 \text{ und } 145 \text{ zerlegen sich in } \begin{cases} 149 & 275,5 \text{ für Bo I und II} \\ 50 & 15 \text{ für Bo III-V!} \end{cases}$$

wir gewinnen also dasselbe resultat wie W. (vgl. PHoffmann Notkers mischprosa s. 103); aber es zeigt sich auch, dass keines der übrigen hauptwerke nach seinen zahlen z w i s c h e n beide teile des Bo. passt, möglich nur, dass die verlornen dahin gehören.

W. gönnt sich einige altmodische psychologische anachronismen (s. 38: 'die auslautenden *d b g* sind nämlich so überaus selten, dass N. wol davon absehen konnte, einen wechsel hier ein-

[1] reihenfolge der hauptwerke nach dem briefe an Hugo von Sitten; die kleinen stücke sind zur vermeidung gewisser fehlerquellen weggelassen.

treten zu lassen', vgl. s. 16 z. 23 ff uä.), aber eine leidenschaftslose vorsicht und umsicht (zb. bei ausschaltung der schreibereinflüsse) wendet etwelchen schaden ab, weckt zutrauen zu seinen sammlungen und kommt zu ergebnissen.

Haben wir erst eine Notkerausgabe mit differenzierten satzzeichen, so mag dann eine untersuchung des anlauts nach innerer satzpause neues licht auf lautlehre, interpunction und syntax werfen. schon jetzt aber wäre es zeit (gegen s. 39 f), nicht mehr von einem Notkerschen kanon zu sprechen: der anlautswechsel ist zu alt und verbreitet, und es wäre mancherlei anderes noch einzubeziehen, zb. die bairischen *th* für *d* im satzanlaut, (Schatz § 64), die vielleicht auch als explosivae fortes neben den sonstigen lenes stehn. denn wenn bei N. *d* und *t* wechseln, in den alten von Wilkens angezogenen SGaller urkunden aber noch nicht, so wird das daran liegen, dass zu diesem wechsel die aufgabe des spirantischen charakters des *d* < *þ* voraussetzung war. daher auch die schwankungen des anlautwechsels nach *ld rd nd* [Wilkens § 39]: hier hielt sich ja die spirans länger. das gäbe also zugleich einen terminus für die entstehung der explosiva.

Königsberg, 27 mai 1913. **Georg Baesecke.**

Der Wiener Oswald. herausgegeben von **G. Baesecke**. [Germanische bibliothek. hg. von W. Streitberg. 3 abt.: Kritische ausgaben altd. texte. hg. von CvKraus und KZwierzina. 2.] Heidelberg, Winter 1912. cv u. 67 ss. 8°. — 2,20 m.

Die ausführliche und tief eindringende einleitung, die B. seinem texte vorausschickt, zerfällt in zwei teile. im ersten werden die aus der überlieferung und aus dem inhalt sich ergebenden fragen erörtert, der zweite setzt das von den interpolationen befreite original $^{**}WO_1$ in beziehung zum Münchner Oswald [ed. Baesecke, Germ. abhandl. heft 28, Breslau 1907].

Überliefert wird der WOswald in zwei hss., einer Wiener und einer Olmützer[1]; jene hat Pfeiffer Zs. 2, 92 ff abgedruckt, laa. der Olmützer gab Bartsch im Anz. f. k. d. d. vorz. 1861, s. 361; W ist in schlesischem dialect abgefasst und 1472 geschrieben, O weist direct auf Olmütz als entstehungsort und ist vor 1450 aufgezeichnet. dabei ist W die bei weitem verständlichere hs., während O sowol aus flüchtigkeit auslässt als auch sprachlich und ästhetisch modernisiert. die vorlage *WO jedoch ist nicht identisch mit dem original. durch beobachtung unterschiedlicher versüberlieferung, zerstörten grammatischen zusammenhanges und inhaltlicher widersprüche gelingt es B., eine reihe von verscomplexen als interpolationen sicher nachzuweisen (xxvii ff); sie verdanken ihr entstehen dem streben nach inhalt-

[1] [v. 47—1465 ist aufserdem erhalten in dem cod. Georg 4°,4 der herzogl. bibl. zu Dessau, bl. ccxxxxiv r—cclxx r, wie ich das KMatthäis zutreffenden beschreibung im handschriftenarchiv der Akademie entnehme. R.]

licher correctur, ergänzung oder erläuterung (LXII). an einigen stellen hat mich B.s athetierung nicht überzeugt; 520/23: der vierreim ist kein kriterium für interpolation (vgl. 183/6; 604/7; 815/8). 528/9 ist dem geistlichen charakter des gedichts entsprechend (s. u.), ebenso 1136/9; dazu stimmt auch der wunsch Oswalds, keusch zu leben (56 f), der vers 86. 104. 453 widerkehrt und *WO2 anlass zu erweiterungen gab, nicht aber ihm allein zugeschrieben werden darf.

In einem besondern capitel untersucht B. die verskunst und reimtechnik von *WO1 (I) und *WO2 (II). dabei handelt es sich vor allem darum, eine erklärung für das auftreten von dreihebig stumpfen versen zu geben. sie können sowol archaischen charakters sein, dh. den vierten tact in pause haben, als auch durch veränderungen im zeitwert der hauptsilbe des letzten fufses im dreihebig weiblichen vers entstanden sein [x́ × x́ × –́ × 〉 x́ × x́ × ⏑́ ×] (vgl. s. XXXVII). B. stellt zunächst an unzweifelhaft vierhebigen versen fest, dass zur annahme von fünftactern keine berechtigung vorligt, dass vielmehr auftact und senkungssilben stark in anspruch genommen werden dürfen. daneben aber stehn verse die eine oder mehrere beschwerte hebungen besitzen; als rest bleiben neben den weiblichen solche männlichen, die trotz der möglichen freiheiten nicht die normalzahl von hebungen erreichen (XLI).

Wenn zu deren entstehung moderne sprachentwicklung den anlass gab, so müssen sich auch vierheber finden, die im letzten fufs ein wort mit mhd. langer stammsilbe haben, die erst dialectisch die reguläre kurze messung erhält; es müssen sich also fälle von x́ × x́ × x́ × ⏑́ × = mhd. x́ × x́ × x́ × –́ × nachweisen lassen (XLI). es scheiden sich zwei gruppen von versen aus; zu der ersten gehören fälle wie

vírzig grávèn binámen (⏑́ ×)
álle zu sínem dínste quámen (–́ ×),

zur zweiten solche wie

di quámen hér gefáren (⏑́ ×)
drízen túsent ir wáren (–́ ×).

dies nebeneinander erklärt sich aus der entwicklung der mhd. vocalquantitäten; im schles. wird länge vor einfachem consonant + endung (n̥, l̥, r̥) gern gekürzt, umgekehrt bewürkt *r* energische dehnung des vorangehnden vocals (XLIII). auf diese weise werden die verse der ersten kategorie zu regelrechten viertactern, die der zweiten zu dreihebig-weiblichen. daneben aber bestehn nun solche mit vier hebungen und endung auf zweisilbigem wort mit kurzer stammsilbe, die nicht gelängt werden, da sonst der rahmen von vier tacten gesprengt würde; und schliefslich gibt es einige paare, in denen dreihebig stumpfe mit vierhebig stumpfen (⏑́ ×-typus) gebunden werden (natürlich kommt auch der typus –́ in dieser bindung vor; vgl. XLI u. s. u.). auch in ihnen bleibt die alte quantität bestehn. damit aber noch nicht genug;

neben den mhd. zweisilbig-kurzvocalischen wörtern auf *-ren* (s. o.), die mit langer stammsilbe auftreten, gibt es solche, welche die alte messung beibehalten, da sonst fünftacter entstünden; ihre kurzsilbigkeit wird durch die mit ihnen gebundenen reimwörter dargetan [*irkorn : geborn : zorn : horn*] (vgl. s. XLIV). aus diesem befund zieht B. den schluss, dass wir nicht zur annahme von weibl. viertactern kommen und dass infolgedessen auch die dreiheber nicht durch weibl. dreitacter verursacht seien, die als stumpf aufgefasst wurden. sie seien vielmehr alt und mit pausiertem vierten tact versehen. — allerdings, wir finden keine weibl. viertacter, wenn wir bei der messung schles. sprachentwicklung in betracht ziehen. doch B. verschiebt das ziel. es handelte sich darum festzustellen, ob sich verse nachweisen lassen, die nach mhd. quantitätsgesetzen gemessen viertactig weibl. sind, die aber männlich werden bei der zuhilfenahme der veränderungen in der spätern sprachentwicklung (XLI). und ein solches ummessen der verse war tatsächlich zu constatieren; wir haben die stumpfen dreiheber demnach als neugewächs anzusehen. das wird gestützt durch eine andere beobachtung; es findet sich nämlich, wenn zwei dreihebig männliche verse gebunden sind, nur ganz selten eine durch den sinn gerechtfertigte pause nach dem ersten[1]. eine kategorie jedoch ist auszunehmen: bei der bindung 3 : 4 tritt mit éiner ausnahme (1353) nach der hebung des 3 tactigen verses eine pause ein. es sind das nach B.s aufzählungen (XLI. XLIII) folgende paare: 295[b]. 369. 817. 827. 1037. 1214 (?). 634. 1152. 1410. 329. 745. ich füge noch hinzu: 7. 266. 270. 785. 1246. — B. hält sie für dreitacter; bei unbefangenem lesen ergeben sich jedoch für einen vers jedes paares ganz zwanglos vier hebungen. ein fall noch scheint zu widersprechen, 451. aber B. hat im text gegen W eine umstellung vorgenommen; folgt man W, so bildet 452 eine parenthese, vor der die geforderte pause eintritt[2]. in diesem fall also ist altes gut erhalten. bezeichnend ist, dass sich die beobachtung der pause in der bindung 3 (⏑́×): mhd. 4 ⏑ > schles. 4 (⏑́×) nicht findet! (vgl. 1162. 1420. 849); und bemerkenswert ist es, dass unser dichter nur éinmal alte länge mit alter länge im viertacter bindet [mhd. 4 ⏑ : 4 ⏑ = schles. 4 : 4], nämlich in vers 1242, sonst stets alte länge mit alter kürze, und nur an zwei stellen überschreitet er unheilbar den rahmen von vier tacten (1455. 86): offenbar war der dichter sich der gefahr bewust, die seine sprachentwicklung der alten messung brachte.

[1] meist aber nach dem zweiten (doch vgl. zb. 240 ff), weil unser dichter nicht die 'reime bricht'.

[2] diese pausestellung darf nicht archaisch genannt werden; sie hat sich bis heute gehalten. die musik beweist, dass zb. das Blücherlied so zu rhythmisieren ist: '*was blásen díe trompétèn | husárèn heraús P | es réitet dér feldmárschàll | in fliegèndem saúss P |* usw.

Als stütze für seine athetesen führt B. (XLIX ff) beobachtungen über den reimwortschatz, die reimformen und reimtechnik von I und II an. ich hätte für diese genau hergestellten und gut gedeuteten tabellen lieber eine andere anordnung gesehen. es hätte ausgegangen werden müssen von den in I und II verschiedenen reimformen (LI), zb. *hân* und *haben* gegen *haben*; *gân* gegen *gên*; *mêre* gegen *mê* etc.[1] darauf weiterbauend gewinnt B. weitere unterscheidungskriterien; so steht fest, dass I zwar stark apokopiert und synkopiert, dagegen ganz grob schles. reime meidet: II hat viel weniger apokope und synkope, dagegen den schles. reim *a* : *e*. auch hier also die schon oben bewiesene dualität von tradition und entwicklung. dagegen kommt der 1 tabelle, in der die verschiedenheiten des reimwortschatzes vorgeführt werden, nur illustrierender wert für die in den beiden andern gewonnenen resultate zu.

Durch seine sprache weist der interpolator *WO2 nach Gebirgsschlesien, vermutlich nach Glatz; er ist geistlicher, kennt aber die rhein. spielmannsepen, den Morolf und vor allem den Orendel, aus dem das verspaar für den meister Ise wörtlich entnommen ist (673). nicht aus dem Orendel aber stammen nach meiner ansicht die vv. 885—898. reimtechnisch ist gegen sie nichts einzuwenden als der gebrauch von *zewâre* ohne apokope (896. vgl. LIII. LV); aber das adv. reimt auf den dat. sg. *jâre*, der in *WO1 (LVI) wie in *WO2 apokopiert werden kann (vgl. 921). *bande* < *bange: lande* steht zu 359 f. es widerspricht aber auch die art der entlehnung der von *WO2 geübten praxis. B. hat s. LVII richtig beobachtet, dass der interpolator sich eng an seine vorlage im Orendel gehalten hat; das gegenteil ist bei unserer stelle zu beobachten (ebda). der Orendel ist demnach zweimal benutzt, inhaltlich von *WO1, in anlehnung an den wortlaut von *WO2.[2]

Wie *WO2, so stammt auch *WO1 aus Schlesien und ist in das 14 jahrh. zu setzen, wie jenes. eine eingehnde analyse des originals **WO1 weist in richtiger deutung der sprungweise fortschreitenden erzählung eine aus oft mangelhaftem gedächtnis schöpfende fixierung des alten gedichts (vgl. MOswald) nach (LXX ff). jedoch ist zweierlei dabei zu beachten. zunächst dass man bei der vergleichung unserer version mit *MS und *zn sehr vorsichtig zu werke gehn muss, und dann dass über dem be-

[1] auf diese weise wird einwandfrei vers 1363/1403 als interpolation erwiesen. nicht richtig aber ist Bs constatierung, dass die 1 sg. präs. ind. der st. verb. cl. III/V in *WO2 *e* statt *i* hat, illustriert an *breche: reche* (1383); vgl. LII. in beiden formen ist der conjunctiv anzusetzen; im ersten der potentialis, im zweiten der optativ. danach ist der reim 1393 f in *izze* : *vergizze* zu ändern.

[2] 885 ff knüpfen direct an 882 an, mit localem *dô*. 883 f ist eingefügt, um den zeitpunct für das einsetzen der widrigen winde festzulegen; der sinn muss überdies erst durch conjectur gebildet werden.

streben, das mit *MS gleichartige festzustellen, nicht das unterschiedliche, das den dichter **WO$_1$ kennzeichnet, zu kurz kommt. da ist an charakteristischem vor allem der wunsch Oswalds, sich eine frau zu wählen (auf rat der mannen): *di im zu nemen tohte, da her mit bliben mohte kusche biz an sin ende* (55 ff), im gegensatz zu *MS, wo das erst durch interpolation zugefügt ist (vgl. mein 'Spielmannsepos v. hlg. Osw.' s. 7); dh. Oswald ist von anbeginn an der heilige. das bestätigt sich in dem herbeibeten des hirsches: *ist her ein heilig man* (1011) und dem aufbeten des tores (1105 ff). in derselben atmosphäre steht der rabe, der als erster den heidn. könig zur taufe auffordert (234. vgl. die schlussszene!), und deutlich endlich tritt des dichters gesinnung in die erscheinung in den versen, die B. so naiv erscheinen: *sinte Oswalt ist ein heilig man, der diz wunder hat getan* (1440). auf grund dieser anschauung war es für den dichter nur natürlich, die hochzeit, die anschliefsende versuchung und Oswalds heiligsprechung zu tilgen, ohne allerdings ganz die spuren dieses geschwundenen schlusses verwischen zu können. ganz das gleiche verfahren übt *zn. einiges echte hat **WO$_1$ bewahrt gegen *MS; als solches erkenn ich mit B. (LXXXIV) die namen *Spange* und *Tragmund*, nicht aber das nachholen des raben durch Oswald (vgl. aao. s. 37 f), worin **WO$_1$ gegen *zn und *MS allein steht. eine zwischenstufe *MW vermag ich innerhalb der überlieferung ebensowenig anzuerkennen wie *Mz (LXXIX); wir haben zur erklärung für die entstehung unserer drei versionen die einfachere möglichkeit:

O (= Legende)
|
*spielmannsepos ohne die interpol.
| (vgl. mein 'spielmannsepos')
*MS
/ \
**WO$_1$ *zn

Der verfasser von **WO$_1$ war ein geistlicher, gleichfalls mit spielmännischer überlieferung bekannt (Morolf und Orendel); er stammt nach ausweis des reimes *jû* $<$ *â* : *nû* (632) aus Glatz (LXXXVIII). aus der geistl. dichtung hat er sicher den Brandan benutzt; ob der Tundalus für die vision des heiden als vorbild diente, bleibt mir zweifelhaft. ich denke eher an die Visio Pauli (vgl. das frg. in Kraus Deutschen gedd. d. 12 jahrh. 38 ff); sie hat vor dem T. das voraus, dass auch P. im kerker ligt (T. ist tot [1]) und dass P. eine vision im eigentlichen sinn hat, während T.s seele eine wanderung unternimmt.

Für die atmosphäre in der **WO$_1$ entstand, sucht B. (LXXXIX ff) ein litterarisches centrum um die person des herzogs Bolko II von Münsterberg (1301—41) wahrscheinlich zu machen.

[1] wenigstens nach ansicht seiner umgebung.

B. zieht in diesen kreis Dietrichs Borte, den Kreuziger, Ludwigs Kreuzfahrt, die Trebnitzer Psalmen und das schles. osterspiel (XCII). dies capitel gehört zu den anregendsten und geistreichsten teilen der untersuchung; keiner der über schles. dialect, schles. litteraturpflege und schles. besiedelung arbeitet, wird ungestraft B.s ausführungen übergehn. einige allerdings kann ich nicht anerkennen. Bolko II soll nach B. (LXXXIX) Ludwigs kreuzfahrt angeregt haben; das gedicht sei zwischen 1301 und 1305 entstanden.[1] nun ist Bolko II aber erst 1298 oder gar 1300 geboren (KWutke Stammtafeln d. schles. fürsten, Breslau 1911, tafel III; ders. Zeitschr. d. vereins f. gesch. Schles. 46, 163 ff), sein vater hat frühestens 1285 geheiratet (ebda 45, 271) und Bolko ist das sechste kind. also hat Bolko I die *rede geboten*; der starb aber am 1 november 1301. die ereignisse im gedicht werden bis zum 26 august 1301 geführt (Röhricht Zs. f. d. ph. 8, 420); zwischen diesen daten ist demnach das werk fertiggestellt. dass der Kreuziger, der 1300 entstand, mit Bolko II nichts zu tun hat, ist klar. aber auch Bolkos historische stellung hat B. verzeichnet. er war nie herr von Schweidnitz und Jauer, diese länder besafsen vielmehr seine beiden brüder (Grünhagen I 146. 148; Grotefend tafel IV; Wutke aao.), auch hat Bolko II nicht als letzter der krone Böhmens widerstanden, sondern sich 1336 dem könig Johann unterworfen (Grünhagen I 148). es ligt offenbar eine verwechslung mit Bolko II von Fürstenberg, Schweidnitz, Jauer u. d. Niederlausitz vor, der tatsächlich als letzter schlesischer herzog selbständig blieb (Grünhagen aao.). ob als entstehungsort von $^{**}WO_1$ demnach Heinrichau[2], die grabstätte Bolkos II, genannt werden darf (XCV), ist ganz zweifelhaft.

B. setzt (LXXXVII) den dialect von $^{**}WO_1$ in beziehung zum Niederrhein, wo nach seinen ausführungen im MOsw. das originalgedicht *O entstanden ist. die gründe dafür ergeben sich aus dem handschriftlichen befund (MOsw. ss. 201 ff. 369 f). ich habe die haupthss. genau durchgearbeitet und mit B.s ausführungen verglichen, zugleich gleichaltrige aus demselben entstehungsgebiet herangezogen[3]. es sei mir gestattet, kurz die ergebnisse anzuführen. in betracht kommen die hss. J, S und M. hs. J hat vor der *'hystory von sand Oswald'* (geschrieben von J_1 bayr. und J_2 schwäb.) noch zwei vorstücke. das zweite, gröfsere ist

[1] diese meinung ist von dem herausgeber vdHagen aus Wilken übernommen und seitdem weitergegeben. Wackernagel. litg. 187 (vgl. Kinzel, Zfdph. 8, 379) denkt an Bolko II von Schweidnitz; Jantzen Zfdph. 36 hat sich überhaupt keine feste meinung darüber gebildet.

[2] das kloster ist nicht von Bolkos vater gegründet (LXXXIX), sondern von seinem urahn Heinrich I, dem gatten der hlg. Hedwig (Grünhagen I 56).

[3] cod. pal. vind. 2984: Minneburg (m), vgl. Ehrismann Beitr. 22, 275 ff; FrvSchwaben (s), vgl. Jellinek s. XVIII ff; Aristotiles heimlichkeit (a); Weisheitssprüche (w); Tübinger Rennerhs. (T), vgl. Ehrismann, Stutt. LV. 256, 126.

alem.-elsässischer herkunft (*scheffelin: ist gesin; gebar: har* [= *her*]). in diesen beiden alem. stücken, deren schreiber mit dem des I teiles im Oswald identisch ist, folgende, von B. als niederrh. bezeichneten schreibungen: *i* statt *e* in unbet silbe; *gottis, lobis, lobisame, endis, steinein* > *-in: weinen, abir, vatir, er* = *ir* (epenthetisch); *i* statt *e* in bet. silbe: *geschreben, brengen* (nicht aus **brangjan*, s. Bohnenberger Zur gesch. d. schwäb. mda. im 15 jahrh. 60 f). als schwäb. rechne ich auch den ausfall von intervocalischem *h*: *hoe, geschen*; nach liquida in *bevel ich* — als umgekehrte schreibung oft *ch* – (vgl. a: *ho/so; flieen : zyechen, enphahen : stän, gycht : zyt.* vgl. Kauffmann G. d. schw. mda. 204 ff. Weinhold Alem. gr. § 234). *d* statt *t* in *drost, dot* (vgl. T: *plüde, drester*; s: *detten, drabt*; umgekehrt *t* st. *d* in T: *betuttet, tortt*; w: *tunken*). ausl. *c* (etym. *g*) als *ch* im 2 gedicht sind dem bayr. schreiber J_1 zuzuschreiben (s. u.). *e* = *ie* vor nasal bei dem schreib. J_2 (vgl. T: *nement* = *nieman.* Bbg. 115); umgekehrt ist *ie* = *e* auch vor andern consonanten (s: *nieben*); *o* = *uo* ist regelmäfsig vor nasal (w: *unberomet*; s: *gronest, son*); alle beispiele von *o* = *uo* vor andern consonanten fallen auf J_2, das sich diesen diphthongen gegenüber sehr nachlässig zeigt, im gegensatz zu J_1, das consequent *ů* hat. J_1 wechselt mit *ů, ü, u, o̊* und *o*! ähnliche nachlässigkeit ist bei *ie* zu constatieren, das als *ei* erscheint (vgl. Ehrismann Anz. xxxv 36); *i* wird innerhalb 70 versen 23 mal mit *ei* widergegeben!

Die hs. S hat ein vorstück und ein nachstück, beide von verschiedenen und auch mit SOsw. nicht identischen händen geschrieben und sicher schwäb. ursprungs. *i* = *e* in unbet. silbe: *wolschmekindy, beraitind, sprächind* etc., in bet. silbe: *dis. e* = *ei* in *enander, helig* (Bbg. s. 110). *e* = *ie: enpfeng, zergeng, gengent, nemant* (vgl. s: *geng*) (vgl. Bbg. 115. 36). *uo* vor nasal als *o* (s. o.). die schreibung *gott* = *guot* ist nur verschrieben, eine erklärung die B. nie heranzieht: es ist veranlasst durch vorhergehndes *got.* einige schreibereigentümlichkeiten verlangen besondere erklärung. neben *fröde* und *fraide* steht einmal *freden.* die form ist als mechanische analogie zu der entrundung von mhd. *ö* > schwäb. *e* aufzufassen; ich finde sie mehrmals im StGeorgsspiel belegt (Bbg. 130). anders ist zu beurteilen die form *höner* (J_2) gegen *hener* (S). nach Bbg. (138 f) ist *üe* > *ie*, vor nasal > *ẽə* geworden; *ö* stellt demnach die umgekehrte schreibung dar (vgl. T: *könen* (483) gegen *gren* (2491), *pfrend* (7387).

Wenig ist bei M zu bemerken. die spärlichen belege für *i* = unbet. *e* spiegeln die bair. schreibergewohnheiten gegenüber den alem. wider (Weinhold Bair. gr. § 20. Alem. gr. § 23). einmal *seil* = *sêle* ist verschrieben; voraus geht *leib.* in dem häufig auftretenden *huncz* ist *h* wol unter einwürkung von *hincz* analogisch geschrieben (zahlreiche fälle auch in J, wenige in S).

daneben kommen in den 3 hss. noch mehrere beispiele für aphärese des *h* vor, neben seltenerer prothese; erstere tritt ganz gesetzmäfsig nur in schwachbetontem wortanfang auf (vgl. Garke QF. 69, 44). über einige andere, in mehreren hss. erscheinende eigentümlichkeiten ist kurz zu sagen: wechsel von *s* und *sch* (MOsw. s. 369) in den formen *gesehen* und *geschehen* ist auf verwechslung infolge visueller ähnlichkeit zurückzuführen (vgl. Kopp, DTdM. 3 IX). *ht*>*t* wird in der bair. hs. von Christi hort (DTdM. 18 XVII) nachgewiesen; über *chs*>*ss* in einer bair. hs., vgl. Ehrismann StLV. 256, 99.

MOsw. s. 369 behauptet B., eine reihe von wörtern, die über dem stammvocal zwei puncte tragen, seien zeugen für die niederrh. herkunft des epos; denn in ihnen sei das für das nd. charakteristische, dem hauptvocal folgende *i* von den obd. schreibern als umlaut gedeutet. zunächst ist B.s verzeichnis lückenhaft; ich habe aus M und S mehrere dutzend beispiele mir angemerkt. dabei ist in M der gebrauch noch annähernd zu erkennen: die beiden puncte stehn, wenn auf den vocal ein mehrschäftiger consonant folgt (so auch noch ziemlich regelmäfsig in m, s, a; in T wird *u* in solchem fall durch *o* gekennzeichnet); in S dagegen — und den beiden nebenstücken — sind sie ganz wahllos gesetzt; hier drücken sie zuweilen auch schwäb. diphthongierung aus (vgl. Ehrismann Anz. XXXV 36. über die entstehung der puncte Kauffm. 49).

Besondere beweiskraft misst B. folgenden verwechslungen zu, die als beweise für nd. *k*-endung des dat. acc. des pron. person. gedeutet werden (*mik, dik*). tatsächlich aber handelt es sich um nachlässigkeit oder absicht der schreiber. hs. M: *sie* st. *sich* (u. u.); *sich* st. *sie*; *mich* st. *mir*; *mit* st. *mir*; *mit* st. *mich*; *mir* st. *mit*; *die* st. *dich* (u. u.); *die* st. *dir*; *dein* st. *dir*. in nur 4 von 15 fällen ergeben die mit falschen formwörtern besetzten verse, einzeln genommen, einen sinn; eine gute illustrierung der gedankenlosigkeit des schreibers (zb. 11 mal *der* st. *dir*; abkürzungs- und nasalstrich meist vergessen (B. 205); *si* (= eos) >*sey* (verb.); über *mit* = *mir* in den hss. AJ des Greg. vgl. Zs. 37, 167). innerhalb der hs. J besteht ein scharfer contrast zwischen J_1 und J_2; alle beispiele stammen aus J_1: *si* st. *sich*; *mir* st. *mich*; *mit* st. *mir* (u. u.); *die* st. *dir*. ganz anders S, auch hier seinen namen als die am meisten auf den sinn und vollständigkeit bedachte hs. rechtfertigend. *sie* st. *sich* (3536): S hat über den langen vorstücken des hauptsatzes das subject vergessen und setzt im letzten glied als solches die einzigen durch ein nomen bezeichneten personen, die beiden priester ein. dadurch aber wird am resultat der handlung nichts geändert. — einen constructionswechsel nimmt S in vers 347 vor, wo es den exceptivsatz nicht mehr verstand. *dir* zu *die* in v. 563 aus streben nach genauigkeit; es ist der werbebrief gemeint. einige

fälle die B. für *e* = *i*, *î* anführt, sind getrennt zu behandeln: *leben* st. *lib* erklärt sich aus der bedeutungseinschränkung von mhd. *lîp* im nhd.; über die vertauschung von *deme—dîme, der—ir, daz—ditz* etc. vgl. Zwierzina Zs. 37, 359. die beiden fälle *pit* (*bit*) = *bœte* (M 308; S 3400) erklären sich nicht durch die form *bete* (nd.) und unsicherheit der schreiber diesem *e*-laut gegenüber, sondern durch das einsetzen der nhd. syntax. weil das gewicht auf der realität für den inhalt des hauptsatzes ligt (Wilmanns Gr. III 1, 265, 3), geht der nebensatz seines subjectiven gehaltes verlustig. — nach B. (369) ist langes *ſ* im auslaut für ndrh. herkunft des Osw. beweisend. B. führt im ganzen 3 beispiele, 2 aus M und 1 aus J an. in M fand ich bei flüchtigem durchsehen für *ſ* = germ. *s* und *ſ* < *z* < germ. *t*: *tauczſ* (= *diutsch*); *auſ* (12 mal); *unſ* (8 mal), *hirschſ; gruntloſ; verloſ; stieſſ; heiſ* usw. dass *w* und *v* verwechselt seien, wie oft in niederrh. texten, ergibt sich nach B. aus vertauschungen von *vart* mit *wort* (M, J, S an gleicher stelle) und *vol* mit *wol* (u. u.). die erstere kam dadurch zu stande, dass bair. für *vart* auch *vort*, für *wort* auch *wart* geschrieben werden kann; die umdeutung lag dann nahe. und tatsächlich führt das beispiel ja auf *MS (bair.) zurück. über *wol—vol* vgl. Zwierzina aao. 184. md. wortformen will B. in *gesinne* = *gesinde* und *kunft* = *kunst* finden. nach Behaghel, Gddsp. § 223, 3 ist *nd* > *nn* jedoch auch im schwäb. belegt. eine illustration dazu bietet die form *gesynne*, die J_2 (2688) gegen M und S hat. dass es sich um *gesinde* handelt, beweist die umwandlung des plur. in den sgl. bei den adjectivattributen *allem sym*. *kunft* = *kunst* ist nach DWb. V 2647 f aus dem 14 jahrh. in Bayern belegt; ebendort wird auch darauf aufmerksam gemacht, dass im obd. und md. *ft*- und *st*-formen nebeneinander bestehn.

Um die art der umarbeitung, wie sie das niederrh. zum obd. gedicht erfahren haben soll, zu veranschaulichen, weist B. auf die umdichtung des Herzog Ernst A zum HE. B. aber da ist éin unterschied. HE. B. weist eine groſse zahl md. dialectformen auf; *b* : *v*; *a* : *â* vor *ht*; *zuhten* : *mohten*; *hirne* : *sterne*; *is* : *gewis*; *dô* : *hô* usw. (Bartsch HE. XXX. XXXIII ff). kein einziger fall aber ist im Osw. erhalten[1]. soll man annehmen, dass ein dichter mit litterarischen ambitionen (Vogt in d. Festschrift z. jahrh. d. univers. Breslau s. 487 ff. 513 f) sich von einer beeinflussung durch die reimformen der vorlage weniger habe befreien können, als der schemenhafte bearbeiter B.*, der zudem zahlreich consonantisch ungenaue bindungen hat stehn lassen? freilich, es muss unserer Oswaldüberlieferung eine rheinische vorlage zu grunde liegen; der beginn des cultus unsers heiligen in Echternach (1138) bildet den terminus a quo für ihr entstehn. die äuſsere

[1] dass *ringe* : *phenninge* (3276) frk. sei (diss. 42), ist falsch. die form *pfenning* ist obd. wie md. belegt.

form der legende ist jedoch so wenig reconstruierbar, wie es die lat. oder frz. vorlage irgend eines andern poetischen erzeugnisses des mittelalters ist. es ist also zurückzuweisen, wenn B. die vorlage des WOsw. am Niederrhein localisiert (WO. xcix. MS 385).

Wann ist sie entstanden? B. setzt *MW vor 1188, O ca. 1170 bis 1180. dies letzte resultat ergibt sich aus einer vergleichung der fortschreitenden reimtechnik in den drei rhein. spielmannsepen. nun gehört der Osw. aber nicht dahin; das kriterium hat also an kraft verloren. dagegen muss die nahe beziehung des Orendel zum Oswald in sprachlicher hinsicht auffallen. freilich sind nicht alle hinweise in Bergers und Baeseckes anmerkungen von gleichem gewicht. ein grofser teil gehört dem allen volksepen gemeinsamen formel- und motivschatz an (dazu gehören auch die anklänge des Oswald an Wolfd. B.; vgl. B. s. 368). individuell aber ist folgendes:

Orendel	Oswald
Or. 81 u. ö. *und fuorte in in kleiner wîle* *des meres wol zwô und sibenzig mîle*	Osw. 2807. *daz er vuor in einer kleinen wîle* *des meres wol vierdehalp hundert mîle.*
109. *er was geheizen Tragemund* *im wâren zwei und sibenzig künigrîche kund*	195. *der was geheizen Wârmunt* *zwei und sibenzig lant wâren ime kunt*
233. *heizent mir bereiten schiere* *zwên und sibenzig kiele* *und heizent mir an die kiele tragen* *spîs daz ich aht jâr genuog habe.*	1169. *nû heiz in ûf die kiele tragen* *waz er ze aht jâren süle haben.*
309. *er hiez si schüten ûf den hof* (die sporen)	1583. *er hiez si schutten ûf einen anger dar.*
417. *er hiez si balde îlen* *an die grôzen roubgalîen*	2730. *unde begunde vaste îlen* 2733. *an die grôzen roupgalîen* [2731 f interpoliert. vgl. diss. s. 60].
423. *ir vil stolzen helde guot* *gewinnet einen frischen muot*	2811. *nû ir werden kristen guot* *nemet alle an iuch vesten muot.*
3233. *darnach wil ich faren über mere* *mit einem kreftigen here* (= 3314)	1462. *wande ich wil faren über mere* *mit einem kreftigen here* (vgl. die anm.)
508. *an dem vierden morgen* *dô lag er in grôzen sorgen*	1471. *nû lac sant Oswalt aber in sorgen* *die langen naht unze an den morgen.*
510. *daz mere hôrte er diezen* *unde sach einen fischer mit sîner galên fliezen*	2753. *ich hœre daz mere diezen* *unde sihe galîn ze uns her fliezen.*

1038. *er wâpn et sich mit grimme* *in die herte stagelringe*	2178. *si verwâpenten sich grimme* *in die lichten stahelîn[en] ringe.* 2713. *si bereiten sich mit grimme* *in ir stahelîn ringe.*
1801. *den risen begreif sîn grimmer zorn*	2761. *begrîfet in sîn heidnischer zorn.*
2071. *die port wart ir ûf getân* *frow Brîde ward al eine ûz getân* (l. *gelân* vgl. 3724. 3776).	2428. *diu*[1] *port wart ûf getân* *unde die hunde abe den stricken gelân*
2407. *dâ lâgent si zwâre* *zwên tage und ein halbez jâre* *daz si . . .*	2302. *dannoch lâgen si [vor der bürge] daz ist wâr* *zwelf wochen unde ein jâr* *daz sie . . .*
2468. *nâch im sluog ez zuo die tür* *drî rigel slôz ez dar für*	979. *man sluoc zuo venster unde tür* *stark rigel schôz man dâ vür.*
2810. *der engel sich dô bucte* (D *duckte*) *den grâwen roc er ûf zucte*	1325. *sant Oswalt sich nider ducte* *den raben er lieplîche ûf zucte.*

Für die relative chronologie gibt es einen festen punct. wie erklärt es sich, dass in einem gedicht, dessen verfasser offenbar ein bestimmtes, wenn auch vielleicht nicht miterlebtes ereignis im auge hat, wenn er könig Orendel mit seinem heer die Mosel und den Rhein hinunter in die Nordsee fahren und von Bari aus durch Italien zurückkehren lässt, ein so eigenartiges kennzeichen für die kreuzfahrer eingeführt wird, wie die goldenen sporen es sind (304 ff)? B. meint (s. 306), dass aus goldenen sporen wol goldene kreuze hätten werden können, aber nicht umgekehrt. es wäre das der einzige fall, dass bei entlehnungen etwas besseres heraus käme, als das original war. der verfasser des Osw. liefs das christenheer, das in heidnisches land zog, das abzeichen der kreuzfahrer sich an ihren waffenröcken befestigen. der dichter des Orendel machte daraus goldne sporen, deren zweck man nicht mehr erkennen kann; denn die können nicht mehr, wie die kreuze, als unterscheidungszeichen von den heiden gelten. was im Osw. sinnvoll war, wird im Or. bei der variierten entlehnung sinnlos. Osw. ist also vor dem Or. entstanden, vor 1187, wenn man Harkensees datierung festhält. die annahme dass sein verfasser ein in Bayern lebender Rheinländer gewesen sei (diss. s. 63), ist aufzugeben im hinblick auf die engen beziehungen des südens zum westen Deutschlands (Schröder, Kchr. 393 ff, hs. 4; Scherer QF. 12; Vogt GGA. 1912, 250 ff).

Keine spur des Osw. führt über das entstehungsgebiet des Or. ins niederrheinische; keine auch innerhalb des Rheinlands

1) *dô* in 2428 ist ein abirren von M auf 2430, wie schon in 502 (diss. s. 61).

über das ende des 12 jh.s (gegen B. CIV). die linie die B. (XCIX) von dem kloster Altencampen bei Aachen nach Heinrichau in Schlesien zieht, hat einen falschen ausgangs- und einen unsichern endpunct. das spielmannsgedicht vom hl. Oswald darf nicht von seinem entstehungsland Bayern getrennt werden, und aus Bayern ist es in mündl. tradition nach Schlesien gelangt. schon im 13 jh. sind heiraten zwischen schles. fürstinnen und bayr. herzögen zu verzeichnen (Grotefend tafel II, s. 4); ferner stehn die beiden ältern brüder Bolkos II in den kämpfen des königs Ludwig von Bayern gegen Friedr. von Österreich auf des Bayern seite mit grofsem anhang (Grünhagen 136), und schliefslich ist Bolko II 1336 persönlich in Bayern, um aus Johanns hand sein land als lehen zu empfangen. auf diesen zügen wird der MOsw. nach Schlesien gebracht sein; und auf diese weise erklärt sich auch am ungezwungensten das auftreten der litt. reime *gân*, *stân*, *sol* etc. (XCIII) neben schles. dialecterscheinungen in **WO1.

Zur textherstellung hat B. mit recht die hs. W zu grunde gelegt. im einzelnen: vers 322 f lautete vielleicht: *daz in nicht triben uz / die aschenbrodele herwidere* : *gefidere*. 610 f *margarite* : *gesmide* (vgl. anmkg.). die lautlichen formen suchen den md. charakter des gedichts widerzugeben. weshalb sind dann nicht auch die schles. dialectformen schärfer hervorgehoben? vers 568 f steht der schles. reine reim *nuwe* : *buwe*; aber 632 *nu* : *jo* (vgl. 1208), trotzdem der dichter *ju* sprach (LXXXVII). die anmerkungen orientieren über grammatisch und lexikalisch interessante formen der hss. und des textes sowie über die beziehungen des WOsw. zu den übrigen schles. litteraturdenkmälern. an störenden druckfehlern ist mir aufgefallen: s. XXXI, 1046ab fehlen in W (nicht in O); s. XXXV z. 13 v. u., 458c; s. XXXVIII z. 9 v. o. ist ein ⨯́⨯ zu viel; LXXI z. 14 v. u. ihn. zum schluss möcht ich noch einmal betonen, dass B.s buch eine menge neuer probleme aufdeckt, und dankbar bekennen, dass es anregung wie belehrung nach vielen seiten spendet.

Düsseldorf, januar 1913. **H. W. Keim.**

Der deutsche Facetus von **Carl Schroeder** [Palaestra LXXXVI]. Berlin, Mayer und Müller 1911. VI, 305 ss. 8°. — 8,60 m.

Wenn diese arbeit auch den deutschen Facetusübersetzungen gewidmet ist, so konnte sie an dem lat. original natürlich doch nicht ganz vorübergehn; sie beschäftigt sich mit ihm aber nicht mehr als unbedingt nötig, stellt zuerst — damit zugleich den titel des buches rechtfertigend — gegen Zarncke überzeugend fest, dass dem gedicht *Cum nihil utilius* der name Facetus von anfang an zugehörte, und zeigt dann, dass als ent-

stehungszeit desselben noch das 12 jh. zu betrachten ist. vom verfasser wissen wir nichts gewisses; vielleicht war es ein magister Johannes, den einige hss., darunter eine aus dem 13 jh., nennen. dass dies aber nicht der erst ca 1180 geborene Johannes de Garlandia gewesen sein kann, dem jüngere hss. das werk zuschreiben, ist sicher. — der text des originals wird s. 14 ff gegeben, in der weise dass erst die älteste hs., die verspaare 1 bis 127 enthaltend, abgedruckt wird, und daran dann die in anderen hss. enthaltenen strophen 128—192 unter voranstellung der am häufigsten überlieferten angeschlossen werden. für das verständnis der übersetzungen, oft auch ihrer fehler, ist dieser text unentbehrlich, nicht ganz selten sind jedoch abweichende lesarten in den vorlagen anzusetzen, worauf Sch. dann in der regel hinweist.

Die deutschen texte stammen alle aus dem 14 und 15 jh., einleitungen welche in einigen hss. vorausgeschickt sind, geben zeugnis für die verwendung des werkes zur belehrung der jugend in anstand und guter sitte, sie sind s. 29 ff abgedruckt. das verhältnis in welchem die zahlreichen deutschen fassungen unter einander stehn, ist im wesentlichen gut erkennbar; Sch. unterscheidet eine ganze reihe unter sich selbständiger übersetzungen W, B^v, v, M, K, r, g^1, Seb. Brant, m^a, h, b, m^b, wozu noch reste verlorner fassungen kommen. von diesen hat W, in seiner ältesten gestalt nur eine teilübersetzung, erweiterungen erfahren in s und i, und s ist der grundstock für einen widerum erweiterten text w geworden. die selbständigkeit der übrigen fassungen darf nun aber nicht zu wörtlich genommen werden; freilich litterarische abhängigkeit ist nur in geringem umfang nachzuweisen für v, das aus B^v eine ziemliche zahl von strophen übernommen hat, für b, das aus h gleichfalls einiges übernimmt, und für m^a, das übereinstimmungen mit h zeigt. häufig sind dagegen zwischen zwei fassungen anklänge in einzelnen wendungen festzustellen, und diese werden ihre erklärung wol darin finden, dass ein übersetzer eine strophe schon in irgend einer übertragung gehört hatte, und sich daran nun bewust oder unbewust anlehnt. dass derartiges vorkam, ist bei der art wie der Facetus verwendet wurde wahrscheinlicher als das gegenteil. ich erkläre manche von Sch. als zufällig bezeichnete anklänge auf diese weise, so in strophe 77 (W 58^a, v 80), wo v in der dritten zeile wörtlich, in der ersten und vierten fast wörtlich zu *W (B^1, B^2, B^3) stimmt. besonders schlagend sind aber jene fälle, in welchen zwei texte übereinstimmungen in abweichungen vom original, in wendungen die zum füllen der deutschen strophen dienen und dgl. haben. so führen in strophe 44, 4 *(donec latus eius adire juberis)* g^1 (v. 328) und h (v. 250) die directe rede ein. in der übertragung von strophe 7 zeigen die verschiedensten deutschen

texte anklänge untereinander: in zeile 2 verwenden M und w denselben flickreim:

gelaub vesticlich an ein got
und pitt in an steticlichen on spot M;
du scholt gelauben an ainen got,
den pit auch an allen spot w.

in zeile 3 und 4 derselben strophe stehn sich M und W mit ihrer reimfüllung auffallend nah:

und waz im gehœret zuo
daz ere spat unde vruo W;
und auch was gehort czu,
das solt du eren spat und fru M.

endlich zeigen in der vierten zeile i und B[v] ein merkwürdiges zusammentreffen, das gewis nicht zufällig sein wird:

und was du sagest das zu ym gehort,
das solt du eren also dir das geburt i;
was du weist das en an gehort,
das saltu eren, also dirs gebort B[v].

weitere beispiele liefsen sich mit hilfe der tabelle auf s. 292ff leicht zusammenstellen.

Den einzelnen deutschen texten ist alles wünschenswerte beigegeben, angaben über die überlieferung, die strophennummern des lat. originals, lesarten, untersuchung über die mundart der schreiber und der verfasser, alles recht knapp; ebenso in aller kürze eine würdigung der texte als litterarische leistung, bei einigen auch eine besprechung der metrik. man bedauert nur, dass bei i und M die in der hs. bzw. in den alten drucken hinter jeder deutschen strophe folgenden lat. hexameter mit zweizeiliger deutscher übertragung weggeblieben sind. wenn diese teile auch keine stücke des Facetus sind, so sind es doch ausläufer, die im rahmen dieser arbeit wol hätten berücksichtigt werden dürfen, und die deutschen übersetzungen hätten überdies das bild der mundart der schreiber vervollständigen können.

Auf grofse schwierigkeiten stiefs die kritische behandlung und untersuchung der texte; sie stehn ja mit geringen ausnahmen (g[1] und K) als litterarische leistung recht tief, ihre sprachbehandlung, vers- und reimtechnik ist gröfstenteils ungeschickt, oft direct nachlässig und schlecht. dass dies für die heimatbestimmung recht misslich ist, ligt auf der hand; denn bei der untersuchung der reime muss es in allen fällen zweifelhaft bleiben, ob würklich dialectische, für die localisierung verwertbare oder nur schlechte reime vorliegen. auch reminiscenzen wie die oben besprochenen können die bestimmung der heimat erschweren, wenn mit ihnen reime eines fremden dialectes übernommen werden. uneinheitlichkeit im lautstand der reime, wie sie zb. bei v vorzuliegen scheint (vgl. den *n*-abfall bei den infinitiven und anderseits die mfränk. eigenheiten), kann sich

wol auf solche weise erklären; da wir aber natürlich bei weitem nicht alle texte handschriftlich besitzen, lassen sich in diesem punct weitere resultate kaum gewinnen. was unter solchen umständen geleistet werden konnte, hat Sch. geleistet, und seiner localisierung darf grofsenteils zugestimmt werden. danach ist K sicher mittelfränkisch, r hessisch, s und w wahrscheinlich bairisch, M alemannisch; ebenso gehört W sicher ins alemannische, wahrscheinlich ins schwäbische gebiet. mitteldeutsch sind i, g[1], B[v] und v; und zwar ist Sch. geneigt, B[v] ins östliche mitteldeutsche zu setzen. es kommt dabei ganz darauf an, wo er dies beginnen lässt; ausgesprochen ostmitteldeutsch ist B[v] doch kaum. ich möchte deshalb lieber sagen: B[v] gehört jedenfalls nicht in den westlichsten teil Mitteldeutschlands, im mittleren teil desselben kann es wol zu hause sein. für v kann mit gröfserer wahrscheinlichkeit Thüringen als heimat vermutet werden; doch erscheinen hier, wie schon oben gesagt, auch westmitteldeutsche eigentümlichkeiten im reim.

In der widergabe der deutschen texte war Sch. möglichst conservativ, manchmal wol zu conservativ, wenn gelegentlich offenbare fehler aufgenommen werden wie *altar* r 46, *dik* b 3, oder eine abkürzung wie *he^sn: le^sn* b 27 f, deren lautwert absolut sicher ist, beibehalten wird. auch unter den in den fufsnoten vorgeschlagenen verbesserungen anderer, weniger offenkundiger fehler ist manche die ohne bedenken in den text hätte aufnahme finden können; indessen ist hier die zurückhaltung verständlich. bei der oben gekennzeichneten beschaffenheit der texte ist es natürlich ganz ausgeschlossen, sie völlig in ordnung zu bringen. ich möchte nur zu wenigen versen noch einige vorschläge machen und schliefse daran einige bemerkungen zur erklärung an. s. 31, 55 *tieffen*] l. *tiutschen*. — 41, 20 wird der bedeutung wegen *ervaren* vorzuziehen sein. — 44, 95 l. *daz man eine tuot*; vgl. lat. *risus solius oris* und s. 105, 97. — 44, 106 fasst Sch. *gevelle* als acc., es wird aber eher subject sein. der ausdruck *gevelle* für den höllischen abgrund ist ausser an der von Sch. citierten stelle aus Ludw. kreuzfahrt auch sonst im 14 jh. zu belegen; vgl. zb. Hesler Ev. Nic. 3224. 3463. 4103, Apok. 4237. 9119. — s. 51, 232 l. *dîne êrunge zwîvachen*, ein fröhliches antlitz wird machen, dass deine ehrung sich verdoppelt; vgl. lat. *dandi duplicat tibi cultum*. — 52, 262 *das*] l. *dar*. — 79, 14 für *lauchen* wird 'leugner' vermutet, vielleicht allgemeiner 'betrüger', es könnte eine ungenaue widergabe des lat. *assignatorum nummorum* sein, das doch wohl 'münzfälscher' heifsen wird. aus s. 193, anm. zu 611 ist allerdings zu entnehmen, dass Sch. eine variante des lat. textes: *castigatorum monachorum* als grundlage des wortlautes in s betrachtet. aber ist das stichhaltig? nach den angaben auf s. 34 f enthält die hs. s nicht auch den lat. Facetustext, sodass eine sichere entscheidung nicht

möglich ist. — 87, 163—166 die strophe, für die es ein lat. original nicht giebt, ist mit Freidank 106, 12—15 verwant. — 91, 19 *sagest* ist wol falsche auflösung für *sâst* (= *sâhest*) der vorlage. — 91, 25—28 könnte man an gekreuzte reimstellung denken, wie sie auch sonst vereinzelt vorkommt (vgl. 133, 89ff. 271, 89ff); es wären dann die reime *dir*: *sêr*(*e*) und *gëre*: *mêre* in der reimuntersuchung s. 101 zu streichen. — 96, 115 *gern*] l. *swerde*? — 109, 188 *greis* ist vielleicht *gereise* 'reisegenosse'. — 111, 261 *widerkent* kann hier kaum 'alsbald' heifsen, wie Sch. erklärt, eher etwa: 'dagegen, gegenseitig'. — 117, 419f *von*: *ungesporen*, Sch.: *vort*: *ungesport*] l. *varn*: *ungesparn*. — 132, 59 *kyndere*] l. *kinde* (: *gesinde*). — 133, 105 l. *drey ding sint vînt*. — 142, 364 *das*] l. *dar* — 176, 132 in *noede* dürfte ein fehler stecken; ich vermute *nuwet*. — 194, anm. zu 642: von den am schluss zugesetzten versen sind die deutschen = Freidank 1, 7—10.

Giessen 22 3 1913. **Karl Helm.**

Die predigten Taulers aus der Engelberger und der Freiburger handschrift sowie aus Schmidts abschriften der ehemaligen Strafsburger handschriften. herausgegeben von **Ferdinand Vetter**. mit drei tafeln in lichtdruck. [Deutsche texte des mittelalters bd. IX.] Berlin 1910. XVI u. 518 ss. gr. 8°. — 18 m.

Unsere seitherige kenntnis von Tauler und seinen predigten beruht im grunde genommen immer noch auf der arbeit von Karl Schmidt, Johannes Tauler von Strafsburg (Hamburg 1841), was eigentlich recht verwunderlich ist, da neuere eingehnde studien mit manchem aufräumen müsten, was Schmidt als feststehende tatsache ausgegeben hat. nicht viel darüber hinaus bringen Cruel Geschichte der deutschen predigt (Detmold 1879) s. 385—395 und Linsenmayer Geschichte der predigt in Deutschland (München 1886) s. 411—432.

Einen ersten schritt zur kritik machte Denifles meisterhafte untersuchung über 'Taulers bekehrung' (Strafsburg 1879), die freilich in ihrem umfang nicht notwendig gewesen wäre, wenn man damals die überlieferung der sog. Gottesfreundschriften besser gekannt hätte (vgl. Rieder Der Gottesfreund vom Oberland [Innsbruck 1905] s. 92. — ein exemplar des Meisterbuches findet sich auch auf der stadtbibliothek zu Ulm hs. 2450: sie ist ebenfalls anonym). demgegenüber fischen auch die untersuchungen Pregers, Geschichte der deutschen mystik III 1—241, über Tauler vielfach im trüben. brauchbar sind dort vor allem die bemerkungen über die predigtdrucke und die ältesten handschriften der predigten (III 58—69), welche dem Johanniterhause zum Grünenwörth in Strafsburg entstammen und die bedeutung dieses hauses für die mystik am Oberrhein in neuem lichte erscheinen lassen.

Während man bislang in den untersuchungen der Taulerschen predigten auf die drucke angewiesen war, hat sich die Deutsche commission ein grofses verdienst damit erworben, dass sie erstmals den urtext der handschriften der gelehrten welt zugänglich machte und sie professor Vetter in Bern zur herausgabe anvertraute. Vetter legt seiner ausgabe die Engelberger handschrift nr 124 aus dem jahre 1359 zu grunde (E) und ergänzt sie nach vorn wie rückwärts durch drei Strafsburger handschriften, die im jahre 1870 zu grunde gegangen und nur noch in einer abschrift von Karl Schmidt vorhanden sind. durch diese methode ist aber die übersicht über die ordnung der 81 mitgeteilten predigten nicht unerheblich erschwert worden. übersichtliche listen über die reihenfolge der predigten in der einleitung wären darum erwünscht gewesen.

Zunächst ist die frage wichtig, wie sich die drei Strafsburger handschriften zu einander verhalten und welche der handschriften Karl Schmidt eigentlich abgeschrieben hat? auf keine dieser fragen erhalten wir in der vorbemerkung Schmidts eine klare antwort. die anmerkung welche Vetter (s. 4) hinzufügt, zeigt vielmehr, mit welcher vorsicht man bei einer untersuchung Schmidts angaben verwerten muss.

Dürfen wir den randbemerkungen Schmidts glauben schenken, dann hatte die älteste Strafsburger hs. (A 91) die predigten in folgender reihenfolge: 3. 2. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 14. 16. 17. 18. 19. 20. 21. 22. 23. 24. 25. 26. 27. 28. 29. 30. 31. 32. 33. 34. 35: das heifst sie waren streng nach dem kirchenjahr geordnet. zusammenhängend sind zb. 18—22; 23—24; 25—27; 28—29; 30—33. die reihenfolge der predigten 30—34 in A 91 lässt sich nicht mehr verfolgen. dagegen hat E keine nach dem kirchenjahr geordnete reihenfolge.

Nach den vorbemerkungen s. 3 hatte cod. A 89 **81** stücke — s. 398 anm. ist jedoch von **93** nummern die rede; in cod. 88, der die nämlichen predigten wie A 89, nur in anderer ordnung enthalten soll, wird an derselben stelle sogar auf nr 129 hingewiesen. das kann doch nicht miteinander stimmen! Schmidts angaben sind also mit vorsicht zu benützen. (nr 79 ist keine predigt, sondern ein tractat; dahin gehört auch nr 58. 59. 60. nr 51 ist vielleicht identisch mit 65?)

Eine dritte handschrift die Vetter für seine ausgabe noch beiziehen konnte, ist die Freiburger. sie stammt aus dem kloster Adelhausen, gehört dem 14 jh. an und enthält 23 predigten. ihre lesarten sind in den anmerkungen vermerkt. nr 81 ist ganz der Freiburger handschrift entnommen. ich habe einiges nach dieser handschrift nachgeprüft und gefunden, dass die lesarten im allgemeinen richtig sind, einiges ist jedoch übersehen worden. zb. s. 398, 6: *s. daz daz* F; 22 *bôse* fehlt F, 26. *w. da in* F; die liste s. v ist nicht ganz richtig. die predigt auf bl. 6^r stimmt nicht mit nr 47 des druckes. 142^r = nr 59 des druckes.

Was die verschiedenheit der texte der drei recensionen angeht, so ist sie nicht bedeutend. wir finden hier keine sachlichen unterschiede, wie wir sie bei dem sog. prediger von SGeorgen wahrnehmen konnten (Deutsche texte bd x). darnach scheinen alle drei handschriften auf eine vorlage zurückzuführen. darauf weist auch der zusammenhang der fundorte der hss.: Johanniter in Strafsburg—Adelhausen-Freiburg—Engelberg. bemerkenswert ist auch, dass der älteste druck (Leipzig 1498) auf die Strafsburger handschrift zurückgehn muss. für die textausgabe wäre es darum von wichtigkeit gewesen, wenn d i e s e r druck statt des von Basel (1521) hätte beigezogen werden können. ein exemplar findet sich auf der Freiburger universitätsbibliothek. dieser druck hilft in vielen fällen den text richtig zu stellen. zb. s. 7 z. 13 *weide*] *frewde* und demgemäfs die auch z. 15 angegebene lesart. z. 17 ist interpunction unrichtig. z. 19 *d. g. in iuncfreulicher keuschheit und in rechter l.*, was allein dem sinn entspricht.

Für sachliche anmerkungen, die bei der ausgabe fehlen, wäre es gut gewesen, wenn die ausgabe in den händen eines katholischen theologen gelegen wäre. das wäre der späteren kritik wesentlich zugute gekommen, zumal der sinn der predigten für einen nichttheologen nicht immer leicht verständlich ist. (dann wäre auch der vers s. 95, 21 richtig in *homine* statt in *lumine* corrigiert worden. solche lesarten sind übrigens wichtig, um die abhängigkeit der handschriften von einander festzustellen.)

Die überschriften von S sind einmal gesperrt, ein andermal nicht (vgl. s. 12. 20 und 47). auch im ersten teil hätte es sich empfohlen die einzelnen predigtpuncte mit neuem zeilenanfang hervorzuheben, wie es im 2 teile, bei der widergabe der Engelberger handschrift, geschehen ist.

Die rubriken s. 7 ff (aus A 88 oder 89?) glaube ich auf denselben rubricator zurückführen zu dürfen, der auch die memorialbücher des hauses vom Grünenwörth rubriciert hat (vgl. Rieder aao. 20* 16 f; 117* 36; 161* 26 f).

Recht dankbar wäre man gewesen, wenn in der einleitung die bekannten handschriften von Taulers predigten zusammengestellt worden wären. den wert der Engelberger hs. glaubt Vetter dadurch ins rechte licht rücken zu können, dass er schreibt: 'nach Karl Bihlmeyers freundlicher mitteilung repräsentiert unsere hs. E allein noch die älteste in Köln entstandene, vielleicht von Tauler selbst durchgesehene sammlung seiner predigten (Köln ist 187ʳ [s. 377] genannt)'. allein dies ist doch nur eine leere v e r m u t u n g, sonst nichts. dass einmal 'Köln' genannt ist, ist noch kein beweis, dass die handschrift resp. ihre vorlage auch in Köln entstanden ist, sonst müste man dies auch von A (gemäfs der stelle 125, 30; 130, 7) annehmen. das ein-

gehnde namen- und wortverzeichnis stammt von dr. WStehmann, dem die anerkennung für seine arbeit nicht vorenthalten sei.

Durch die verdienstvolle textausgabe der predigten Taulers, auf die Vetter viele arbeit hat verwenden müssen, wird man nun in die lage versetzt sein, den weiteren fragen nahe zu treten: sind alle 81 gedruckten predigten von Tauler? wo sind sie gehalten worden und lässt sich etwa die zeit bestimmen? wer hat sie gesammelt und welche ordnung wiesen sie ursprünglich auf? — wird man aber alle diese fragen jemals genügend beantworten können?

[Diese recension, die bereits vor 2 jahren niedergeschrieben wurde, findet jetzt eine ergänzung durch die ausführungen von WSchleufsner, Mystiker-texte (Der Katholik 1913, 3 heft).]

Bonndorf i. Schw. **Karl Rieder.**

Der untergang des niederländischen volksliedes von **Herman Felix Wirth.** Haag, Martinus Nijhoff 1911. xvi u. 357 ss. gr. 8° — fl. 5, geb. fl. 6.

Der titel dieses buches führt irre. von einer geschichte, die das wort 'untergang' voraussetzt, erfahren wir zu wenig, und das wenige ist nicht überzeugend. das buch bietet seinem wesentlichen inhalte nach eine anzahl chronologisch geordneter, mehr oder weniger glücklicher, jedenfalls viel zu breit ausgeführter capitel über einige seiten des geistigen lebens in den Niederlanden vom frühen mittelalter bis zur neuzeit, wobei denn auch das volkslied bald energischer bald aus der ferne zur sprache kommt. schon gleich am anfang ahnt man schlimmes für die klarheit der untersuchung über das volkslied, wenn der vf. s. 2 note den leser darüber belehrt, dass er 'die begriffe volksdichtung, volkslied, volkspoesie und volkskunst als litterarisch-musikalische kunstgattung und als culturform überhaupt in identischer weise verwende'.

In einem einleitenden cap. 'Principielles zu dem begriff und wesen des volksliedes', s. 1—21, sucht W. den unterschied zwischen volkskunst und 'höhenkunst' festzulegen und formuliert er die natur der einen ungefähr als reale anschauungskunst und das wesen der anderen als anschauung durch reflexion. schon in diesem cap. zeigt sich der charakter so mancher partie des ganzen buches: neben ansprechenden bemerkungen und ausführungen steht die unvermittelte apodiktische aussage, die sich auch hier äufsert in der einseitigen überschätzung der volkstümlichen kunst auf kosten der 'höhenkunst', besonders wo diese sich verirrte. — cap. 2 'Die culturellen vorbedingungen', s. 22—37, leitet den geist der bewohner des Rheinmündungengebiets, dh. der westlichen Niederlande, und anderseits die cultur der bewohner der östlichen und südlichen Niederlande aus den bodenverhältnissen und der geographischen lage her: handel der städte, weidewirtschaft auf dem lande führten im westen zu nüchterner betrach-

tung der dinge und zum mangel an poetischem schwung, die agrarischen verhältnisse im süden dagegen zur bewahrung eines stark volkstümlichen charakters bis auf den heutigen tag. in Nordniederland beherschte bis zur französischen revolution das städtische element das platte land, in Belgien bildete das agrarische element ein gegengewicht gegen die städtische cultur. ich möchte hier zwei bemerkungen machen. einmal fehlt die betonung des verschiedenen ethnographischen einschlags, der im norden ein anderer war als im süden; um so auffallender, weil vf. in dem folgenden cap. den wälischen Kelten eine führende rolle in der entwicklung der mittelalterlichen melodik beimisst. sodann entsteht durch dieses cap. ein widerspruch mit vf.s späteren ausführungen, wo nicht mehr der boden und der daraus gefolgerte nüchterne charakter der ländlichen bevölkerung in frage kommen, sondern eine reihe von äufsern beeinflussungen behandelt werden, die teilweise schon im ma., besonders aber vom 16 jh. an vernichtend auf die volksdichtung eingewürkt haben sollen, ein widerspruch der seinen grund darin haben mag, dass vf. bestimmte hypothesen im auge hat, ohne sich abzufragen, ob sein material zur begründung seiner hypothesen ausreicht. — mit dem cap. 'Das mittelalter', s. 33—85 — es umfasst die zeit bis ca. 1500 — kommt vf. zwar noch nicht zu seinem eigentlichen thema, dem 'untergang', aber wir dürfen erwarten, eine einleitung zu finden, die nachher den rückgang des volksliedes um so klarer hervortreten lässt. man sieht sich aber enttäuscht. die behandlung ist widerum so recht charakteristisch für die methode des vf.s. er zeigt zunächst das aufkommen der didaktischen poesie, namentlich mit Maerlant, sodann wie die kirchenmusik schon frühzeitig volkstümliche elemente aufgenommen hat, wie eine blüte der volkstümlichen musik im 15 jh. hervortritt unter wälisch-englischem einfluss, wie um diese zeit die rhetorikkammern gegründet werden. er tut nach alledem den ausspruch — vom versuch eines historischen beweises ist fast nicht die rede —, dass die volkskunst mit den 'denklichst ungünstigen verhältnissen zu kämpfen hatte: clerus, patriciat in den städten, didaktische poesie, rhetorikkammern waren gleichzeitig ihr feind'. nun würde nach diesem ausspruch der natürliche schluss sein: 'also verkümmerte das volkslied'. durchaus nicht. trotz allen diesen hindernissen muss vf. einen aufschwung der dichterischen volkskunst um die wende des 15/16 jhs. constatieren. 'nicht den mächtigen städtischen kunstinstituten des gewerblichen dichterdilettantismus, die um die wende des 15 jhs. die ganze litteratur beherschen, verdanken wir den aufschwung der volkskunst in jener periode', s. 83. aber wir fragen denn doch, weil vf. so viele hemmnisse vorgeführt hat, nach der erklärung dieses für vf. und leser gleich auffallenden aufschwungs. ein aufschwung des musikalischen lebens bedingt

nicht ohne weiteres einen aufschwung der volkstümlichen poesie, vf. sagt ja selbst bei einer späteren betrachtung: 'der aufschwung der volkskunst in der tonkunst und in der malerei fand in der dichtung keinen anklang' s. 124. woher also die unerwartete erscheinung, die sich bahn bricht trotz aller hemmnisse? dieses cap. hätte vf. darüber belehren sollen, dass nicht äufsere umstände allein blüte und niedergang einer geistigen strömung bestimmen, oder vielmehr, dass vf. die vorausgesetzten beeinflussungen äufserer umstände zu einem umfang aufbauscht, den sie in würklichkeit nicht besafsen, da noch raum genug übrig blieb zu einer günstigen entfaltung des volksliedes. und vor allem hätte dieses cap. den vf. daran erinnern sollen, ob seine strenge beurteilung der äufsern verhältnisse in den folgenden capp. für seine these nicht mindest genommen zu voreilig ist.

Das cap. 'Das 16 jh.', s. 86—135, mutet den lesern etwas unmögliches zu: sie sollen am schlusse des cap. zu der überzeugung gelangt sein, dass das 16 jh. 'das goldene zeitalter der niederländisch-nationalen dichtung' gewesen sei, 'eine epoche, die eine wahrhaft niederländische volkskunst zur höchsten blüte sich entfalten liefs'; dass hier das goldene zeitalter der niederländischen dichtung überhaupt liege, nicht in der dichtung des 17 jhs., oder wie vf. s. 135 etwas farbiger sagt: 'hier liegt das goldene zeitalter, "de gouden eeuw", nicht drüben in den vollen geldsäckeln und den toten herzen der Amsterdamer patricier und ihrer städtischen modekunst'. es ist bis jetzt eine gute gewohnheit gewesen, dass derjenige, der eine von den bisherigen ansichten abweichende auffassung bringt, dafür seine gründe angibt. vf. scheint anderer meinung zu sein, denn man findet für 'die blüte' der volkstümlichen dichtung bei ihm fast nur die Geusenlieder und Valerius Nederlantsche Gedenck-clanck angeführt. niemand wird die bedeutung dieser lieder leugnen, aber genügen sie in der tat, von einem goldenen zeitalter zu sprechen, mit hintanstellung und herabsetzung der dichter des 17 jhs., weil diese männer nicht nach der vorschrift des vf.s gearbeitet haben? auch in diesem cap. verbreitet sich W. widerum unverhältnismäßig über culturhistorische dinge, aber was er uns zeigen soll, unterlässt er; statt dessen braucht er schwertönende wörter — und wir fragen nach gründen.

Ich fasse die beiden capp. die das 17, 18, 19 jh. behandeln, s. 136—303, zusammen, obgleich sie fast die hälfte des buches einnehmen und factisch 'den untergang des niederländischen volksliedes' veranschaulichen sollen. vf. spricht von einem raschen rückgang des volksliedes vom ende des 16 jhs. an, sowol in bezug auf text als auf melodie. in dem Amsterdamer patriciertum, das sich in seinem dasein immer mehr vom volke entfernte, in der renaissancepoesie der führenden dichter, in den renaissanceimitierenden leistungen der rhetorikkammern, vor

allem aber in dem starren calvinismus der Niederlande, dem jegliche äufserung natürlicher daseinsfreude ein greuel war, erkennt vf. die mächte, die die litterarische wie die musikalische volkskunst vernichteten. für das 19 jh. behandelt er die gelehrten bestrebungen, die den sinn für das volkslied widerum zu wecken suchen oder die schätze der vergangenheit zu tage fördern, und die dichterischen strömungen der neuzeit. er muss schliefslich constatieren, dass bis jetzt eine verjüngungskur der litterarischen volkskunst ausgeblieben ist, glaubt aber doch, dass anzeichen vorhanden sind, die auf eine bessere zeit für das volkslied zu weisen scheinen — welche? — und schliefst mit den phrasen, dass die 'jetzige künstliche erhaltung' der dichtkunst des 17 jhs. 'eine sünde sei wider die heiligsten wünsche und bedürfnisse des volkes' und die zukunft nun der nation gehöre.

Es macht einen eigentümlichen eindruck, W. immer wider an die dichtkunst die forderung der bodenständigkeit und der volkstümlichkeit stellen zu hören, wobei er unter volkstümlichkeit versteht, dass in den dichtungen der charakter der ganzen nation zum ausdruck kommen soll. das festhalten an diesem doctrinären standpunct macht es ihm unmöglich, gewisse erscheinungen objectiv zu werten, wie die geistige atmosphäre des 17 jhs. und die dichter der damaligen zeit. was mir aber bedenklicher vorkommt: wir erfahren nur von hemmenden culturmächten, nachher von vergeblichen belebungsversuchen; aber ebensowenig wie vf. die gründe des aufschwungs des volksliedes um die wende des 15/16 jhs. erörtert, ebensowenig tritt er in diesen capp. an die frage heran, ob nicht in der natur des volksliedes selbst oder in der natur der kreise die das volkslied mit vorliebe pflegen, der keim zu einem rascheren oder langsameren rückgang lag. äufserungen des geistigen lebens, sogar 'continuierliche' — W. sieht in dem continuierlichen ein charakteristicum des volksliedes —, bei denen man eine blüte constatiert, müssen auch eine periode des tiefstandes durchmachen.

Im 'Anhang' finden sich 1. 'Auswahl der citierten lieder', in welcher vf. 16 lieder gibt von der mitte des 17 jhs. an, von denen 8 von dem ziemlich unbekannten Van Asten, einem dichter des 17 jhs.; 2. ein verzeichnis von 160 der zu seinem 'werke verwendeten und unveröffentlichten liederbücher des 17, 18 und 19 jhs.'

An fleifs hat es dem vf. nicht gefehlt, er bekundet eine recht ansehnliche belesenheit, und ich hebe als sein verdienst hervor, dass er mehr als sonst wol geschieht die musikalische seite des volksliedes und die volkstümliche musik zum gegenstand der erörterung macht. — nach dem 'Vorwort' wollte W. 'nur einige neue gesichtspuncte hervorheben'. ich fürchte, dass die forschung mit den neuen gesichtspuncten des vf.s, insofern sie auf litterarischem gebiet liegen, nicht viel wird anfangen können.

Tilburg in Holland, märz 1912. J. F. D. Blöte.

Die bühnenanweisungen im deutschen drama bis 1700 von Siegfried Mauermann. Berlin, Mayer u. Müller 1911. [Palaestra CII] XXIX u. 248 ss. 8⁰. — 7,60 m.

Das seit mehr als einem jahrzehnt neuerwachte interesse an bühnengeschichtlichen untersuchungen hat den für das drama als bühnenstück äußerst wichtigen scenarischen bemerkungen zu einer größeren beachtung verholfen. gewähren sie doch am besten einen einblick in das bild, das der verfasser des dramas von der bühne hatte und das ihm als ideal der darstellerischen widergabe seines stückes vorschwebte. wir sehen, wie die bühnenanweisungen reicher und ausführlicher werden, je mehr der verfasser in einem lebendigen verhältnis zum theater steht; wir erkennen den gegensatz des schuldramas, das dazu bestimmt ist, von schülern mit verteilten rollen declamiert zu werden, und des bandenstückes, das von berufsschauspielern mit allen mitteln der technik und darstellungskunst gespielt werden soll. das vorliegende buch von Mauermann führt uns auf dieses gebiet. es gibt ein reiches material und beachtenswerte ansätze zu dessen verarbeitung. allerdings nur ansätze! dem verfasser steht vor allem das schema hindernd im wege, in das er sein material erbarmungslos hineinpresst. er unterscheidet eine hauptgliederung und eine einzelgliederung. die erstere unterscheidet im ersten capitel (drama bis 1500, zu dem auch Hans Sachs gerechnet wird) die kirchlichen spiele, die fastnachtsspiele und die Hans Sachsschen dramen; im zweiten capitel (drama des 16 jahrhunderts) das volkstheater, das schuldrama und das gelehrte drama; im dritten capitel (drama des 17 jahrhunderts) die englischen komödianten und die bandenstücke, die volkstümlichen deutschen stücke, das jesuitendrama und das renaissancedrama. innerhalb dieser unterabteilungen betrachtet der verfasser die angaben für des publicum, für die inscenierung, für das spiel, und stellt alles übrige jedesmal in einem anhang zusammen. die sclavische befolgung dieses complicierten schemas bedingt nun auf der einen seite widerholungen, auf der andern zwingt sie den verfasser, manches interessante nur nebenher zu behandeln oder ganz unter den tisch fallen zu lassen. das schema ist gut für die anlage der arbeit und für die sichtung des materials; für die endgültige form jedoch wäre eine biegsamere, mehr lineare disposition vorteilhafter gewesen.

Es sei dem referenten gestattet, dies etwas näher zu begründen. die einzelnen gattungen des geistlichen spiels, fastnachtsspiels, schuldramas, gelehrtendramas usw., so deutlich sie sich auch in ihren normaltypen unterscheiden, gehn doch im einzelnen derart in einander über, dass es fast unmöglich ist, eine grenzlinie zu ziehen. im gegensatz hierzu sind innerhalb jeder einzelnen gruppe ganz principielle unterscheidungen festzustellen, für die in M.s schema kein platz ist. so kommen die

verschiedenen erscheinungsformen des geistlichen dramas von der einfachen liturgischen handlung in der kirche bis zu der glanzvollen passionsaufführung, wie wir sie aus Luzern am ausgang des mittelalters kennen, gar nicht zur geltung. hauptsächlich lässt M. die wichtige unterscheidung der bühnenspiele und processionsspiele vermissen. die ersteren gehn auf die weihnachts- und osterspiele, die letzteren auf die dreikönigs- und fronleichnamsspiele zurück. die grundverschiedenen aufführungstechnischen grundlagen dieser beiden gruppen, von denen die processionsspiele zeitweilig zu einer völligen verwahrlosung der dramatischen structur zu führen drohten, sind von dem verfasser gar nicht berücksichtigt worden. merkwürdigerweise ist ihm auch die arbeit von EZimmermann über das Alsfelder passionspiel (Archiv f. hess. geschichte u. altertumskunde n. f. 6, 1909; auch als Göttinger dissertation), in der diese dinge ausführlich behandelt werden, völlig entgangen. ebenso bedenklich ist die unterschiedslose behandlung der fastnachtsspiele. es sind doch recht verschiedenartige elemente in der Kellerschen sammlung vereinigt, und es ist ein grofser abstand zwischen den zahlreichen einfachen tanzspielen, den eigentlichen fastnachtsspielen, zu denen technisch auch das seinem litterarischen gehalt nach viel höher stehende stück 'des Türken Fastnacht' gehört, und dramen wie dem grofsen Neithartspiel mit seiner ausgebildeten standorttechnik und seinen zahlreichen bühnenanweisungen, oder dem Spiel von Frau Jutten. dagegen gehören eine ganze anzahl Hans Sachsischer fastnachtsspiele wie das Hofgesind Veneris ganz in die reihe der fastnachtsspiele der Kellerschen sammlung, während das meistersingerdrama nicht nur litterarhistorisch, sondern auch theatergeschichtlich einen neuen typus darstellt, der durchaus dem 16 jahrhundert angehört.

Mehr als flüssig ist der so oft mishandelte begriff des schuldramas. was ist denn eigentlich das schuldrama? vom theatergeschichtlichen standpunct doch wol zunächst alles was in den schulen aufgeführt wurde. was aber wurde nicht alles hier zur darstellung gebracht! eine grenze zwischen schuldrama und volksdrama ist überhaupt nicht zu ziehen, und mit vollem recht vereinigt Expeditus Schmidt, indem er vom 'schuldrama und seinen volkstümlichen ablegern' spricht, die beiden so eng verwanten begriffe zu einer einzigen gattung. im 17 jahrhundert vollends geht alles durcheinander: echte schuldramen, komödiantenstücke (der Königssohn von England aus der sammlung von 1620 erscheint im jahre 1626 auf dem gymnasium zu Bautzen!), Gryphius, Lohenstein, alles wird in den schulen aufgeführt. schliefslich ist doch auch das jesuitendrama ursprünglich schuldrama κατ' ἐξοχήν, und die meisten von jesuiten verfassten dramen sind auch ohne weiteres dieser gattung zuzurechnen; und doch ist das was wir unter jesuitendrama

verstehn etwas ganz anderes. schuldramen sind declamationsdramen, ihr zweck ist belehrung und erbauung, und erst sehr in zweiter linie unterhaltung. kann man aber hiernach die aufführungen am Strafsburger gymnasium überhaupt noch als schuldramen bezeichnen? vollends im 17 jahrhundert gehn volksdrama und gelehrtendrama (renaissancedrama) nur allzu oft ineinander über. das erst kürzlich an dieser stelle besprochene buch von Werner Richter, 'Liebeskampf 1630 und Schaubühne 1670' konnte M. für seine arbeit nicht mehr heranziehen. in ihm sind diese verhältnisse namentlich in dem excurs über Hallmann eingehend auseinandergesetzt.

Hätte der verfasser nicht die einzelnen dramengattungen, sondern die scenenbemerkung selbst zur grundlage seiner disposition genommen, so wäre es ihm viel besser möglich gewesen, die bedeutung der bühnenanweisung und ihre wandlung im laufe der zeiten in den vordergrund zu rücken. wir hätten gesehen, wie die scenische anweisung im geistlichen schauspiel ursprünglich nur die rolle einer regiebemerkung spielt und deshalb auch in deutschen texten die dem cleriker geläufige lateinische sprache beibehält — ein brauch der so fest wurzelt, dass er sich über die fastnachtsspiele hinweg bis in die bandenstücke des 17 jahrhunderts hält; wir hätten gesehen, wie sie allmählich zum würklichen bestandteil des stückes wird und immer mehr einen geradezu epischen charakter annimmt, je mehr das drama zum lesedrama wird; es wäre klar geworden, wie im schuldrama und im älteren renaissancedrama in anlehnung an classische vorbilder die bühnenanweisung direct vermieden wird und alles scenarische unmittelbar aus dem gesprochenen worte folgt, oder wie im schulmeisterdrama die scenarische bemerkung durch das argument oder den prolog ersetzt wird. der vergleich zwischen Hans Sachs und den von den englischen komödianten beeinflussten dichtern Jacob Ayrer und herzog Heinrich Julius hätte gelehrt, wie ein fortschreitender naturalismus zu ausführlichen bühnenanweisungen gelangt (ganz analog der modernen entwicklung: man stelle etwa neben Goethes Tasso das Schillerpreisdrama Tantris der Narr!); und wir hätten gesehen, wie bereits bei den englischen komödianten und noch mehr unter dem einfluss der stegreifkomödie bei den haupt- und staatsactionen bisweilen die bühnenanweisung zur hauptsache wird, dergestalt dass das gesprochene wort in sie hineinverarbeitet ist und seine ausführung dem darsteller überlassen bleibt, und wie anderseits im gelehrtendrama das gesprochene wort alles ist und die bühnenanweisung auf das allernotwendigste beschränkt wird, und noch vieles andere mehr.

An den anfang seines buches stellt M. statt des sonst üblichen, stets mehr oder weniger schülerhaften verzeichnisses der benutzten litteratur eine übersicht mit dem anspruchsvolleren

titel 'bibliographie', die ihren rahmen viel weiter spannt und dem verfasser erlaubt, auch manches fernerliegende, mit dem thema nur in mittelbarem zusammenhange stehnde werk aufzunehmen. das ist an sich durchaus zu loben. dann aber hätte auch noch mehr hineingehört. abgesehen von dem bereits erwähnten buche von Zimmermann vermiss ich beispielsweise die arbeit von RPilger über die Susannendramen, Boltes Danziger theater, Höfers Rudolstädter festspiele und noch manches andere. unter den jesuitischen dramatikern fehlt einer der wichtigsten, Jacob Masen, mit seinen höchst instructiven stücken und mit seiner theorie des dramas, der 'Palaestra eloquentiae ligatae dramatica', wie überhaupt die alten theoretiker völlig übergangen sind. Meichels übersetzung von Bidermanns Cenodoxus (s. XIX) gehört zum jesuitendrama (s. XXII). überhaupt zeigen sich auch in der bibliographie die schwächen des von M. angenommenen schemas; die meisten aufgeführten bücher könnten mit demselben recht an zwei oder drei verschiedenen stellen ihren platz finden.

Alles in allem: als materialsammlung können wir M.s buch willkommen heifsen; eine erschöpfende darstellung des stoffes haben wir noch zu erwarten.

Berlin, im juli 1913. **C. Kaulfuss-Diesch.**

Die Belustigungen des Verstandes und des Witzes. ein beitrag zur journalistik des 18 jahrhunderts. Von **Franz Ulbrich.** [Probefahrten. herausgegeben von Albert Köster, 18 band.] Leipzig, Voigtländer 1911. (VIII u.) 229 ss. gr. 8°. — 6 m.

Da der verfasser ein glied der kette von wichtigen zeitschriften zu charakterisieren sucht, die für das litteraturleben des 18 jahrhunderts von gröster bedeutung waren, schickt er einen orientierenden 'Überblick über die journalistischen bestrebungen von 1700—1740 mit besonderer berücksichtigung der stellungnahme Gottscheds' voraus. bei dieser zeitlichen begrenzung wäre eine einführung des Christian Thomasius besser unterblieben, dem der verfasser nach dem vorgange der populären litteraturgeschichten den ehrennamen des geistigen vaters des deutschen journalismus gibt. der herausgeber der 'Monatsgespräche' von 1688 gehört auf diesem felde der betätigung noch ganz zum 17 jh. und knüpft zweifellos bewust bei Harsdörfer an, mit dem sein vater in persönlichen beziehungen gestanden hatte. in Harsdörfers 'Frauenzimmer Gesprechspielen' findet sich bereits die charakteristische eigenschaft der Thomasiusschen zeitschrift: die einkleidung in gespräche. auch Thomasius berufung auf einen weiteren leserkreis, in dem die frauen eine wichtige rolle spielen sollen, ist eine widerholung des Harsdörferischen programms. schon im 17 jh. finden sich auch in Deutschland zahlreiche dichtende frauen.

gerade diese bewegung der frauenemancipation hatte schon im älteren Thomasius einen förderer gefunden, so dass die forderung einer besseren bildung der frauenwelt, die der jüngere Thomasius in seiner zeitschrift erhebt, die directe fortsetzung der lehren des vaters bildet. wenn also durchaus der ehrenname eines vaters des deutschen journalismus verteilt werden soll, so gebührt er Harsdörfer, wobei aber nicht übersehen werden darf, dass dieser ganz unter fremdländischen einflüssen steht.

An der schwelle der neuen zeit stehn die gelehrten zeitschriften. während Menkes 'Acta Eruditorum', die seit 1682 in lateinischer sprache einen überblick über die litterarischen strömungen zu geben suchen und dabei nach dem muster des 'Journal des sçavans' einen internationalen, encyklopädischen charakter tragen, zeigen die 'Neuen Zeitungen von gelehrten Sachen' nicht zum wenigsten durch ihre abfassung in deutscher sprache ein moderneres gepräge. diese beiden zeitschriften nehmen sich die zahlreichen nachahmungen zum muster, von denen U. s. 3 anm. eine anzahl aufzählt. dabei ist jedoch zu bemerken, dass bei aller ähnlichkeit doch ein unterschied hervortritt. während die beiden stammzeitschriften, unter ausschluss von politischen und socialen fragen sowie der zeitgenössischen litteratur, einen überblick über die 'gelehrten sachen' geben wollten, dienen die kleineren zeitschriften den localbedürfnissen, ja einzelne, wie das 'Etwas von gelehrten Rostockschen Sachen', pflegen fast ausschliefslich local- und universitätsgeschichte. auch die charakterisierung dieser gelehrten zeitschriften wäre für die geschichte der 'Belustigungen' überflüssig gewesen, wenn es dem verfasser nicht darauf angekommen wäre, auf den anteil Gottscheds auch an ihnen hinzuweisen.

Die neue periode des deutschen journalismus beginnt erst mit der nachahmung der englischen wochenschriften. U. beschränkt sich hier mit recht auf eine charakterisierung einiger wichtiger zeitschriften, denen schon die 'Bemühungen zur Beförderung der Critik und des guten Geschmacks' (1745) ein längeres andenken prophezeit hatten (vgl. s. 12). etwas ausführlicher wird der verf. erst mit dem augenblicke, wo man, des moralisierenden tones satt, nach neuen formen sucht. als charakteristische übergangserscheinungen werden genannt der 'Deutsche Äsop', der 'Deutsche Lockmann', vor allem aber die 'Zellischen Tadler', die offen zugeben, dass sie hinter der maske der satire und der fabel die ursprünglichen zwecke der wochenschriften weiter verfolgen wollen. diese veränderte form der zeitschriften regte nicht minder die rein litterarische production an, wie die festlegung der poetischen gesetze durch Gottsched, der bald einsah, dass eine scheidung nach stoffgebieten unbedingt notwendig sei. so wurde in den 'Beyträgen zur critischen Historie der deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit' zunächst ein kritisches journal gegründet. für

die belletristik behalf man sich zunächst mit dickleibigen sammelbänden, bis die überproduction doch ein handlicheres, periodisches organ notwendig machte. dieses schien seit 1740 um so wichtiger, als Gottsched im kampfe mit den Schweizern in einem würksamen publicationsorgan nicht nur eine waffe gegen seine widersacher, sondern auch ein sammlungsmittel für seine schüler und anhänger sah.

So wurde 1740 die 'Schaubühne' für die dramatische production, 1741 die 'Belustigungen' für die übrige belletristik ins leben gerufen. ob würklich Mauvillons 'Lettres françaises et germaniques' mit ihrer behauptung, die Deutschen seien für den dichterberuf verdorben, den letzten anstofs zur gründung der genannten publicationen gegeben haben, muss stark bezweifelt werden. dem Gottsched von 1740 und 1741 lag der kampf mit den Schweizern ungleich mehr am herzen, und in der tat gab ja jene behauptung der Franzosen einen neuen anlass zum streite mit den Schweizern, die Mauvillon zustimmten. doch hütete man sich, etwas davon in der vorrede verlauten zu lassen. das programm war möglichst weit gesteckt, um den bedürfnissen eines gröfseren leserkreises gerecht zu werden. als ziel war angegeben, dass man den ausländern die productionsfähigkeit der Deutschen beweisen müsse. dies sollte dadurch erreicht werden, dass man nur deutsche originalbeiträge bringen wollte; nachahmungen fremder muster waren jedoch erlaubt. auch sollten abhandlungen aus dem gebiete der philosophie, kunst, geschichte, philologie aufgenommen werden; neuigkeiten der politik und des tages, anzeigen von neuen büchern, sowie rätsel etc. waren jedoch ausgeschlossen. die neue zeitschrift erschien monatlich im umfange von 6 bogen. der titel wurde unter anlehnung an die 'Nouveaux amusements de l'esprit et du coeur' gewählt. die wahl des redacteurs fiel auf Johann Joachim Schwabe, der sich schon als eifriger Gottschedianer und redacteur bewährt hatte, und von dem Gottsched wuste, dass er ein gefügiges werkzeug für seine pläne sei. zum ältesten mitarbeiterstamme gehörten: Gärtner, Rabener, Gellert, Pitschel, Joh. Elias Schlegel, Kästner und Gottlob Benjamin Straube. doch war Schwabe von vornherein bemüht, eine gröfsere anzahl von auswärtigen mitarbeitern zu gewinnen.

Der inhalt der zeitschrift entspricht im wesentlichen dem von Schwabe in der vorrede entwickelten programm. am stärksten ist die odendichtung vertreten, bei der sich am deutlichsten die fortschritte der letzten jahre zeigen. vor allem ist der wegfall aller gelegenheitsgedichte an bestimmte personen hervorzuheben. das allgemein-menschliche wird der gegenstand der gedichte. dabei beginnt schon der stoffkreis der Klopstockschen oden sich herauszubilden. in der form hält man anfangs noch streng an Gottscheds regeln fest, nur wenige versuche werden mit der sapphischen strophe gemacht. die lehrgedichte in alexandrinern

können keine bedeutung beanspruchen, von den schäfergedichten auch nur die aus den späteren bänden, die schon stark unter Hagedorns einflusse stehn. sorgfältige pflege fand dagegen die fabel: Gellerts fabeln in erster fassung sind fast durchweg in den 'Belustigungen' erschienen. sie bildeten gerade das anziehungsmittel für das publicum. von der fabel ist es nur ein schritt zur satire, die sich in den 'Belustigungen' fast ausschliesslich gegen litterarische und gesellschaftliche modetorheiten richtete.

Was nun die 'Belustigungen' dem litterarhistoriker interessant macht, ist der umstand, dass man hier beobachten kann, wie sich allmählich der abfall von Gottsched vollzieht, wie die jungen talente sich ihren platz erkämpfen, die dann in den 'Bremer Beyträgen' ihr eigenes organ gründen und damit den 'Belustigungen' den todesstoss versetzen. von diesem gesichtspunct aus kann man deutlich drei perioden dieser zeitschrift unterscheiden. die erste, vom juli 1741 bis etwa december 1742 reichend, steht fast ganz unter dem einflusse Gottscheds, dem sogar ganze teile der zeitschrift zur correctur und genehmigung vorgelegt wurden, ein recht von dem er offenbar mehrfach gebrauch machte (vgl. s. 88. 89. 132). freilich bemühte er sich auf der andern seite eifrig, seine beziehungen zu der zeitschrift abzuleugnen. aber schwerlich liess sich jemand dadurch täuschen, da auch den selbständigeren mitarbeitern die schule Gottscheds anzumerken war; zudem waren die 'Belustigungen' in dieser ersten periode das kampforgan gegen die Schweizer, gegen die zahlreiche pamphlete aufgenommen wurden.

Aber diese polemik war den meisten mitarbeitern der 'Belustigungen' höchst verhasst, so dass Schwabe auf ihr drängen eine frontschwenkung machen muste und am ende des dritten bandes erklärte, nichts mehr aufnehmen zu wollen, was sich auf den streit zwischen Gottsched und den Schweizern beziehe. so tritt hier der erste schritt ein zur abwendung von Gottsched. die schüler sind reifer geworden, sie sehen das zwecklose der polemik ein. Gottscheds einfluss auf die 'Belustigungen' sinkt zu gunsten des von Hagedorn und Haller. so tritt die zeitschrift in ihre zweite periode ein, die U. vom januar 1743 bis zum juni 1744 datiert. etwa gleichzeitig mit der veränderung der äusseren stellungnahme tritt auch eine änderung im engsten mitarbeiterkreise ein. Pitschel stirbt, Joh. El. Schlegel und Straube verlassen Leipzig. an ihre stelle treten Ebert, Zachariä, Adolf Schlegel und CASchmidt. mit ihnen zieht ein neuer geist ein, der wider auf die alten mitarbeiter einwürkt. Gärtner, Rabener, Adolf Schlegel, Schmidt und Ebert schliessen einen freundschaftsbund, dessen reger gedankenaustausch der zeitschrift zu gute kommt. auch Gellert und Kästner sind bis zu einem gewissen grade diesem kreise zuzurechnen. daneben treten Cramer und Mylius als mitarbeiter in die zeitschrift ein, die als eifrige Gott-

schedianer nebenbei ganz heimlich die Hallischen 'Bemühungen zur Beförderung der Critik und des guten Geschmacks' redigieren, die Gottsched anonym als publicationsorgan gegen die Schweizer gegründet hatte, nachdem sich die 'Belustigungen' als neutral erklärt hatten. die bestrebungen der hauptmitarbeiter, sich von ihrem lehrer zu emancipieren, konnten freilich in der zeitschrift nicht so offen zum ausdruck kommen, solange Schwabe allein die sichtung und auswahl des eingesandten materials vornahm. trotzdem erkennt man schon hier die inhaltlich und formal immer gröſser werdende selbständigkeit, die man bisher erst als besonderes kennzeichen der 'Bremer Beyträge' angesehen hat. so vollzieht sich in dieser zweiten periode auch die innere loslösung von Gottsched.

Die kritik erkannte aber diesen vollständigen umschwung im innern der zeitschrift nicht an, und nicht nur von schweizerischer seite wurde weiterhin gewitzelt und polemisiert. die hoffnung auf gerechtere anerkennung, die die mitarbeiter nach einstellung der polemik gehegt hatten, erfüllte sich also nicht. so blieb ihnen nichts anderes übrig, als sich auch weiterhin einer ungerechten kritik zu unterziehen, oder ein neues organ zu gründen, dem man die abhängigkeit von Gottsched nicht vorwerfen konnte. man wählte den letzteren ausweg und schlug etwa im zeitigen frühjahr 1744 Schwabe vor, mit dem sechsten bande die zeitschrift zu schlieſsen und ein neues organ im Breitkopfschen verlage zu gründen, was Schwabe auch zusagte. aber im mai desselben jahres zog er sein versprechen zurück und beschloss die zeitschrift mit rücksicht auf Breitkopfs buchhändlerische wünsche fortzusetzen. durch diesen schritt verlor er das vertrauen des freundeskreises der hauptmitarbeiter, und diese beschlossen erst jetzt, über seinen kopf hinweg eine monatschrift zu gründen, wozu ihnen der Bremer verleger Sauermann entgegenkam. aus furcht vor Gottscheds rache, wie Bodmer wol richtig als motiv erkannte, wagten die Beyträger aber anfangs nicht, ihre autorschaft an der neuen zeitschrift zu bekennen, und unterstützten zunächst auch die 'Belustigungen' noch mit beiträgen. so kam es, dass Schwabe erst allmählich den abfall der meisten mitarbeiter erkannte. er bemühte sich, die errungenschaften der zweiten periode seiner zeitschrift aufrecht zu erhalten, aber je mehr sich die Beyträger von ihm zurückzogen, desto mehr erkannte man den qualitativen und quantitativen rückgang der zeitschrift. treue mitarbeiter bleiben nur noch Kästner und Mylius, während Cramer und Gellert ängstlich zwischen beiden zeitschriften hin- und herpendeln, ohne zunächst zu einer stellungnahme zu kommen. gerade dadurch dass Kästner und Mylius die hauptarbeit leisten, erhalten die 'Belustigungen' in ihrer letzten periode ein eigenartiges, naturwissenschaftliches gepräge, was durch den mangel an rein dichterischen arbeiten bedingt ist.

wie aber Gottsched die zeitschrift ins leben gerufen hatte, so war es ihm auch bestimmt, ihr den gnadenstofs zu versetzen. sein 'Volleingeschanktes Tintenfäfsl' und frau Gottscheds 'Witzling' wandten sich nicht nur gegen die Bremer Beyträger, sondern auch gegen die Belustiger Cramer und Kästner. der erstere ging daraufhin offen ins feindeslager über; aber auch Kästner war schwer gekränkt. so muste Schwabe ein rasches ende machen. ohne sang und klang beschloss die zeitschrift im juni 1745 ihr dasein.

Mögen auch die 'Belustigungen' weder die absichten erfüllt haben, die ihrem begründer vor augen schwebten, noch zu dem ziele gelangt sein das die junge generation erstrebte, so lässt sich ein bedeutsamer erfolg der zeitschrift doch nicht bestreiten. die achtung die man vor diesem organ hegte, zeigt sich vor allem darin, dass man kein concurrenzorgan zu gründen wagte, so lange es in blüte stand. als es eingieng, tauchten an allen ecken und enden zeitschriften ähnlicher art auf, von denen eine ganze anzahl von ehemaligen mitarbeitern der 'Belustigungen' redigiert werden. ihnen allen merkt man die Schwabesche schulung an. sie fallen nicht mehr in den trockenen ton der einstigen wochenschriften zurück.

Gewis, noch können die 'Belustigungen' in vielen stücken ihre abstammung von den wochenschriften nicht verleugnen. der fortschritt beschränkt sich hauptsächlich auf form und sprache. aber die elemente der wochenschriften, satire und fabel, erreichen hier in Rabener und Gellert ihre gröstmögliche vervollkommnung, und zwar so, dass das künstlerische das moralische überwuchert, das 'delectare' immer mehr gegenüber dem 'prodesse' zur geltung kommt, und in den anakreontischen gedichten verschwindet dieses schon gänzlich. ein umstand darf endlich bei der bewertung der 'Belustigungen' nicht vergessen werden: dass hier zahlreiche junge dichtertalente ihre probefahrt ablegten: Gellert, Rabener, Kästner, die beiden Schlegel, Mylius, Kleist, Uz, Cramer, fast alles talente gewis nur zweiten ranges, aber vorbereiter für die classische zeit.

So führt uns der verfasser in gefälliger form und flüssigem stil — wozu ich den zweifelhaften comparativ 'geläuterterer' (s. 159) nicht rechnen möchte — ein lebendiges cultur- und litteraturbild vor augen, das der wissenschaft in manchen puncten wertvolle neue leitlinien bietet.

Seiner eigentlichen darstellung schickt U. ein genaues inhalts- und mitarbeiterverzeichnis voraus. wenn es ihm bei etwa einem sechstel der beiträge nicht gelang die verfasser festzustellen, so ligt das an dem weiten mitarbeiterkreise und dem umstande, dass sich mancher mitarbeiter hinter mehreren chiffern versteckt. mit der vorsichtigen art wie U. lieber ein fragezeichen mehr setzt, als eine nicht sicher gegründete behauptung aufstellt, wird man

sich durchaus einverstanden erklären können. recht zweifelhaft erscheint mir nur die autorschaft Gottscheds bei IV 2d, das vielleicht von dem unbekannten verfasser von II 2c stammen dürfte.

In einem wichtigen puncte bin ich allerdings nicht derselben meinung, wie der verfasser. er nimmt nämlich an, dass in der ersten periode unabhängige Schweizer als mitarbeiter an den 'Belustigungen' tätig waren. unter den pamphleten gegen die Schweizer nimmt nämlich die aus 'Schafhausen' datierte 'Nachricht von einer sonderbaren Begebenheit aus dem Kanton Zürich' (II 6 m) eine sonderstellung ein. U. nimmt s. 113 an, dass dieser beitrag 'offenbar würklich' aus Schaffhausen eingesandt worden sei, und schliefst daraus, dass das pamphlet insofern wertvoll war, 'als es die günstige aufnahme der Belustigungen bei unparteiischen Schweizern bewies und das urteil Bodmers als vereinzelt hinstellte'. gerade dieser folgerung wegen muss die frage näher beleuchtet werden. der genannte beitrag ist schon dadurch auffällig, dass er eine genaue datierung zeigt, was sonst in den 'Belustigungen' recht selten vorkommt: 'Schafhausen, den 28 März 1742'. nun trägt im folgenden hefte der 'Antipope' (III 1 i) die datierung: 'Chur, den 17 März 1742'. beide aufsätze sind also aus der Schweiz datiert, die daten sind auffällig nahe an einander gerückt; beide polemisieren gegen die Schweizer kunstrichter; beide verraten keine spur von Schweizer dialect. zwischen den beiden aufsätzen einen zusammenhang anzunehmen, erscheint mir daher nicht gewagt. ich glaube vielmehr, dass beide aufsätze aus der gleichen feder stammen. für den zweiten nimmt U. den magister Pitschel als verfasser an (s. 116). auch ich bin dieser ansicht und behaupte, dass der beitrag aus Schaffhausen (II 6 m) ebenfalls aus Pitschels feder herrührt. für diese ansicht spricht noch folgendes argument. in jenem pamphlet spielt, was aus U.s inhaltsangabe s. 114 und 115 garnicht hervorgeht, ein schäferhund eine grofse rolle. er ist es der die sterndeuter Erlenbach und Effinger (Bodmer und Breitinger) durch sein kläffen 'im september und october ungefähr' auf die Belustiger aufmerksam macht. es ist es auch, der, als sich die beiden zu einem bombardement mit ziegenkäsen, faulen eiern und vermoderten äpfeln rüsten, dem einen von ihnen zwischen die beine läuft, so dass beide in ihre eigenen waffen stürzen. — zunächst ist die zeitangabe interessant. im september- und octoberheft 1741 der 'Belustigungen' waren die wichtigsten 'Anmerkungen über das Ergänzungsstück zur Vorrede vor dem Trillerschen neuen Fabelwerke' erschienen. diese verhältnismäfsig sehr schlagfertigen anmerkungen Pitschels hatten bei den Schweizern um so gröfseres aufsehen erregt und zu entgegnungen geführt, als diese glaubten, Gottsched selbst sei der verfasser (s. 110). nur auf diese kann sich daher jene zeitangabe beziehen. auch dies scheint mir für

Pitschel als autor des Schaffhäuser aufsatzes zu sprechen [1]. — was bedeutet nun aber jener kleine schäferhund? dass darunter eine person zu verstehn sei, wird durch folgende stelle klar: *Einer von den kleinen Schäferhunden, welche auf dem* 130 *Blatte der Belustigungen des Hornungs dieses Jahres beschrieben werden, hatte sich bis in unsere Gebürge verlaufen.* jene stelle auf die hier verwiesen wird, findet sich in einem mit 'J. C. H.' gezeichneten aufsatz: 'Wohlgegründeter Vorschlag, wie die mutigen kleinen Gelehrten, als Mitglieder der besten Welt, sehr wohl zu nutzen sind', worin es heifst: *Ich weifs die Natur der kleinen muntern Gelehrten nicht besser, als unter dem Bilde eines kleinen muntern Schäferhundes vorzustellen;* und nun wird dort wie in unserer satire das gebaren eines solchen hundes so ähnlich geschildert, dass es einem wahrscheinlich wird, dass auch jener beitrag aus der gleichen feder stamme. in unserem pamphlet wird nun der hund in folgender weise beschrieben: *Es war ein ziemlich lebhaftes Thierchen; es wedelte mit dem Schwanze, auf und nieder springend, uud gab seine Wachsamkeit durch viele äufserliche Zeichen zu verstehen. Sein liebkosendes und schmeichlerisches Wesen, welches er vermutlich in der sächsischen Luft angenommen hatte, da die Schäferhunde bey uns etwas rauh und ungeschlachtet sind, machte ihn bald bey einem von unsern Schäfern, welche an den Füfsen der Berge die Herde hüteten, so beliebt, dass er ihn, mit gutem Vertrauen auf seine Brauchbarkeit, in Dienste nahm.* es handelt sich also um einen in Sachsen lebenden, der zur partei der Schweizer übergegangen war. ich glaube, dass es nicht zweifelhaft sein kann, dass wir es hier mit einer satire auf Liscow zu tun haben. nun polemisieren in den ersten drei jahrgängen der 'Belustigungen' vier aufsätze gegen Liscow (vgl. Ulbrich s. 125. 126): Pitschels obenerwähnte Anmerkungen (II 2 i, 3 h, 4 h); der ebenfalls schon genannte 'Wohlgegründete Vorschlag' (II 2 d); unsere 'Nachricht von einer sonderbaren Begebenheit' (II 6 m); 'Antipope oder Versuch von den wahren Eigenschaften eines Kunstrichters' (III 1 i). also gerade die vier aufsätze, unter denen wir schon aus anderen gründen einen zusammenhang feststellen konnten. für den ersten ist Pitschel als verfasser durch das inhaltsverzeichnis gesichert. so ist nun der schluss berechtigt, dass auch die anderen drei aufsätze aus seiner feder stammen. und es wird nun auch verständlich, warum Liscow in der vorrede zum Longin 1742 gerade gegen Pitschel polemisiert (vgl. U. s. 127). jedenfalls ergibt sich aus meiner betrachtung, dass der Schaff-

[1] man könnte dafür auch stilistische und gedankliche ähnlichkeiten ins feld führen. ich weise auf Pitschels vorliebe für das wort *rauh* hin (vgl. Belustigungen I 356. 379 und II 367). ferner hebt die später citierte stelle die *Rauheit* der Schweizer hunde, d. h. gelehrten hervor. auch in Pitschels 'Anmerkungen' wird darauf angespielt: '*Jede Nation hat ihre groben Exemplare, aber die groben Schweizer sind in ihrer Art vollkommener*' (vgl. Belustigungen I 173).

häuser artikel unmöglich von einem Schweizer herrühren kann, zumal kein Schweizer ursache zu einer satire auf Liscow haben konnte. ich kann mich daher U.s ansicht nicht anschliefsen, insbesondere da sich weiterhin keinerlei anzeichen der beteiligung von Schweizern nachweisen lassen. es handelt sich vielmehr um ein geschicktes manöver, um den anschein zu erwecken, dass auch in der Schweiz die 'Belustigungen' in ansehen stünden. diese absicht ist erfüllt worden, wie daraus erhellt, dass auch Liscow sich täuschen liefs (s. 126).

Dieser einwand kann und soll natürlich den wert des buches nicht herabsetzen, das in gefälliger form einen nicht allzu interessanten stoff behandelt und dem verfasser wie der schule Kösters alle ehre macht.

Weimar. **Hans Heinrich Borcherdt.**

Theodor Gottlieb von Hippel in den jahren von 1741—1781 und die erste epoche seiner litterarischen tätigkeit. von **Ferdinand Josef Schneider,** Prag, Taussig u. Taussig 1911. XI und 221 und 27 ss. 8°. — 6.00 m.

Die rätselhafte persönlichkeit des ostpreufsischen humoristen hat 1910 Theodor Hönes in einem knappen, klar und scharf geschriebenen lebensabriss dargestellt. auf grund eines nicht sehr umfangreichen materials unterzog er die schönfärberei Hippels einer kritik, die zunächst alles was wir nur aus dem munde des dichters wissen, als anfechtbar betrachtete. dieser hatte ein überempfindliches seelenleben, verspottete andere und vertrug nicht den geringsten spott, fühlte bisweilen den drang rückhaltsloser offenheit, und hemmte ihn dann doch wider, wie ihm das in seiner mühsamen carriere vom schulmeisterssohn zum oberbürgermeister allmählich zur zweiten natur geworden war. Hippel widerstand nicht einmal der versuchung, die von ihm selbst herausgeforderte vertrauensseligkeit seiner freunde nachträglich zu misbrauchen. so ergab sich aus der darstellung von Hönes kein erfreuliches, aber ein sehr interessantes bild.

Mit weniger reflexion und mehr material rückt jetzt FJSchneider denselben problemen zu leibe, indem er namentlich handschriftliche quellen aus den staats-, stadt- und pfarrarchiven heranzieht. er gibt die biographie jeder persönlichkeit mit der Hippel in berührung kam, schildert jeden ort den er betrat, und jede geistige strömung die ihn beeinflusste. wollte Hönes die widersprüche in Hippels charakter daraus erklären, dass er vom pietismus durch den rationalismus zur empfindsamkeit gelangt sei, so sieht Sch. in dem streite zwischen gemütsweichheit und stählerner tatkraft keine individuelle eigentümlichkeit, sondern die typischen züge des ostpreufsischen pietismus, die schon um 1700 bei Gehr und Lysius hervortreten. die familiensage adlicher abstammung — in welcher familie fehlt sie? — hat insofern

einige berechtigung, als um 1450 ein Matthäus Hippel erblicher besitzer zweier lehensgüter im fürstentum Sagan war. mit der übersiedelung der familie Hippel nach Rastenburg verschwindet jede adelsspur. es tritt eine teilung in eine reiche und eine arme linie ein; dieser, der Löwensteiner, entstammt der dichter. die pfarre L der 'Lebensläufe' ist Löwenstein, wo Hippels vater geboren und getauft wurde. dass ihn der sohn mit unrecht zum pfarrer gemacht hat, kann Sch. nicht in abrede stellen, wendet sich aber sehr ärgerlich gegen die gröbliche berichtigung WGKebers und wirft ihm vor, er habe 'phantasielos das von meisterhand stilisierte gemälde mit naturalistischen correcturen verkleckst'. für solche künstlerischen gesichtspuncte fehlt mir jedes verständnis. der wissenschaft ist mit den naturalistischen correcturen besser gedient als mit dem phantasiegemälde, das nicht die pietät, sondern die eitelkeit Hippels stilisierte. es handelt sich für uns einfach um die wahrheit, mag sie erfreulich sein oder nicht. dem 'hämischen Keber' hat schon Mundt gehässigkeit vorgeworfen, ohne seine angaben entkräften zu können. auch Sch. gelingt das nicht, so gern er auch das allgemeine urteil über Hippels schönfärberei auf grund seines actenmaterials revidieren möchte.

Ihm geben Hippels universitätsjahre gelegenheit, sich von seiner glänzendsten seite zu zeigen. packend schildert er die armut der Königsberger professoren, den Gottschedianismus der litteraten und die folgen der russischen invasion während des siebenjährigen krieges. Kant stand 1758 im anfange seiner würksamkeit, war noch Wolffianer und würkte nicht stark auf Hippel, dem zeitlebens alle reine theorie geradezu verhasst war. das berüchtigte plagiat der 'Lebensläufe', die veröffentlichung der Kantischen erkenntnistheorie vor dem erscheinen der 'Kritik der reinen Vernunft', erklärt Sch. aus der popularisierungssucht des humoristen und aus seiner absicht, den schleier der anonymität durch irreführung des lesers zu verdichten. es scheint mir, dass man eigentlich kaum nach einer erklärung zu suchen braucht. Hippel respectierte das geistige eigentum seiner freunde gewohnheitsmäſsig nicht und eignete sich sogar äuſserungen die im gespräche fielen ohne weiteres zum schriftstellerischen gebrauche an. als den mann der seine dichterische begabung weckte, bezeichnet Sch. den anfangs abenteuerlustigen, später mystischer frömmigkeit geneigten, aber schlieſslich wider zur rein officiersmäſsigen lebensauffassung zurückgekehrten kriegsmann und dichter David Neumann, der 1807 als tapferer commandant der festung Kosel starb.

Unter der herschaft des doppeladlers erlag der ostpreuſsische pietismus der französischen gesellschaftsmoral der russischen officiere. ehebruchsaffären wurden das ständige thema des stadtklatsches. aus diesen zuständen erklärt es sich, dass Hippel

ehelos blieb, wie drei seiner freunde, und sein barockes buch 'Über die Ehe' schrieb. er hat aber während der russischen occupation selbst zur ausländernden partei gehört und deshalb die Petersburger reise gemacht, die ihn für immer zum ehrfurchtsvollen bewunderer der damaligen grofsfürstin und späteren kaiserin Katharina machte. die drei Petersburger und Kronstädter wochen, die Hippel seine 'seelenmanumission' nennt, entschieden über seine zukunft. auf der rückreise entschloss er sich, mit der theologie zu brechen; dieses lebenslos hatte für ihn nichts verlockendes mehr. mit dem widereintreffen in Königsberg bricht die autobiographie ab, gerade vor dem rätselhaften liebeserlebnis in Wesselshöfen. Hippel schrieb darüber schon 1764: '*ich habe ein einziges Mal geliebt, und wenn ich daran denke, so schaudert mir die Haut — —*'. von jeher hat man die episode mit seiner stellung als hauslehrer in verbindung gebracht und an die liebe zu einer adlichen gedacht. aber das waren vage vermutungen, und noch Hönes muste gestehn: 'die vorgänge bei jener ersten liebe bleiben völlig dunkel'. hier fand Sch. eine aufgabe die ihm lag, und brachte klarheit in das dunkel. seine leistung ist auch methodisch von grofsem werte. er bestimmt zunächst den ort der tragödie — es gibt nicht nur éin Wesselshöfen — dann die familie die dort wohnte. Hippel war hauslehrer in Wesselshöfen im amtsbezirke Schaaken. das gut gehörte der freiherrlichen familie von Schrötter, deren haupt denn auch in einem briefe Hamanns als dienstherr des dichters auftritt. nur entstellt Hamann die namensform in 'von Schroeder'. damit combiniert Sch. die confession der 'Lebensläufe' und die tatsache dass Hippel im 'Siegwart' seine eigene geschichte zu lesen glaubte: 'die frage, ob jenes mädchen, das er in so jungen jahren geliebt, die tochter aus jener freiherrlichen familie von Schrötter war, wird auch durch den autobiographischen gehalt der 'Lebensläufe' in bejahendem sinne entschieden. die ganze periode trägt unleugbar den charakter eines unvergessenen, poetisch verklärten erlebnisses'. wer bis zu diesem puncte nur die wahrscheinlichkeit zugibt, dass die familie vW. der 'Lebensläufe' die des freiherrn von Schrötter auf Wesselshöfen ist, wird sich der beweiskraft eines weiteren argumentes nicht verschliefsen können. am ende der 'Lebensläufe' ändert Lorchen plötzlich seinen namen in Albertine, und das geschieht unter einem solchen aufwand von gefühl, dass man geradezu annehmen muss, dass die stellen der Hippelschen schriften, in denen von 'Lorchen' die rede ist, sich auf eine dame beziehen, die in wahrheit Albertine hiefs. nun stellt Sch. fest, dass die einzige tochter des freiherrn Johann August von Schrötter auf Wesselshöfen in der tat Amalie Albertine hiefs. das ist ein glänzender und überzeugender beweis, in dem ein glied lückenlos in das andere greift! freilich hat Albertine nicht

Hippel-Alexander, sondern einen general von Putlitz geheiratet und ist in dürftigen umständen am 1. Januar 1827 in Königsberg gestorben.

Nur ein bedenken macht Sch. selbst geltend. Albertine von Schrötter war erst acht jahre alt, als Hippel Wesselshöfen verliefs: 'ist es möglich, ja, ist es überhaupt denkbar, dass die unglückliche liebe zu einem achtjährigen kinde in dem damals einundzwanzigjährigen solche seelenstürme entfesselte?' allerdings war Sophie von Kühn, die heldin der liebestragödie die Novalis durchmachte, wenigstens dreizehn jahre alt, und ein anderes beispiel ist mir nicht bekannt. ich sehe des rätsels lösung einfach in der persönlichkeit, um die es sich handelt. Sch. schreckt hier nur wider einmal davor zurück, das benehmen seines helden im richtigen lichte zu sehen: Hippel hat auch diese situation phantastisch verzerrt. er hat sich offenbar nicht nur in den traum versenkt, das adliche kind einmal zu erringen, sondern hat seine ehrgeizigen pläne auch geäufsert und damit dem gutsherrn das recht gegeben, den sensationsbedürftigen hofmeister vor die tür zu setzen. wer hätte das nicht getan? für Hippel aber hatte das 'erlebnis' jetzt die ersehnte tragische weihe; der unglückliche jüngling konnte sich in den grenzenlosen schmerz hineinwühlen, der ihm das wesentliche war. recht schön stimmt dazu Abeggs bericht von dem versuche der verarmten jugendgeliebten, den reich gewordenen dichter um fünfhundert taler anzuborgen: 'aber Hippel gab kein geld her'. er wurde sich vermutlich gerade in diesem augenblicke darüber klar, dass er sich in die situation des verschmähten liebhabers nur hineingeträumt hatte, dass es eine grandiose selbsttäuschung war, wenn er glaubte, sein ehrgeiziges emporklettern, das aufhäufen eines vermögens und die erneuerung des verschollenen adels seiner vorfahren gelte nur dem wunsche, Albertine doch noch heimzuführen. er hat sich jedesmal so benommen, wenn die traumwelt sich auf die erde senkte. in der correspondenz mit seinem 'Johannes', mit Scheffner, berauschte sich 'Eugenius' in leidenschaftlichen freundschaftsbeteuerungen, aber als er geschäftlich mit ihm zu tun hatte, bezahlte er den freund mit — französischen assignaten. weil ihm vor dem dürftigen schulmeistermilieu des elternhauses graute, schraubte er den vater zu einer idealfigur empor, und aus demselben grunde war er nicht anwesend, als man den vater begrub. auch diese tatsache hat erst Sch. aus einem logenprotocoll festgestellt. Hippel war eben kein gesunder aufklärer wie Lessing oder JJEngel, sondern ein gemisch von krankhafter sentimentalität und rücksichtslosem strebertum, daher weder gegen sich selbst noch gegen andere aufrichtig. Sch.s aufdeckung des wahren charakters der Wesselshöfer vorgänge lässt diese züge nur noch schärfer hervortreten, obwol ihm offenbar das gegenteil lieber wäre. das liebesverhältnis zu 'der

Hanschen' (1770—1778), mit dem auch Sch. nicht recht fertig zu werden weifs, weil die quellen nur soviel ergeben, dass es sich um niedere minne handelte, wird nach analogie des ersten zu beurteilen sein. der frühe tod der 'recht strohernen dirne', wie sie Krickende in einem briefe an Scheffner nennt, hat Hippel wider willkommene gelegenheit zu tragischen declamationen gegeben.

Einen besonderen wert erhält die schrift durch den neudruck von schwer zugänglichen gedichten und aufsätzen Hippels. 'Das christliche Ehepaar' nennt Sch. sehr richtig 'eine höchst ungelenke und unreife nachahmung Hallers'. später wird Uz das vorbild, dem Hippel mit etwas mehr geschick folgt; in seinen geistlichen liedern ist er von Gellert abhängig. das gastspiel der Schuchschen truppe veranlasst ihn, den 'Mann nach der Uhr' zu schreiben, in vielen zügen eine nachahmung der 'Betschwester' Gellerts, trotzdem ein porträt des mit Hippel, Kant und Hamann befreundeten Engländers Joseph Green. auch die theaterkritiken, die Hippel 1767 und 1768 für die 'Königsbergschen Gel. und Pol. Zeitungen' lieferte, druckt Sch. ab, meidet auch nicht den erdrückenden vergleich mit der 'Hamburgischen Dramaturgie', stellt aber keine einzelvergleichung der besprechungen an, obwol sich das Hamburger und das Königsberger repertoire vielfach berühren. von der fülle der gesichtspuncte Lessings weicht Hippels art, einfach anzumerken, was ihm unnatürlich oder unwahrscheinlich vorkommt, weit genug ab. bezeichnend ist es, dass er die armseligkeit der dramen Weifses vollkommen durchschaute und doch nicht zögerte 'bei dem gescholtenen schriftsteller ausgiebige anleihen zu machen'. er hat eben stets genommen was zu haben war, und hier sogar ohne nutzen; denn sein dramatisches talent war recht gering. unter den logenreden ist die interessanteste die von Schlichtegroll dem dichter fälschlich abgesprochene 'Von den Pflichten eines Freimaurers gegen das schöne Geschlecht'. Hippel ist hier noch sehr viel gemäfsigter als in seiner berühmten kampfschrift 'Über die bürgerliche Verbesserung der Weiber', fordert aber bereits eine weitgehnde sexuelle aufklärung der jugend.

Aus der behandlung Kebers ergibt sich ohne weiteres Sch.s standpunct gegenüber dem liebenswürdigen und lebensgewanten Scheffner, den Hippel im laden des allzu unternehmungslustigen buchhändlers Kanter kennen lernte. mit der übersiedlung Scheffners im jahre 1767 nach Gumbinnen setzt der briefwechsel ein, der noch viel aufschlussreicher sein würde, wenn Scheffner seine briefe nicht bis auf zwei verbrannt hätte. Sch. folgert aber aufserdem aus der verschiedenheit der beiden freunde, dass Hippel fehlgriff, als er einen mann, der ihn nicht verstand und nicht verstehn konnte, zu seinem beichtvater machte. Scheffners selbstbiographie ist ihm, wie man leicht erraten kann, wider zu

wahrheitsgetreu: 'er ist der chronist der sein leben phantasielos und unstilisiert widergibt und höchstens aus gedächtnisschwäche gegen die wahrheit verstöfst, wenn Hippel in künstlerischer absicht die würklichkeit verschleiert'. jede autobiographie soll also einfach 'Dichtung und Wahrheit' sein; sonst ist sie stillos. hoffentlich werden solche äufserungen nicht mode; man wird der deutschen philologie andernfalls wider den vorwurf machen, dass sie eigentlich gar keine wissenschaft sei. es mag sein, dass man ein so gewaltiges material, wie es Sch. vorlegt, überhaupt nur sammeln kann, wenn man nicht nur arbeitskraft und umsicht besitzt, sondern auch liebe für seinen helden. aber diese parteinahme muss dann auch sofort von fernerstehnden fachgenossen kühl corrigiert werden; denn die geschichte ist keine heldengalerie. Sch. ist advocat, betrachtet jeden zeugen gegen Hippel von vornherein mit mistrauen und zieht seine glaubwürdigkeit in frage: 'man wird vom tiefsten unwillen erfasst, wenn man sich bei der lectüre der briefe Hippels an Scheffner des lieblosen nachrufs erinnert, den dieser in seiner selbstbiographie dem verblichenen freunde hält'. war das nach der assignatengeschichte ein wunder? die sache ligt vielmehr so, dass wir jetzt in der lage sind, die briefe mit dem kritischen auge zu lesen, das Scheffner erst gewann, als er den nachlass Hippels durchgesehen hatte. gerade diesen nachlass aber hat Sch. vergeblich aufzufinden gesucht. er wird also kaum noch vorhanden sein, und an seine stelle tritt eben Scheffners bericht.

Sch. gibt uns auch ein bild von Hippels lucrativer advocatentätigkeit und führt die darstellung bis zu seiner ernennung zum oberbürgermeister: 'der mann der tat hatte eben in Hippel den dichter erschlagen'. für die amtliche würksamkeit die Steins reformwerk vorbereitete, kann er auf seinen umfangreichen aufsatz in der Altpreufsischen monatsschrift (47, 535—569) verweisen. immerhin hätte er durch anfügung eines auszuges das werk in eine vollständige biographie verwandeln können.

Bedürfen Sch.s resultate auch hier und da einer etwas anderen beleuchtung, so wird doch niemand bestreiten, dass sie von grundlegendem werte für die Hippel- und von sehr grofsem für die Herder-, Kant- und Hamannforschung, überhaupt für die geschichte des geistigen lebens im Ostpreufsen des achtzehnten jahrhunderts sind.

Leipzig. **Rob. Riemann.**

Grundriss zur geschichte der deutschen dichtung aus den quellen von **Karl Goedeke.** zweite ganz neu bearbeitete auflage. nach dem tode des verfassers in verbindung mit fachgelehrten fortgeführt von **Edmund Götze.** neunter band. vom weltfrieden bis zur französischen revolution 1830. achtes buch, zweite abteilung. bearbeitet von Alfred Rosenbaum. dritte neu bearbeitete auflage. vierter band, zweite abteilung. vom

siebenjährigen bis zum weltkriege. sechstes buch, erste abteilung, zweiter teil. Dresden, LEhlermann, 1910. 563 ss.; VI u. 748 ss. 8°. — 14,70 m.; 20 m.

Nach längerer pause habe ich über den rüstigen fortgang der neubearbeitung des Goedekeschen grundrisses zu berichten und zwar über die abgeschlossen vorliegenden bände IV, 2 (in dritter auflage) und IX. die noch im erscheinen begriffene 1 und 3 abteilung der zweiten neubearbeitung des vierten bandes mögen erst nach ihrer vollendung eingehndere besprechung finden. das im neuen vierten bande verzeichnete material, das ua. Klopstock, Lessing, Wieland, Herder, Goethe umfasst, hat mit rücksicht auf die gerade für diese zeit seit den letzten zwanzig jahren so aufserordentlich rege betriebene forschung eine zerlegung in drei abteilungen nötig gemacht. die zweite bildet einen starken band von 748 seiten. aus den 43 seiten der Goedekeschen Goethebibliographie im jahre 1859 waren schon 1891 in Kochs neubearbeitung 192 geworden; sie ist jetzt in der von KKipka unter Kochs mitwürkung besorgten zweiten bearbeitung auf 599 seiten angewachsen und enthält doch nur den ersten paragraphen (§ 234) der Goethelitteratur! vorausgeht Kochs in kleinigkeiten revidierte Goethebiographie (s. 1—149): die von Koch eingeführte anordnung der bibliographie ist im einzelnen durch gelegentliche umstellungen zweckmäfsiger und übersichtlicher geworden, die chronologische reihenfolge zu gunsten der alphabetischen öfter aufgegeben, so namentlich für den briefwechsel und für die sonstigen persönlichen beziehungen. der bearbeiter hat mit bewundernswertem fleifs das material gesammelt[1] und gesichtet. durch die jahresberichte für neuere deutsche litteraturgeschichte sowie durch FrMeyers verzeichnis einer Goethe-bibliothek sah er sich dabei vielfach gefördert, wie er s. 149 anm. dankbar anerkennt. es war nicht immer leicht, die einzelnen publicationen am rechten orte unterzubringen; im grofsen ganzen aber findet man sich schnell zurecht, und dem wird auch noch später das die zweite und dritte abteilung zusammenfassende register zu hilfe kommen. dass vom Goethejahrbuch, von der chronik des Wiener Goethe-vereins, von Bodes Stunden mit Goethe ua. vollständige inhaltsangaben der einzelnen bände gegeben werden, kann ich nur gutheifsen, wie ich es ebenso gerechtfertigt finde, wenn der bearbeiter nicht dem schon bei der zweiten auflage gemachten vorschlag, durch besonderes zeichen die empfehlenswerten arbeiten aus der masse herauszuheben, gefolgt ist.

Wo es sich um Goethe handelt, wird man es ohne weiteres billigen, dass der grundriss die bibliographischen hilfsmittel in möglichster vollständigkeit der forschung zur verfügung stellt,

[1] für Lauchstädt (s. 748) vgl. noch GWolff, Das Goethe-theater in Lauchstädt. seine geschichte und seine widerherstellung im jahre 1908 (Halle) und die berichte des Lauchstädter theater-vereins. Halle 1910—1913.

dagegen kann es nicht seine aufgabe sein, jedwede belletristik in gleicher ausführlichkeit zu behandeln, er würde dann zum bloſsen bücherlexikon herabsinken, was doch gewis nicht in Goedekes absicht lag. bedenken, wie ich sie schon in diesem Anzeiger XXVII 159ff anlässlich der behandlung der litteratur Österreichs im sechsten und siebenten bande (§ 298) ausgesprochen habe, muss ich beim capitel der belletristik der vormärzlichen, meist so farblosen periode im neunten bande widerholen, dessen 552 seiten den § 331 erneuern; Goedeke hatte ihm 79 seiten gewidmet. Alfred Rosenbaum hat hierfür das material, das alle deutschen landschaften umfasst, zusammengetragen und in sachgemäſser anordnung (quellen, briefe, schriften) vor dem leser ausgebreitet. die mustergiltige sorgfalt mit der er arbeitet, haben wir schon in früheren bänden des grundrisses schätzen gelernt: hier steht sie aber in keinem verhältnis zum tatsächlichen gewinn, denn sie kommt nur gar zu oft der unbedeutendheit, die höchstens durch die masse der production würkt, zu gute. gewis! namen wie Schreyvogel, dessen Donna Diana noch heute zu fesseln vermag, Castelli, Deinhardstein, ritter von Lang, Hauff, Kind, KMvWeber, WAlexis, Holtei ua. stellen der forschung mehr oder weniger reizvolle probleme, der theatergeschichte mag es von nutzen sein, wenn der grundriss die aufführungen einzelner stücke genau und übersichtlich verzeichnet, der geschichte der dialectdichtung kann mancher hinweis zur förderung dienen (s. 559ᵃ), zeitschriftenwesen und stoffgeschichte erfahren bereicherung; allein wie viel spreu müssen wir daneben mit in den kauf nehmen! wenn eine inhaltsangabe der Sämtlichen werke Castellis geboten erscheint, wird man selbstverständlich auch 'Das rasirte Spanferkel. Ein Gespräch zwischen zwei Todten' (s. 65) buchen müssen, wem aber mit dem verzeichnen von gedichten, festgesängen, worten der begeisterung oder des dankes anlässlich der glücklichen entbindung einer österreichischen erzherzogin (s. 60), zur feier der geburt des kronprinzen (s. 126, dazu noch 'hebräisch von Isaak Grünberger!') oder 'der langersehnten ankunft sr. majestät' usw. (s. 110), aus anlass eines wiener armenballes (s. 82), zur eröffnung eines blindenheims (s. 63), 'zur feierlichen übergabe der groſsen goldenen verdienstmedaille sammt kette' (s. 63) oder im gedenken eines durch den eisgang der Donau herbeigeführten unglücks (s. 96) usw. usw. — wem damit gedient sein soll, ist schwer zu sagen, jedenfalls nicht denen, die diesen anzeiger zur hand nehmen. solche quisquilien gehören nicht in den grundriss und der verdiente redactor Edmund Götze sollte hier entschieden einhalt gebieten: schon aus pietät gegen den schöpfer, dann aber auch, um nicht durch anhäufung nutzlosen ballasts den abschluss des werks immer weiter hinauszuschieben.

Halle aS., märz 1912. **Philipp Strauch.**

Allgemeine bücherkunde zur neueren deutschen literaturgeschichte von **Robert F. Arnold.** Strafsburg, Trübner, 1910. xix u. 354 ss. 8°. — 8 m.

Der rührige verfasser hat bereits mehrfach sein geschick für bibliographische arbeiten bekundet, und auch sein neustes werk, die Allgemeine bücherkunde, rechtfertigt das günstige vorurteil, das man ihm entgegenbringt. durfte schon der plan, ein solches zu systematischer benutzung anleitendes hülfsmittel zu schaffen, als willkommen begrüfst werden, so verdient auch die praktisch-übersichtliche, je nach bedürfnis zeitlich, räumlich, sachlich oder confessionell abgrenzende anlage sowie die sorgfalt und zuverlässigkeit der ausführung uneingeschränktes lob. das werk, das 'die allgemeine, nicht auf einzelne personen oder dichtungen bezügliche germanistische litteratur zum ersten male in möglichster vollständigkeit des wichtigen verzeichnet', will nicht nur den anfänger in die disciplin der neueren litteraturgeschichte (das hässliche wort 'neugermanist' wird sich hoffentlich nicht geltung verschaffen) einführen, auch dem fachgenossen weifs es hinweise zu geben, die er dankbar nutzen wird. auf die encyklopädischen werke (I) folgt die behandlung der allgemeinen litteraturgeschichte sowie der speciell deutschen (II. III), der allgemeinen und der deutschen biographie (IV. V), der allgemeinen und der deutschen bibliographie (VI. VII); s. 213 ff schliefsen sich die grenzgebiete (VIII—XIX: allgemeine geschichte der wissenschaften, sprachwissenschaft, religionsgeschichte, philosophische disciplinen, exacte wissenschaften und technologie, geographie und volkskunde, rechts- und staatswissenschaften, politische geschichte, culturgeschichte, geschichte der bildenden künste, musikgeschichte, theatergeschichte) an, deren behandlung der verfasser meist — er sucht gelegentlich auch sonst dadurch zu veranschaulichen — damit einleitet, dass er die heranziehung der betreffenden disciplinen durch hinweis auf einzelne passend ausgewählte litterarhistorische themata und probleme begründet. eine genauere durchsicht des reichen hier vereinigten und geordneten materiales zeigt, dass nichts wesentliches übersehen ist, so leicht es anderseits wäre, im einzelnen noch diesen oder jenen nachtrag zu bringen. wer wäre auf grund zu eignem gebrauch gemachter notizen dazu nicht in der lage? als besonders brauchbar möcht ich die abschnitte über stoffgeschichte (s. 60 ff), geschichte der deutschen litteratur in räumlicher begrenzung (s. 103 ff), sammlungen deutscher weltlicher kunstlyrik (s. 132 ff), deutsche biographie, räumlich begrenzt (s. 170 ff. 177 ff), deutsche geschichte in räumlicher begrenzung (s. 273 ff) hervorheben.

Die folgenden bemerkungen sollen dem verfasser nur ein beweis sein, dass ich sein buch aufmerksam gelesen habe. es dürfte sich empfehlen, bei einer neuauflage gelegentlich noch mehr einzelnes aus den nur allgemein citierten nachschlagewerken

besonders zu verzeichnen, damit es sich nicht in der masse verliere.

Bei den 'academieschriften' (wenn man einmal den begriff so weit fassen will s. 21 ff) durften auch die Jahrbücher der königl. academie gemeinnütziger wissenschaften zu Erfurt erwähnung finden. — bei Pfeiffers Germania die es auf 37 (nicht 39) bände gebracht hat (s. 37), wäre, um verwechslungen zu vermeiden, auch vdHagens Germania (1836 ff) zu nennen gewesen, bei den zeitschriften (s. 35 ff) noch Birlinger-Pfaffs Alemannia und OSievers, Akademische blätter (1884), bei den sammlungen von einzelschriften (s. 40 f) Uhls Teutonia; die Strafsburger quellen und forschungen (s. 40) begründeten ten Brink und Scherer; Steinmeyer und Martin traten erst später in die redaction ein. — zur geschichte des volksaberglaubens (s. 70) vgl. MGraf, Die wundersucht und die deutsche litteratur des 18 jhs. progr. des Theresien-gymn. zu München 1899. — betreffs internationaler litterarischer beziehungen (s. 76 f) fehlt es nicht an sonstigen hülfsmitteln zum nachschlagen und so nennt A. nur einiges probeweise; zu ASchneiders schrift (s. 77) scheint mir ein hinweis auf Anz. XXVI 134; Zs. f. vgl. litteraturgesch. n. f. 5, 135. 276. 8, 318. 13, 413 immerhin angezeigt. vgl. noch MMurko, Die serbokroatische volkspoesie in der deutschen litt. Arch. f. slavische phil. 28, 351. — die dem oft aufgelegten lehrbuch der weltgeschichte von GWeber (s. 91) angehängte geschichte der deutschen litteratur stammt aus der feder Henriette Feuerbachs, der stiefmutter des malers, was wenig bekannt sein dürfte. — eine neue auflage wird neben KFranckes s. 96 aufgeführten büchern auch seine fesselnd geschriebenen Kulturwerte der deutschen litteratur zu verzeichnen haben. unter den schulzwecken dienenden darstellungen der deutschen litteratur (s. 96) verdiente noch WHerbst-Brenning, Hilfsbuch f. d. deutsche litteraturgesch. ([8]1906) genannt zu werden, von ausländischen behandlungen CThomas, A history of german literature (1909). auf die soeben erschienenen, für schulzwecke bestimmten werke von JHoltz-WDeetjen (Grundriss d. deutschen litteraturgesch. 1911) und ALotze (Gesch. d. deutschen litteratur 1911) sei vorübergehend aufmerksam gemacht. — zu III 2 (s. 97): HPalm, Beiträge zur gesch. d. deutschen litteratur des 16 u. 17 jhs. (1877); zu III 3 Deutsche litteraturgesch. in räumlicher begrenzung (s. 103 ff): AGessler, Der anteil Basels an d. deutschen litt. d. 16 jhs. (1889); WKawerau, Die litt. Magdeburgs am anfang des 17 jhs. Geschichtsbll. f. stadt und land Magdeburg 30, 1; EMirow, Wandsbek und das litterarische leben Deutschlands im 18 jh. festschrift des Matthias Claudius-gymn. in Wandsbek (1898) s. 52. in dem s. 106 genannten monumentalwerk Die österreichisch-ungarische monarchie bd. 15 hat WToischer die deutsche litt. Böhmens bis zum ende des 30 jähr. krieges

behandelt. — zu III 5bβ Kunstmäfsige erzählung (s. 114): EStern, Das deutsche epos des 17 jhs. zwei progr. der staatsrealschule zu Budweis (1895. 1896); ERüd, Die deutsche dorfgeschichte bis auf Auerbach. Tübinger diss. 1909. — zu III 5h Geschichte der deutschen journalistik (s. 120): Cd'Ester, Das zeitungswesen in Westfalen von den ersten anfängen bis zum j. 1813. Münster. diss. 1907; zur litt. der moralischen wochenschriften (s. 121. 143) s. jetzt noch WHartung, Hermaea IX [Euph. 20, 61]; zur zeitschriftenlitt. (s. 123): GLorenz, Die zeitschriftenlitt. in unserer klassikerzeit. Zs. f. d. deutschen unterricht 20, 694; HLachmanski, Die deutschen frauenzeitschriften d. 18 jhs. Berliner diss. 1900; Alphabetisches verzeichnis der laufenden zeitschriften, welche von der königl. hof- und staatsbibl. gehalten werden. München 1909. — zu s. 133: CEnders, Deutsche gelegenheitsdichtung bis zu Goethe. Germ.-rom. monatsschrift 1, 292. — zu III 9e (s. 142): MSchneider, Die gelehrtenbriefe der Gothaer gymnasialbibliothek aus dem 16 u. 17 jh. progr. des gymn. Ernestinum. Gotha 1897. — zu III 10 anh. b (s. 158): in der tageslitt. wurde jüngst als ältestes deutsches witzblatt Der Spafsvogel, eine zeitschrift aus dem j. 1778, genannt. — s. 168 der name OBulle steht mit der Allg. deutschen biographie m. w. in keinem zusammenhang. — s. 205 eine übersicht über die leistungen der Deutschen Böhmens auf dem gebiete der wissenschaft, kunst u. litt. erschien für die jahre 1891—97. — s. 281f noch heute brauchbar ist die von OLorenz 1871 besorgte neue ausgabe von KHLPölitz Österreichischer geschichte.

Bei den abkürzungen (s. XVII) wäre DuW = Dahlmann-Waitz, Quellenkunde (s. 205. 268) nachzutragen. — störend würkt die auslassung von 'oder' bei wendungen wie 'mehr minder' (s. 14 z. 2 v. u.), 'mehr weniger' (s. 207 z. 7 v. u.). — trotz des ausführlichen inhaltsverzeichnisses wäre m. e. ein kurzes sachregister neben dem namenregister für das auffinden von einzelheiten nicht überflüssig.

Halle aS., märz 1912. **Philipp Strauch.**

Albert Knapp als dichter und schriftsteller. mit einem anhang unveröffentlichter jugendgedichte. von dr **Martin Knapp.** Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) 1912. XII, 288 ss. 8° — 5 m.

Die allgemeine deutsche und die schwäbische litteraturgeschichte haben von Albert Knapp (1798—1864) ungefähr so viel gewust: er war als Tübinger student ein grofser burschenschafter und Waterlooredner, ist aber bald nachher unter dem einfluss von Ludwig Hofacker (1798—1828) zu einer strengen frömmigkeit übergegangen, die sich nicht nur in seinen eigenen geistlichen gedichten und in seinen bemühungen um sammlung des deutschen geistlichen liederschatzes äufsert, sondern auch in vielen seiner gedichte mit weltlichen stoffen. die poetischen be-

mühungen vor seiner bekehrung hat er vernichtet, sie galten für verloren. sie waren es aber nur zum teil, und nun gibt uns ein naher verwanter Knapps in einer ausführlichen studie, pietät mit objectiver kritik verbindend, zum ersten mal eine zusammenhängende litterarische würdigung Knapps, gegründet neben den im druck erschienenen werken auf die nur handschriftlich erhaltenen gedichte, von denen auf 89 seiten umfängliche proben gegeben werden. die schrift ist in drei abschnitte geteilt. der erste befasst sich mit der jugenddichtung bis 1820. dafür war aus dem ungedruckten nachlass ein ganz neues fundament zu legen. der verf. sucht in sorgfältiger analyse, die aller bloſsen reminiscenzenjägerei aus dem wege geht, an Knapps beispiel die frage zu beantworten: 'wie würken die groſsen auf einen kleinen, wenig originellen dichter?' wenig originell — man war wol geneigt, bei Knapp das gegenteil anzunehmen. mochte es allzuviel sein, wenn Rud.Krauss Schwäbische litteraturgeschichte II 227 sagte: 'gewis wäre dieses starke talent, wenn es der weltlichen dichtung treu geblieben wäre, auf dem gebiete der pathetischen lyrik, der gedankenpoesie und naturschilderung ein würdiger nachfolger Schillers und Hölderlins geworden' — vielleicht auch nicht allzuviel, wenn wir das wort 'nachfolger' betonen. ein zug zum groſsen und erhabenen, zu feuriger, hinreiſsender schilderung ist bei Knapp zu finden, der nämliche, der durch das gebahren des flotten studenten gegangen sein muss. dieser zug ist auch seinen späteren productionen keineswegs verloren gegangen. wenn wir freilich die vom verf. mitgeteilten jugendgedichte ansehen, so will uns ein anderer groſser name vor den genannten einfallen: der Goethes. zu den bekannteren unter Knapps späteren leistungen gehört das 'auf Goethes hingang', in dem er mit der bewunderung des genius die herbste kritik des menschen verbindet. der renegat hat hier ein wenig mitgesprochen; denn der junge dichter war nichts so sehr als grade Goetheaner. man mag s. 190 ff das gedicht 'Der Vakanzmorgen im Frühling 1813 in Tübingen' lesen, für dessen versmaſs (trochäische pentapodien) der ton mehrerer Goethischen ebenso maſsgebend geworden ist wie für Mörikes 'Scherz' und 'Abreise' (s. 19); oder ein gedicht an seine mutter von 1817 (s. 193 f), das beginnt: '*Wen du umflügelst, Liebegenius, Nicht Gewölk, nicht des Sturms Gewand Trübt ihm das Himmelblau*'; oder am besten s. 204 ff 'Zur silbernen Hochzeit [wessen?]. 20 nov. 1819', mit mehreren Faustischen scenen, die in allem und jedem den meister nachbilden, fast wie wenn ihr autor den vierzehn jahre später veröffentlichten zweiten teil vorausgeahnt hätte. wer uns über die aufnahme Goethes in Schwaben belehren wollte, der fände in diesen nach fast 100 jahren wider entdeckten gedichten einen wertvollen beitrag zu einer solchen arbeit. der verfasser kann aber, neben Goethe, auch darauf hinweisen, wie

Knapps naturbilder vielfach von Jean Paul abhängig sind. er hat zur zeit seiner weltlichen jugendpoesie seinen eigenen ton noch nicht gefunden — und der, den er künftig finden wird, hat auch nur wenig individuelles. man wird nicht sagen dürfen, es sei eben jugendpoesie; grofse vertreter einer bestimmten poetischen gattung pflegen in ihr sehr frühe ihren eigenen ton zu finden: Goethes Friderikenlieder, Schillers Räuber, von Uhlands sachen mehrere seiner persönlichsten sind gedichtet, ehe ihre dichter 22 jahre zählten. man wird dem verf. beifallen müssen, wenn er bei Knapp zwar ein weit mehr als blofs formales talent, daneben aber keine künstlerische begabung findet; ebenso auch darin, wenn er seine conversion, an deren echtheit und ehrlichkeit keiner gezweifelt hat, der ihn kannte, mit auf einen mangel an festem kern zurückführt — ich möchte nur hinzusetzen, nicht in der moralischen persönlichkeit sondern in der ästhetischen, im empfindenden, auffassenden menschen. in den verschiedenartigsten stimmungen und tönen hat er sich umgetrieben und nirgends ruhe gefunden. 'nur ein feststehendes, ihm ganz unverrückliches konnte fortan der mittelpunct seines lebens sein' (s. 56); er hat sich der strengsten gläubigkeit ergeben und ist nie mehr von ihr gewichen. wenn bald nachher seine mutter schrieb (s. 57 f): '*wie er ist, da er nirgends die Mittelstrafse halten kann, hat er in dem geistlichen Hinbrüten seine ganze Selbständigkeit verlohren, die nie gross war*', '*die Pietisten zerstören diesen guten vorzüglichen Menschen noch ganz*': so ist das psychologisch gewis ebenso richtig, wie es falsch prophezeit war. falsch: denn Knapp ist in seinem positiven christentum nicht nur dauernd geblieben, sondern auch zu einer festigkeit und sicherheit seines ganzen wesens gelangt, die andern gerade durch eine gewisse derbheit und saftigkeit auffiel; aber psychologisch betrachtet, stand er eben zur zeit seiner bekehrung am rande des nichts, er muste fremde kräfte entlehnen — das aber ist geglückt. so dass man sagen muss: weder der freund noch der gegner solcher erweckungen möge aus dieser irgend etwas für seine auffassung entnehmen, nur das eine: es gibt individuen und nicht wenige, arme im geist und hochbegabte, für welche jener weg der einzig gemäfse ist. es gibt eben verschiedene arten von dichtern, verschiedene arten von christen, und so auch verschiedene von christlichen dichtern.

Im zweiten abschnitt lernen wir eine art davon und keine schlechte kennen in Knapps eigenen geistlichen dichtungen, unter denen die 'Christlichen Gedichte' 1829 die hauptstelle einnehmen. sie stehn in ihrem gesamtwert entschieden über seinen spätern geistlichen liedern, und es fragt sich, was es nun eigentlich gewesen sei, das sie, als sie erschienen, als den anfang einer neuen geistlichen lyrik erscheinen liefs. vielleicht etwas ähnliches wie bei Klopstock, und doch wider etwas anderes. das geistliche gedicht hat ja seine geschichte für sich; sein

ganzer inhalt muss ihm notwendig eine besondere stellung anweisen. der verf. nimmt (s. 89) zu der äufserung Philipp Wackernagels: 'auf geistlichem gebiete muss geistlich gerichtet werden' stellung und setzt ihr ganz treffend die andere these gegenüber: 'so bleibt dichtung doch dichtung, und auch die forderung nach dichterischer qualität eines liedes wird immer gestellt werden dürfen'. es ligt in Wackernagels worten doch etwas wie ein unbewustes eingeständnis. auch der allerbeste christ, wenn er kein stundenhaltender leineweber ist — eine menschengattung, vor der ich, ohne spott zu reden, allen erdenklichen respect habe —, sondern ein litterarisch gebildeter und geschulter mann, muss die empfindung haben, dass in dem deutschen geistlichen lied neuerer jahrhunderte ein zwiespalt ist, dass es nach zwei puncten zugleich orientiert sein möchte, nach dem des inhalts und der brauchbarkeit für die gemeinde, mindestens für die erbauung in weiteren kreisen, und nach dem der jeweiligen formtendenzen weltlicher dichtung. wie das in einklang bringen? der katholik hats gut. seine officielle sprache ist die lateinische. wem wird es einfallen, zu fragen, wie sich ein *Dies irae* neben Goethes 'An den Mond' oder 'Ganymed' ausnehme? anders auf protestantischem boden. der calvinist zwar, der nur die psalmen als grundlage kirchlicher lyrik kannte, hatte hier ein engstes gebiet für seine erbauungslyrik. katholik und calvinist waren und sind durch die stofflich enge umgrenzung, bzw. sprachliche sequestrierung ihrer eigentlich kirchlichen lyrik um so freier, wenn sie sich sonst über religiöse themen hören lassen wollen, und ich habe bei predigern beider bekenntnisse öfters das gefühl gehabt, dass ihnen eine moderne ausdrucksweise mehr zu gebot und zu gesicht stehe, als einem lutheraner. dieser ist einerseits in der stoffwahl für seine kirchliche lyrik freier als der calvinist, andererseits aber mit einer gewissen notwendigkeit, die in der sache begründet ist, aber auch in der überlieferung fest gehalten wurde, an die Bibel, an das deutsch Luthers gebunden. wird sich das immer leicht und ungezwungen mit dem zeitgeschmack in der weltlichen poesie vereinigen lassen? wer kirchlich denkt, wird es wünschen oder fürchten, je nachdem er mehr an die festhaltung der gebildeten bei kirchlicher übung denkt oder mehr an die würkung auf die schichten unfreier bildung. aber, bewust oder unbewust, eine solche synthese ist immer wider versucht worden. gab es doch eine zeit, wo für einen weltlichen dichter die abfassung einer anzahl geistlicher gedichte fast selbstverständlich war, sei es in eigenen bänden sei es in besondern abteilungen, wobei dann, wie bei GRWeckherlin, auf psalmen und bufslieder höfische schmeicheleien, trinklieder, epigramme und zoten folgen mochten, wie zur erhärtung des spruches: den Juden ein Jude, den Griechen ein Grieche. wer die geschichte der renaissancepoesie kennt, dem kann nicht entgehn, wie stark

die geistlichen gedichte der Weckherlin, Opitz, Fleming von dem stil, ja auch von der topik der weltlichen zeitlyrik beeinflusst sind; ebenso wenig, wie stark bei Schmolk, bei den pietisten und Herrnhutern die concetti ihrer zeit hereinspielen. Klopstock hatte im Messias, in den oden religiösen inhalts eine formsprache zur verfügung, welche diesen erzeugnissen seiner individuellen geschmacksrichtung einen ähnlichen unterschied von allem kirchenton verlieh, wie das bei einem katholischen dichter möglich war — wie es denn bezeichnend ist, dass seine poesie in katholischen ländern am längsten lebendiggeblieben ist. aber auch wenn er die reimformen des kirchenlieds benutzte, kam er aus der innern form seiner odenpoesie nicht heraus. im ganzen sind seine geistlichen gedichte doch allzu gleichartig feierlich-erhaben, als dass sie eigentlich populär hätten werden können. was ihm folgt, entfernt sich, soweit die höchsten höhen unserer litteratur in betracht kommen, allzuweit von allem positiv-christlichen. von Novalis sollte hier geredet werden, ich will das aber in anderm zusammenhange tun.

Knapp ist, noch vier jahre vor Spitta, der erste nennenswerte geistliche dichter des 19 jahrhunderts. man wird gerne mit dem verf. seine bedeutung ungefähr so bestimmen, dass er mit seiner angebornen neigung und begabung für das grofse, erhabene etwas von Schillers, Goethes ton, d. h. von dem für die durchschnittsbildung der zeit charakteristischen ins geistliche gedicht hereinbrachte, zugleich aber seine producte streng im rahmen dogmatischer, besonders christologischer kirchlichkeit hielt. so konnten von ihm mehrere lieder sich rasch in den gesangbüchern einbürgern und dauernd darin halten. der oben erwähnte zwiespalt bleibt aber doch nicht ganz aus; wenn auch die allerbesten seiner sachen ihn überwunden zeigen: anderswo tritt er hervor, und nicht minder ein schon von andern gerügter mangel an sicherheit des guten geschmacks, der erhaben-schönes und prosaisch-plattes harmlos neben einander duldet. ein nicht moralischer, aber doch gewis ästhetischer widerspruch, ein nebeneinander unausgeglichener streitender potenzen darf doch gewis auch darin gefunden werden, wenn derselbe mann, dessen poetisches charakteristikum eben das schwunghafte ist, eine ausgesprochene vorliebe für den umgang mit den stillen im lande zeigt; man möchte von einer oscillation zwischen gegensätzen reden — nicht in dem ethischen und praktischen, aber in dem empfindungsleben des mannes. so ist er früher zwischen schönheitsfreude und weltekel hin und hergeworfen worden; nun hat er den grund gefunden der seinen anker ewig hält. aber eine abgeklärte dichterische persönlichkeit ist er nicht geworden. er ruht nicht wie ein kindliches gemüt in seinem gott; der dualismus, der als rein gedankliche und ethische grundlage von jeder würklich grofsen dichterpersönlichkeit überwunden werden muss,

ist nicht überwunden. man kann an Albrecht Haller erinnert werden, der bei aller unerschütterlichkeit seines orthodoxen glaubens nie aufgehört hat, an seinem seelenheil zu zweifeln — freilich er als eine unendlich bedeutendere persönlichkeit und als ein dichter, der weder der dogmatik noch der erbaulichen tendenz eintritt in seine poesie gewährt hat. 'Schaffet, dass ihr selig werdet, mit furcht und zittern'. wir werden mehr davon hören.

Ein dritter abschnitt behandelt die zeit von 1830 bis 1864, Knapps spätere dichtungen, seine hymnologischen werke, seine prosaischen schriften und seine publicistik. wir können die beiden letzten weglassen, die beiden ersten zusammennehmen. von den eigenen geistlichen liedern jener zeit braucht nicht mehr die rede zu sein; sie sind in ihrer ganzen art von den früheren nicht unterschieden, aber im ganzen schwächer und litterarisch dadurch bedeutungsloser, dass sie mehr als früher auf das specifische bedürfnis der kirche berechnet sind. mehr ist zu sagen von den weltlichen gedichten, deren nicht wenige sind, besonders aus natur, weltgeschichte und gegenwart. es ist gar kein zweifel: Knapp ist kein gewöhnlicher pietist, sondern ein mann der sich mit moderner bildung durchdrungen hat. er verachtet sie nicht, er handelt nach dem bibelworte 'alles ist euer'. er bewundert die gröfse und schönheit der natur, die gröfse und schönheit menschlicher taten; aber er kann dabei nicht stehn bleiben. wenige seiner gedichte mit weltlichem inhalt sind ohne eine schlusswendung geistlicher art, die noch dazu gerne nicht wie Gerhardts 'Geh aus, mein Herz' die irdische schönheit als abglanz und vorahnung der himmlischen fasst, sondern sich in gegensatz zu jener stellt: vade Satana! Friedrich Vischers kritik dieses verhaltens ist ja oft citiert: 'preise immerhin Griechenland in seiner herlichkeit, aber bedaure am schlusse des gedichtes lebhaft, dass Athen keinen stadtpfarrer hatte, dass Homer kein gesangbuch schrieb und Achilles keinen confirmationsunterricht genoss' (Hallische Jahrbücher 1838, 533 f). Knapp würde sich freilich verwahrt haben gegen jene umdrehung des mehr citierten wortes: weltliches müsse weltlich gerichtet werden; denn er kann nicht zugeben, dass das geistliche forum nicht über dem weltlichen stehe. auch die meinung Vischers würde er zurückgewiesen haben, der dichter solle, statt dem weltlichen geistliches entgegenzusetzen, jedes ding 'in der grenze und bestimmtheit seines wesens an gott teil haben' lassen. von seinem standpunct aus kann sein verhalten nicht kritisiert werden — die frage wäre nur, ob er der einzig mögliche standpunct sei, die welt religiös zu erfassen. davon nachher.

Ebenso bekannt, ja bekannter als Knapps eigene poesie sind seine hymnologischen bemühungen geworden, welche in dem grofsen 'Evangelischen Liederschatz' von 1837 sich am deutlichsten

zusammengefasst haben (2 aufl. 1850, 3 aufl. 1865). inbezug auf diese und andere arbeiten ähnlicher art soll nicht von der auswahl die rede sein, die er getroffen hat; zumal sein Liederschatz mit anfangs 3590, später mehr liedern die seit 1798 reichste sammlung war, in der der sammler notwendig mit bewustsein auch minderwertiges unterbringen muste; wol aber die zahlreichen und charakteristischen änderungen, die er an liedern anderer anbrachte. die kritik sehr kirchlicher kreise ist mit grofser heftigkeit gegen das werk vorgegangen; der verf. gibt (s. 161 ff) proben davon. ich will von sprachlichen inconsequenzen nicht weiter reden; sie sind nebensächlich neben dem, was inhalt und stimmung der lieder angeht. dass man für den gemeindegebrauch moderner zeit nicht jede wendung älterer lieder stehn lassen kann, ist gewis klar. aber es ist ein unterschied in der art und im mafs. kann man nichts dagegen sagen, wenn die 'Jesulein' usw. beseitigt werden, so war es gewis sehr überflüssig (s. 155), in dem abendlied von Gerhardt statt *Englein* '*Engel*', in dem von Claudius statt *Sternlein* '*Sterne*' zu setzen. ein gewisses mafs von naivetät, von kindlichkeit durfte nicht nur, sondern muste bleiben; es hätte auch denjenigen kreisen von christen ganz gut gepasst, in denen Knapp sich am liebsten bewegte. wozu statt *Sind eitel arme Sünder* setzen '*Sind alle doch nur Sünder*'? es ist hier eine gewisse pastorale würde angestrebt oder, wo nicht angestrebt, doch bewürkt, eine würde, die entfernt, statt anzunähern; eine würde, welche die resultante von zwei linien sein dürfte: von der mehr besprochenen neigung zum ernst-erhabenen und von der städtischen kanzelgewöhnung. statt *so traulich und so hold* muss geändert werden in '*so feierlich und hold*'; *Und aus den Wiesen steiget Der weifse Nebel wunderbar* in '*der graue Nebel*', als ob es düster und unfreundlich in der welt aussehen müste, damit jene einzige wahre sonne leuchten könne. solchen unfreundlichkeiten gegenüber wiegt es leichter, wenn aus *Und lass uns ruhig schlafen Und unsern kranken Nachbar auch* geworden ist '*Und alle deine Kinder auch*'; obwol jener liebenswürdig menschliche schluss des alten Asmus die collectivstimmung einer ganzen gemeinde gewis nicht gestört haben wird. hier ist etwas von dem unbehaglichen, atemlosen hohenpriestertum jenes Klopstock, der aus *Herzliebster Jesu* gemacht hat '*Versöhner Gottes*', der aus den alten liedern das wort *Heiland* verbannt und durch '*Messias, Erlöser, Mittler*' udgl. ersetzt hat: nur dass man bei Klopstock begreift, was in seiner unconfessionellen, undogmatischen zeit lag, bei Knapp nicht. immerhin sind solche änderungen, wie die angeführten, inhaltlich bedeutungslos. anders da, wo Knapp es mit einem religiösen dichter zu tun bekommt, dessen haltung nicht von kirchlichkeit und dogma bestimmt wird. so bei Novalis, der hier allein genannt werden mag als der einzige moderne, der eine christliche

und doch dogmenfreie sprache redet. der verf. hat (s. 82 u. 156) proben davon gegeben, wie Knapp das erste geistliche lied Hardenbergs verändert hat (*Was wär' ich ohne dich gewesen).* gewis, da standen dinge wie *Götterfeind,* die unchristlich klangen, solche die misverstanden werden konnten wie *ein alter schwerer Wahn von Sünde;* und wenn aus *ew'ger Lieb' und Lust* wurde *'steter Freud' und Lieb''*, so war das nicht das schlimmste. Knapp mochte es schwer nehmen, vor die wahl gestellt zu sein, ein paar der innigsten lieder, die unsere litteratur überhaupt besitzt, aus seinem thesaurus wegzulassen oder aber gegen die empfindung der gemeinde zu verstofsen. dass er hier keine ganz unrichtige empfindung hatte, das zeigt die änderung *Da kam ein Heiland, ein Befreier, ein Menschensohn* in *'der H., der B., der M.'* [1]. er fühlte das andersartige, das pantheistische, das anthropologische — oder wie man's heifsen will — bei Novalis ganz richtig heraus; ganz richtig gewis auch das, dass die kirche auf ihrer hut sein muss, einem gewissen religiösen latitudinarismus die türe gar zu weit zu öffnen, dass das christentum als volksreligion mit dem monismus, der diesseitigkeit unvereinbar ist. dass der mensch Knapp sich des wortes 'in meines vaters hause sind viele wohnungen' bewust war, das hat sein verhalten gegen Rückert gezeigt, mit dem er nach dessen ziemlich bösem gedicht gegen ihn sehr freundlich verkehrte; dass er kirche und persönlichkeit zu trennen wuste, sein empfang des erzbischofs Pyrker nach bitterbösen gedichten gegen Rom. der geistliche, der für die gemeinde sorgen wollte, muste hier grenzen ziehen, aber zu eng gezogen hat er sie doch. was verschlug jenes *'ein Heiland'* der gemeinde? durfte man ihr nicht mehr freiheit, ich möchte sagen mehr humor zutrauen? wie denn das württembergische gesangbuch von 1841 zwar andere stellen bei Novalis weggelassen, aber das *'ein'* ruhig wider hergestellt hat. wer Knapp nicht genau kennte, möchte hier eine gewisse unsicherheit vermuten, er möchte fragen, ob denn der mann, der so ängstlich vorgieng, würklich seiner sache habe gewis sein können? in wahrheit ist hier eben auch wider jener riss zu sehen, der nicht durch Knapps menschliche, aber durch seine dichterische persönlichkeit hindurchgeht.

Es war gewis einer erscheinung wie AKnapp gegenüber nicht leicht, in kritik und anerkennung das richtige mafs zu halten. um so mehr darf man es rühmen, dass der verf. licht und schatten gerecht zu verteilen bemüht war und dieses ziel in allem wesentlichen auch erreicht hat. die arbeit ist sein erstes wissenschaftliches werk, der erste teil ist auch als Strafs-

[1] Wieviel in einem solchen artikel liegen kann, möge eine kleine jugenderinnerung belegen. mein vater hatte 1867 in einer festrede gesagt: 'wir haben den Gott, wir haben den glauben an den Gott aus der welt der gegenwart verloren'. ein befreundeter geistlicher verwies ihm das mit den worten: 'es gibt nur einen Gott'.

burger doctordissertation erschienen. man darf hoffen, dem gründlichen, behutsamen, aber mit dem wolerwogenen worte nicht zurückhaltenden manne noch öfters zu begegnen.

Tübingen, weihnachten 1912. **Hermann Fischer.**

Friedrich Wilhelm Weber und die romantik von dr. **Marie Speyer.** [Deutsche quellen und studien hrg. von dr. Wilhelm Kosch. 2 heft] Regensburg, J. Habbel 1910. 476 ss. 8°. — 9 m.

Unter den katholischen schriftstellern der zweiten hälfte des letzten jahrhunderts erfreut sich FrWWeber noch immer unverminderter beliebtheit. 'Dreizehnlinden' und 'Goliath' gelten als classische bücher, und die zahl der auflagen spricht für ihre verbreitung. einen neuen beweis der liebe deren sich dieser Westfale — darin glücklicher als Annette von Droste — erfreut, liefert die verfasserin der vorliegenden schrift. ihre umfangreiche arbeit zeugt von inniger vertrautheit mit dem schaffen Webers und dazu von grofser belesenheit in alter und neuer fachwissenschaftlicher litteratur. jener vertrautheit verdanken wir eine anzahl tieferer einblicke in Webers künstlerische persönlichkeit, diese belesenheit aber verschuldet es, dass die freude über den gewinn arg geschmälert wird; denn eine unbändige citierlust beseelt die verfasserin. wo immer sich nur eine entfernte möglichkeit bietet, den ganzen unerschöpflichen wissenskram vor dem leser auszubreiten, da kann sich MSpeyer kaum genug tun. sie spricht von Webers zögernder berufswahl — doch gewis keine ausschliefslich romantische eigenheit — und sofort klappt der zettelkasten auf. litten nicht auch die romantiker oft unter ähnlichen kämpfen? Kleist und Hölderlin scheitern, Wackenroder stirbt früh, Zacharias Werner und Brentano stürmen haltlos durchs leben; Novalis — zwar eine ausnahme, aber er muss doch erwähnt sein — weifs allerdings ideal und leben miteinander zu versöhnen; EThAHoffmann — leider wider eine ausnahme — findet sich 'sonderbarerweise' in der würklichkeit zurecht; dann folgen noch Eichendorff, Uhland, Scheffel, Freiligrath, die wider nicht alle als zeugen passen wollen (ss. 12. 13). aber sie sind nun wenigstens im buche verewigt. ein anderes beispiel: Weber besafs ein starkes heimatgefühl. das ist keine befremdende tatsache, weshalb ihre einfache feststellung genügte. allein der abschnitt 'Heimat' beginnt mit einer langen einleitung. die frühromantiker, die Schwaben, Goethe, Justinus Kerner, Eichendorff, Annette von Droste werden nach ihrer stellung zur heimat untersucht. von Eichendorff werden sogar in einer ersten anmerkung noch die überschriften von 17 gedichten mitgeteilt, die der engern heimat gelten; ebenso in einer zweiten anmerkung 9 gedichtstitel Annettens von Droste in der gleichen absicht. jetzt endlich rückt Weber auf den plan

(ss. 51—53). ähnliche abschweifungen sind zahlreich. sie lenken von den würklichen ergebnissen ab und erschweren eine gerechte würdigung der arbeit ungemein.

Zu dem bestreben, überall die breiteste grundlage zu schaffen, gesellt sich ergänzend die leidige sucht, möglichst alle belege für eine erscheinung zu bieten. ein abschreckendes beispiel hierfür ist der 65 seiten (ss. 243—308) umfassende abschnitt 'Volkslied'. gewis gelingt der verfasserin der nachweis, dass Weber stark durch die volksdichtung beeinflusst wurde, aber bedarf es hierzu eines solch weitschweifigen commentars aller irgendwie in das gebiet dieser gattung fallenden gedichte? sind würklich die citate aus Böckels Psychologie der volksdichtung zum verständnis unbedingt nötig? sicher wäre der forschung mit einer knappen darlegung der hauptzüge mehr gedient als mit diesem gewaltigen scherbenberge.

'Zweck der vorliegenden arbeit, die als Freiburger dissertation begonnen wurde, ist es, nachzuweisen, wie romantische ideen, romantisches fühlen und romantische kunstbestrebungen bei einem späten nachzügler nachwürkten und sein ganzes schaffen durchdrangen' (s. 3). dabei tritt allerdings der einfluss romantischer ideen als nebensächlich zurück; denn Weber steht der ältern romantik und ihren philosophischen gedankengängen völlig fern. mancherlei zusammenhänge aber ergeben sich zwischen dem gefühlsleben und der geistesrichtung Webers und der jüngern romantik. namentlich das 11 und das 13 capitel weisen diese übereinstimmung des künstlerischen weltbildes nach: die freude am märchen, der hang zum wunderbaren, die betonung der nachtseiten des seelenlebens, die vorliebe zur dämmerung sind einige hervorstechende züge. hier steht Weber würklich auf romantischem boden. ein schüler der romantik ist er ferner in seiner hinneigung zur deutschen vorzeit. ihrer behandlung gilt die hauptmasse des vorliegenden buches (capp. 4 bis 10). nacheinander bespricht die verfasserin Webers stellung zur mittelhochdeutschen und zur altgermanischen dichtung, zur mythologie, zu den rechtsaltertümern, zu andern zweigen des altgermanischen culturlebens, zum archaismus und zum volkslied. wer dabei unvoreingenommen die belege prüft, wird allerdings zur einsicht gelangen, dass Webers beschäftigung mit dem germanischen altertum weit über ähnliche bestrebungen der jüngern romantik hinausragt. er tritt den problemen der forschung wissenschaftlich nahe, bemüht sich um eine genaue kenntnis der quellen selbst: es ist ihm um eine bis in die einzelheiten geschichtlich haltbare darstellung zu tun. so liegen seine werke doch weitab von den dichtungen der romantiker, die, wie etwa Achim von Arnims 'Kronenwächter', mehr durch eine grofse gesamtanschauung zu würken suchen. gewis führen die anfänge der Weberschen studien ins gebiet der romantik, aber was der

dichter später bietet, ist ein denkmal seiner eigenen zeit, der zeit des historischen romans. wie Scheffel dem 'Ekkehard' gibt Weber seinen epen wissenschaftliche anmerkungen mit. die geschichtliche richtung der zweiten hälfte des 19 jahrhunderts kämpft in seinen schöpfungen mit der romantik um den vorrang.

Dass nun diese wandlung Webers in MSpeyers werk übersehen wird, verschuldet die unklarheit des begriffes 'jüngere romantik'. er hat in der vorliegenden arbeit einfach alles zu umfassen, was irgendwie an romantisches leben anklingt, von Brentano und Eichendorff bis hinunter zu Schönaich-Carolath und Richard Schaukal. so wird es kaum mehr befremden, wenn Gustav Freytag den 'romantikern der nachblüte' beigezählt wird (ss. 219. 385). sieht man von dieser unzulänglichen betrachtungsart ab, so ist anzuerkennen, dass die verfasserin Webers vertrautheit mit dem deutschen altertum allseitig darlegt. weitaus das beste capitel des ganzen buches ist dabei der knappe abschnitt über die rechtsaltertümer (ss. 169—181), worin anschliefsend an Jacob Grimms werk Webers nachweise in den anmerkungen zu 'Dreizehnlinden' und 'Goliath' geschickt erweitert und zu einem übersichtlichen bilde dieses altgermanischen lebenskreises zusammengefasst werden.

Mit der verfasserin um einzelheiten zu rechten, verbietet der raum. es sei nur erwähnt, dass die ausführungen über Webers naturbeobachtung (ss. 352 ff), wie die über den archaismus (ss. 208 ff) der kritik manche schwache seite bieten. ist hier das wörterverzeichnis fast wertlos, weil es eine menge ausdrücke anführt, die 1874 beim beginn der arbeit an 'Dreizehnlinden' schon längst nicht mehr blofs romantisch waren, sondern zum bestand der poetischen sprache überhaupt zählten, so überrascht dort vor allem die völlige ausschaltung Goethes, mit dessen naturbeobachtung die Webers doch manchen zug gemein hat.

Der fleifs den das buch auf jeder seite verrät, verdient anerkennung. darüber darf aber nicht verschwiegen werden, dass die ergebnisse klarer und reicher wären, wenn der verfasserin im gleichen mafse die gabe der beschränkung zu gebote stände. ihre schrift hätte mit einer knapperen fassung vielleicht zugleich eine abgeschlossenere form und eine reinere sprache gewonnen.

Basel. **Emil Geiger (†).**

PSYCHOLOGISCHE MYTHEN- UND MÄRCHENFORSCHUNGEN.

Einen einzigen weifs RMMeyer in seiner Altgermanischen religionsgeschichte s. 624 als repräsentanten der psychologischen richtung in der germanischen mythenforschung zu nennen: Ludwig

Laistner. in den wenigen jahren die seit Meyers werk verflossen sind ist aber nun ein umschwung eingetreten: eine gruppe von forschern hat mythologische probleme von der psychologischen seite her in angriff genommen; die anregungen dazu giengen aus von prof. Sigmund Freud. ein völliges verständnis dieser gruppe ist kaum denkbar ohne die bekanntschaft mit einigen allgemeinen anschauungen Freuds. auf die medicinischen arbeiten des gelehrten einzugehn, ist hier natürlich nicht der ort. die grundanschauung die seine schule charakterisiert ist die, dass verschiedene erkrankungen des geistes und der nerven ihre ursache haben in affecten, die aus dem bewustsein verdrängt im unbewusten teil unsrer seele weiterexistieren, und ihre würkungen auch ins bewustsein erstreckend hier störungen, hemmungen und krankhafte symptome hervorrufen. demgemäfs besteht die therapie darin, dass diese verdrängten affecte ins bewustsein zurück gebracht werden, dadurch dass der patient vom arzte zu ihrer erinnerung veranlasst wird; wider bewust geworden werden sie entweder zur entladung gebracht oder durch die vernunft vernichtet. die resultate dieser 'psychanalyse', deren erste anwendung anfangs der 80 er jahre erfolgte, liegen in einer recht ansehnlichen litteratur vor, von der zweckmäfsigkeit des verfahrens hat sich ref. durch eigene beobachtungen überzeugen können. zu der heftigsten, dem heutigen geschlecht der germanisten durchaus ungewohnt leidenschaftlichen discussion hat der umstand geführt, dass Freud, in praxi wenigstens, nur einen einzigen pathogenen affect kennen will, den sexualaffect. sicher ist, dass das sexuelle, und zwar nicht selten in seinen widerlichsten formen, in den publicierten analysen den breitesten raum einnimmt; das ist es, was den an reinliches material gewöhnten von den arbeiten der Freudianer immer aufs neue abstofsen muss. — dadurch dass die patienten bei der analytischen behandlung ihre phantasieen eingestehn müssen, dass auch ihre träume — nach bestimmten, gleich zu nennenden gesichtspuncten gedeutet — zur erforschung des seelenlebens herangezogen, dass vielleicht längst vergessene gefühle und phantasieen der kindheit wider ins bewustsein gerufen werden, ergiebt sich, dass der arzt in den besitz eines bedeutenden psychologischen materials gelangt, eines materiales, das geeignet erscheinen muss, auch für die psychologie des normalen fruchtbar gemacht zu werden. —

Seine auffassung des phantasierens hat Freud in der Sammlung kleiner schriften zur neurosenlehre II, Leipzig 1909, s. 197 niedergelegt. wichtig ist auch der aufsatz im Jahrbuch für psychanalytische forschungen von Bleuler und Freud III, Leipzig 1911, s. 1. die lust die der mensch als kind sich erschafft, indem er im spiel sich seine eigene welt erbaut, verschafft sich der erwachsene durch phantasieren; er produciert luftschlösser, tagträume. obgleich aber wol die meisten menschen zu zeiten

ihres lebens phantasieen bilden, versteckt jeder seine phantasieen als seine eigensten intimitäten, es mag vorkommen, dass er sich für den einzigen phantasierenden hält und von der weiten verbreitung ganz ähnlicher schöpfungen bei andern nichts ahnt. der glückliche allerdings phantasiert nicht, nur der unbefriedigte. unbefriedigte wünsche sind die triebkräfte der phantasie, und jede einzelne phantasie ist eine wunscherfüllung, eine correctur der würklichkeit. die treibenden wünsche sind verschieden nach geschlecht, charakter, lebenslage; doch lassen sich die beiden hauptrichtungen der ehrgeizigen und erotischen wünsche erkennen. in der absolut egoistischen orientierung des tagtraumes ligt der grund warum er nicht erzählt wird; er ist für den zuhörer interesselos oder widerwärtig.

Der dichter unterscheidet sich vom gewöhnlichen tagträumer dadurch, dass es ihm gelingt, seine tagträume für andere reizvoll zu machen. er erreicht das vornehmlich auf zwei wegen, durch milderung des egoistischen charakters des tagtraumes vermittelst abänderungen und verhüllungen, und durch bestechung vermittelst formaler, ästhetischer reize.

Das hauptwerk Freuds über die träume ist seine Traumdeutung, Leipzig [1]1900, [3]1911. auch der traum ist die erfüllung eines wunsches; somatische einflüsse spielen nur eine ganz secundäre rolle. wir müssen unterscheiden zwischen dem manifesten trauminhalt, den bunten, scheinbar sinnlosen bildern, die an uns vorüberziehen, und dem latenten traumgedanken. dieser entspringt aus einem wunsche, der dem unbewusten angehört, dort seit kürzerer oder längerer zeit, vielleicht seit der kindheit, existiert. der manifeste trauminhalt ist nichts anderes als die eventuell bis zur absoluten unverständlichkeit verkappte erfüllung dieses wunsches. die entstellung hat darin ihren grund, dass das bewustsein auch während des schlafes sich gegen die ins unbewuste verdrängten wünsche abwehrend verhält, es wird eine censur ausgeübt, die diese nicht aufkommen lassen soll. um die censur zu umgehn und trotz ihr zur erfüllung zu gelangen, bedient sich der verdrängte wunsch jener verkleidung. sie geschieht durch bestimmte, von Freud eingehend erörterte psychische mechanismen, deren schilderung auf kleinem raum natürlich unmöglich ist. erwähnung fordert aber die feststellung, dass der traum massenhaft symbole verwendet; jede untersuchung weiſs davon zu berichten. sie sind zum teil individuell, zum teil aber auch typisch festgelegt. dieselben die aus der traumlitteratur bekannt sind, kehren auch in den phantasieen hysterischer und geisteskranker wider; vgl. die zeichnungen Jahrbuch III 69ff, die eine schwerhysterische im halbschlaf von ihren hallucinationen anfertigte. diese symbolik gehört aber nach Freud überhaupt dem unbewusten vorstellen an und ist im folklore, in den mythen, sagen, redensarten, witzen, in der spruchweisheit des volkes voll-

ständiger zu finden als im traume. der laie wird sich für die angabe Jahrbuch II 312 interessieren, dass die meisten psychanalytiker im jahr etwa 2000 träume bearbeiten. leider hat die gegnerschaft Freuds an der klarlegung des traumproblems noch wenig mitgewürkt; zu beachten sind die ausstellungen Bleulers, Jahrbuch II 723ff; er vermisst hauptsächlich den nachweis, dass sämtliche träume wunschträume sein müssen. für den nichtfachmann mit seinem eingeschränkten erfahrungsmaterial ergeben sich naturgemäfs sofort die gröfsten schwierigkeiten, sobald er zu der frage das wort ergreift. von der Leyen, Das märchen (Leipzig 1911) s. 36 will phantasie, wunsch- und angstträume unterscheiden, aber seine fragen, die die wunschtraumtheorie in zweifel ziehen sollen, sind — vielleicht nicht für sämtliche, aber für bestimmte fälle — bereits in der Traumdeutung beantwortet; über den angsttraum zb. s. 386.

Auf dichterische kunstwerke angewandt haben Freuds gedanken OFischer, Die träume des Grünen Heinrich, Prager studien 9, 289, und ARobitsek, Egmonts traum, Jahrbuch II 451.

Durch nervöse und geistige erkrankungen auf eindrücke und erlebnisse der kindheit zurückgewiesen, hat sich Freud in intensiver weise der psychologie des kindes zugewant: Traumdeutung s. 181. das kind ist absolut egoistisch, es empfindet seine bedürfnisse intensiv und strebt rücksichtslos nach ihrer befriedigung, insbesondere gegen seine geschwister. aussprüche von kindern, die das neugeborne geschwisterchen wider weg-, oder dem bruder und der schwester den tod wünschen, lassen sich leicht sammeln. 'den traum vom tode der geschwister hab ich zb. bei keiner meiner patientinnen vermisst'. für den märchenforscher, der WMüllers these kennt, dass die verwandlung der kinder in den märchen in schwäne oder raben deren tod bedeute, Germania 1, 425, ist der traum hochinteressant, den eine patientin nach ihrem 4 jahr widerholt träumte: ihre geschwister tummelten sich auf einer wiese, plötzlich bekamen sie flügel, flogen auf und waren weg. nach Freud ligt hier ein von der censur wenig beeinflusster todeswunsch gegen die geschwister vor, die ersetzung des todes durch wegfliegen rührt davon her, dass die kleine gehört hatte, die gestorbenen kinder bekämen flügel und würden engelein. der wunsch des kindes, die geschwister möchten tot sein, darf nach Freud ja nicht tragisch genommen werden; gestorben sein heifst für das kind, dem die schrecken des todes gänzlich unbekannt sind, einfach soviel als fortsein.

Nicht als erster, aber mit starkem nachdruck versichert Freud das vorhandensein der sexualität auch im kindesalter. das einzelne ist für uns belanglos, von gröster tragweite für die mythologischen arbeiten der Freudianer ist aber die aufstellung, dass die beziehungen des kindes zu den eltern 'keineswegs frei seien von elementen sexueller miterregung': Fünf vorlesungen

über psychanalyse, Leipzig 1910, s. 51. darauf dass leichtlich der vater die tochter, die mutter den sohn bevorzugt, 'reagiert das kind, indem es sich als sohn an die stelle des vaters, als tochter an die stelle der mutter wünscht. die gefühle die in diesen beziehungen geweckt werden, sind nicht nur positiver, zärtlicher, sondern auch, gegenüber dem andersgeschlechtigen elternteil, negativer, feindseliger art'. diese gefühle werden bald ins unbewuste verdrängt, können aber von dorther eine grofsartige und nachhaltige würkung ausüben. in der erwähnten kritik stimmt Bleuler s. 647 durchaus zu; anfänglich angeekelt durch die behauptung, habe er sich im lauf von 4 jahren durch erinnerungen an die eigene knabenzeit, beobachtungen an seinen kindern, sowie an gesunden und kranken erwachsenen von ihrer richtigkeit überzeugen müssen. 'was beweist gegen nur einige hundert fälle ein ausrufzeichen, wie es bestimmte gegner hinter die these setzen?'

Bedeutsam für uns wird zunächst die anschauung Freuds, dass der mythus von könig Ödipus der seinen vater erschlägt und sich mit seiner mutter vermählt, als eine wenig abgeänderte offenbarung jenes infantilen wunsches zu betrachten sei, Traumdeutung s. 190. nicht im gegensatz von schicksal und menschenwillen liege die jahrtausende alte würkung der sophokleischen tragödie — dass sie nicht hier zu suchen sei, zeigen die würkungslosen schicksalsdramen der neuzeit —, sondern in der besonderheit des stoffes. 'Das schicksal des Ödipus ergreift uns darum, weil es auch das unsrige hätte werden können. uns allen vielleicht war es beschieden, die erste sexuelle regung auf die mutter, den ersten hass und gewalttätigen wunsch gegen den vater zu richten.' in den worten der Jokaste *πολλοὶ γὰρ ἤδη κἀν ὀνείρασιν βροτῶν | μητρὶ ξυνευνάσθησαν* findet Freud einen unbewusten hinweis des dichters, dass die Ödipussage einem uralten traumstoffe entsprossen sei.

Die allgemeinen gedanken Freuds, soweit sie für den mythenforscher interesse haben, dürften damit beschrieben sein. wir wenden uns zu den einzelnen arbeiten seiner schüler. —

Kleine schriften zur neurosenlehre II 205 bemerkt Freud: 'es ist von den mythen durchaus wahrscheinlich, dass sie den entstellten überresten von wunschphantasieen ganzer nationen, den säcularträumen der jungen menschheit entsprechen'. von seinen schülern ist zunächst Karl Abraham dieser anregung gefolgt, in seiner schrift Traum und mythus, Leipzig 1909. doch muss diese arbeit als verfehlt bezeichnet werden, weil jener satz an einem mythus nachgewiesen werden soll, der zweifellos nie existiert hat. es handelt sich um die bekannte 'reconstruction' der Prometheussage von Adalbert Kuhn. —

Auf sehr viel soliderem fundament ruht die studie von Otto Rank, Der mythus von der geburt des helden, Leipzig 1909, eine untersuchung über die Kyrossage und ihre

parallelen, die sagen von Sargon, Moses, Romulus, um nur die bekanntesten zu nennen. die grundzüge des gemeinsamen schemas sind: der held ist das kind vornehmster eltern oder wenigstens einer sehr vornehmen mutter; auf befehl des vaters oder einer andern männlichen figur von ähnlicher stellung wird es ausgesetzt, aber gerettet und gesäugt durch ein tier oder eine frau geringen standes, die es mit ihrem manne aufzieht. herangewachsen erlangt der held seine hohe stellung zurück, indem er sich vielleicht an seinem verfolger rächt. Ranks auffassung geht nun dahin, dass die grundlage dieser sagen eine vielverbreitete knabenphantasie sei; die darstellung dieser phantasie hat Freud selbst übernommen: für das kleine kind sind die eltern zunächst die einzige und oberste autorität, später aber muss notwendigerweise diese unvergleichlichkeit in die brüche gehn, und leicht führen die gelegenheiten, bei denen sich das kind von den eltern zurückgesetzt fühlt, zu einer gewissen abwendung von den eltern. die entfremdung kann sich in tagträumen luft machen, in denen die jetzt gering geschätzten eltern durch in der regel social höher stehnde ersetzt werden. dass diese elternfeindlichen phantasieen nicht so böse gemeint sind, wird daraus ersichtlich, dass der grofsartige vater oft deutlich dem würklichen vater nachgebildet ist. 'das ganze bestreben, den würklichen vater durch einen vornehmeren zu ersetzen, ist nur der ausdruck der sehnsucht des kindes nach der verlornen glücklichen zeit, in der ihm sein vater als der vornehmste und stärkste mann, seine mutter als die liebste und schönste frau erschien'. — die ableitung des mythus aus diesen phantasieen hat sich nun Rank zur aufgabe gemacht: die beiden elternpaare des mythus, das vornehme und das niedrige, entsprechen dem imaginierten und dem würklichen elternpaar der phantasie. diese ist also im mythus einfach realisiert, indem die würklichen verhältnisse umgekehrt sind. die feindselige verfolgung durch den vater oder seinen vertreter ist aus den feindseligen gefühlen des kindes gegen den vater abzuleiten, mit ihr rechtfertigt das kind seine ablehnung des vaters. dass der held gerettet und rehabilitiert wird, ev. seine rache bekommt, ist der natürliche, vom wesen der phantasie geforderte abschluss. die psychologisch einfachste form zeigt die Ödipussage, darum weil der vater der verfolger ist; in der Kyros- und in der Romulussage ist die feindseligkeit gegen den vater gemildert, seine verfolgerrolle übernimmt der grofsvater, wobei allerdings in der römischen sage die abwendung vom vater doch realisiert ist, da er durch den gott ersetzt wurde. weiter noch geht die ablehnung, wenn der held überhaupt keinen vater hat, wie es in der Sargonsage zu sein scheint. das gegenteil dazu, die letzte stufe der fortschreitenden milderung der feindschaft gegen den vater ligt dort vor, wo vater und verfolger so geschieden sind, dass der verfolger mit dem helden nicht mehr verwant ist, so bei Feridun.

in der biblischen Mosessage ist die phantasie zurückgebildet; der alte mythus gehörte zum grofsvatertypus; das kind der königstochter wird auf befehl des pharao ausgesetzt, durch niedere leute gerettet und kehrt als jüngling an den hof zurück. in der wol aus nationalen motiven erfolgten rückbildung sind die armen leute als die würklichen eltern anerkannt. — die erklärung, warum nun die mythen mit den phantasieen übereinstimmen, hätte ausführlicher gehalten werden dürfen: der mythendichter gestaltet die kindheit des helden, die aufsergewöhnlich sein soll, aus seinem eigenen kindheitsbewustsein heraus, er legt dem helden seine eigene kindergeschichte unter. damit erreicht er zweierlei: einmal kann er sich, zu seiner eigenen erhöhung, mit dem helden identificieren und zweitens kann er seine kindliche auflehnung gegen den vater durch dessen feindseligkeit nachträglich in der phantasie rechtfertigen. aus beiden gründen acceptierte das volk den mythus, die psychischen bedürfnisse der einzelnen individuen stimmten mit denen des dichters überein.

Vier stoffe aus germanischer sage und deutscher dichtung fasst R. als exemplare des mythus von der geburt des helden auf. von ihnen ist der Lohengrin sofort auszuscheiden, er ist nur durch eine schematisierung verwegenster art hereingelangt. beim Wolfdietrich A ligt nach den erörterungen von Voretzsch ersetzung einer altheidnischen, der Meroveussage analogen überlieferung durch eine Genovevaerzählung vor; das dürfte doch wol eine fertige flottierende novelle gewesen sein, wie die erzählung vom verkleideten freier, die in B eingesetzt ist. die Gregoriuslegende gehört, da der vater für den helden keine rolle spielt, eigentlich auch nicht hierher; die ausführungen Freuds über die knabenphantasieen sind aber geeignet, die auffassung zu stützen, dass der dichter aus eigenem, unabhängig von Ödipus- und Judassage, seine fabel erfand, Zs. f. d. phil. 19, 385. dasselbe gilt für die jugendgeschichte Siegfrieds in der Thidrekssaga; auch hier muss nun die möglichkeit, dass die sage direct aus der dichterischen phantasie stammt, nicht nachbildung eines andern stoffes sei, stärker betont werden.

Den kühnsten versuch, einen mythus aus der psychologie zu erfassen, bildet eine andere schrift Otto Ranks, Die Lohengrinsage, Leipzig 1911. widerum seien nur die hauptgedanken skizziert; zum vornherein unwahrscheinliches und die zahlreichen stellen die den fleifsigen verfasser als dilettanten auf dem von ihm betretenen gebiet der litteraturgeschichte erweisen, bleiben unerwähnt. der kern der Schwanenrittersage wird seit JGrimm meist identificiert mit der sage von Scyld Scêfing: der held kommt als kleines kind übers meer geschwommen und verschwindet nach seinem tode wie er gekommen ist. R. will die ankunft des helden nicht trennen von den geburtssymbolischen erzählungen, dass die kleinen kinder aus dem wasser kommen. — vgl. auch Usener Sintflutsagen 113 und

vdLeyen Herrigs archiv 114, 12; [der ansicht RMMeyers s. 85, dass die ammenrede nur die umdeutung einer realistischen tatsache sei, ist Traumdeutg. 209 entgegenzuhalten, wonach dasselbe symbolische bild für die geburt auch im traum zu belegen ist. wenn aber das bild nicht bewust gewählt ist, sondern der unbewusten phantasie entstammt, kann es sehr wol alt sein.] — die fahrt des toten helden geht nach Müller Germ. 1, 429 und Mannhardt Germ. mythen 343 ins totenland, in die unterwelt. R. sucht durch parallelen zu erweisen, dass diese unterwelt nichts anderes sei als der mutterschofs. wie der erste teil der sage ein bild für die geburt aus dem mutterschofse, so sei der zweite teil aus einer infantilen phantasie erwachsen, nach welcher die gestorbenen menschen zurückkehren in den mutterschofs. der nachweis einer solchen phantasie muss aber als mislungen bezeichnet werden; die allerdings verbreitete idee vom kreislauf von werden und vergehn des menschen erscheint nirgends so concret gefasst. — die analyse der ausgebildeten sage macht sich R. bequem, dadurch dass er einfach einen der Grimmschen auszüge auswählt und diesen als gegebene einheit betrachtet. dem historisch denkenden brauchen darum seine schlüsse nicht falsch zu erscheinen, nur muss er, woran nichts hindert, annehmen, dass die Beatrixversion des Schwanenkindermärchens und die fertige sage vom Chevalier au cygne von demselben dichter stammen. R. betrachtet nämlich die ganze erzählung, analog der Freudschen erklärung der Ödipussage, als eine infantile elternphantasie. damit hofft er die beiden cruces der sage, vgl. ref. in Ilbergs Jahrbüchern 23, 147, die doppelheit der durch den ritter geretteten herzoginnen und die verbotene frage, aus einem gesichtspunct zu erklären. die tendenz des märchens geht nach vermählung mit der geretteten frau, aber diese ist ja die mutter, darum wird die rettung an einer andern widerholt, hier scheint der heirat nichts im wege zu stehn, aber offenbar empfand der dichter auch diese zweite noch als mutter des helden, so gab er ihr eine tochter und mit ihr vermählt sich der ritter. dass aber dem dichter auch diese — sie heifst wie die mutter des ritters Beatrix — als ersatz für die mutter erschien, bezeugt das frageverbot, die erkennung würde die ehe sofort unmöglich machen.

Seine auffassung sucht R. dadurch zu stützen, dass er auch die andern einzelheiten des romans aus ödipusähnlichen phantasieen abzuleiten sich bemüht, die verdächtigung der mutter und ihre rettung vor allem. einem aufsatz Freuds, Jahrbuch II 389 entnimmt er das material, um die existenz solcher knabentagträume zu erweisen, die von der treulosigkeit der mutter und von rettung der mutter durch den sohn handeln. so wichtig diese gedankengänge für die beurteilung von Ranks these sind, eine zusammenfassung kann hier darum nicht gegeben werden,

weil sie, um verständlich zu sein, zu viel raum beanspruchen müste. den vater findet R. zunächst in dem überwundenen gegner der beiden gerichtskämpfe, er wird wie Laios besiegt als rivale um die zärtlichkeit der mutter; der vater erscheint aber auch als der richtende kaiser, wie oft in träumen, Traumdeutg 210; überhaupt, alle männlichen figuren sind personificationen des vaters, der aussetzende diener ist aus dem mythus von der geburt des helden als vaterfigur bekannt, der einsiedler ist der gute und weise vater usw. und da R. mit gleicher consequenz die weiblichen neben-figuren, Matabrune, die hindin, auf die mutter zurückführt, reduciert sich der ganze mythus auf drei personen, den helden, seinen vater und seine mutter. letzten endes sind es aber nicht eigentlich die charaktere der eltern selbst, sondern 'die verschiedenen psychischen einstellungen des ich gegen seine umgebung, welche aus dem eigenen innern herausprojiciert werden auf die objecte, denen sie gelten. der grund dieser projection ist leicht einzusehen, es handelt sich um die rechtfertigung der eigenen, meist unbegründeten einstellung durch schaffung der sie bedingenden objectiven verhältnisse, was vermittelst der phantasie geschieht und in letzter linie zur befriedigung der diesen einstellungen zu grunde liegenden erotisch-ehrgeizigen wünsche und triebe des heranreifenden individuums dient'.

Psychologische beiträge zur märchenforschung bringt Franz Riklin, Wunscherfüllung und symbolik im märchen, Leipzig 1908. der verfasser muss zum vornherein gegen den vorwurf vdLeyens Märchen 36 in schutz genommen werden, er suche alle märchen auf geschlechtliche wunschträume zurückzuführen; dieser vorwurf geht unbedingt zu weit. — von seinem psychologischen standpunct fasst R. ohne rücksicht auf historisches jedes einzelne märchen als geschlossenes ganzes auf, da jedes ein thema für sich behandle. der nachweis, dass 'eine unmenge von märchen wunschgebilde sind', ist wol zu knapp gehalten, wenn auch die beiden gruppen Aschenputtel- und Dümmlingsmärchen als belege gut gewählt sind. 'diese müssen in erster linie als wunschträume oder entsprechende wunschgebilde des verstofsenen mädchens und des dümmlings selbst aufgefasst werden.'

Eingehnde erörterung widmet R. dem nachweis der übereinstimmenden verwendung phallischer symbole im märchen und im unbewusten phantasieren. den frosch zb. kennt er aus seiner psychiatrischen praxis in der genannten bedeutung, so betrachtet er auch den frosch Kinder- und hausmärchen 1 als solches symbol. die geschichte von der königstochter und dem frosch, der sich schliefslich in einen königssohn mit schönen und freundlichen augen verwandelt, stellt eine entwicklung des jungfräulichen liebeslebens dar, nur sind die gefühle nicht an sich geschildert, sondern ihre darstellung geschieht vermittelst projection auf den gegenstand des gefühls. 'recht deutlich ist die ursprüngliche

sexuelle abneigung und sprödigkeit des mädchens, das unheimliche, die scheu vor der rohen sexualität (durch den frosch) dargestellt'. erst nachträglich verwandelt sich die scheu in volle zuneigung und ungetrübten genuss, der frosch in den sympathischen prinzen.

Eine art des symbolisierens, die dem märchen wie dem traum usw. eigen ist, ist die befruchtung durch essen; der fisch KHM. 85, nach dessen genuss die frau kinder bekommt, kehrt in den träumen und krankenphantasieen häufig in phallischer bedeutung wider. — den amoralen egoismus des kindes, den Freud hervorhebt, findet R. in vielen märchen: KHM. 25 verwünscht der vater um des töchterchens willen die söhne in raben; das feindselige verhältnis der heldin zu den brüdern, das darin ausgedrückt ist, wird später überwunden und in ein harmonisches umgewandelt. — gewisse stiefmuttermärchen — das häufige auftreten dieser figur im märchen hat die forschung bis auf heute nicht genügend erklärt —, leitet R. aus der infantilen einstellung des mädchens zur mutter ab, deren aufsicht leicht als hemmung empfunden wird und daher zu feindseligen gefühlen anlass gibt. die stiefmutter ist die mutter selbst, der stiefmutter gegenüber können die egoistischen wünsche der heldin ungehindert zum ausdruck kommen. so ist KHM. 53 als ein 'traum' der heldin Sneewittchen aufzufassen, in dem sie der neidischen feindschaft der mutter zum trotz zum gatten gelangt.

Mit diesen proben sei die anzeige der schrift R.s beendet; dass sie den charakter einer durchaus vorläufigen studie trägt, dessen ist sich der verfasser selbst bewust. ergänzungen hat Herbert Silberer zu bringen versucht, Jahrbuch II 541; seinen ausführungen über das märchen kann man indessen den vorwurf nicht ersparen, dass sie allzu geistreich sind.

Überblicken wir nochmals das von Freud und seiner schule uns vorgelegte gedankenmaterial, so ist zu constatieren, dass die wahrscheinlichkeit die wir den deutungen zuerkennen müssen, davon abhängt, wie weit entsprechende phantasieen sicher und in genügender verbreitung nachgewiesen sind. ref. ist zb. geneigt, die deutung der aussetzungssagen und die ableitung bestimmter märchenmotive aus kindlicher geschwisterfeindschaft darum für sehr erwägenswert zu halten, weil er aus seiner erfahrung fälle kennt, wo das kind die abkunft von seinen eltern bezweifelte und das neugeborene von seinen geschwistern mit ablehnung empfangen wurde. je complicierter aber eine psychologische deutung ist, wie etwa die der Lohengrinsage, um so mehr muss mit dem definitiven urteil über ihre wahrscheinlichkeit zugewartet werden, bis es möglich sein wird, in reichhaltige sammlungen bewuster und unbewuster phantasieen einsicht zu nehmen. auf jeden fall haben wir philologen grund, der mythen- und märchenforschung der psychiater unsere aufmerksamkeit zu widmen. denn im prinzip muss uns die stärkung der psycho-

logischen richtung in der mythologie hochwillkommen sein. freilich, gerade für feinere naturen bleibt die ausgiebige heranziehung des erotischen widerwärtig; doch wem es um die sache zu tun ist, der wird sich auch hier die gewohnte objectivität nicht rauben lassen. was wären das für belagerer, die einen weg, der aussicht auf die eroberung eines teiles der feindlichen festung eröffnet, darum nicht beschreiten wollten, weil er durch sumpf und morast führt?

Zürich, april 1912. **Rudolf Pestalozzi.**

LITTERATURNOTIZEN.

Die Ragnar Lodbrokssage in der deutschen litteratur von prof. dr **Otto Puschnig** [aus d. jahresbericht der k. k. staatsoberrealschule in Laibach, 1910] 44 ss. — Der verf. interessiert sich für die aufnahme der altnord. litteratur in die deutsche bildung. ich teile dieses interesse und möchte gern seiner schrift etwas gutes nachsagen. es kann nur dies sein: sie ist ein lehrreicher beleg dafür, wie fremd, trotz aller bemühungen seit Schütze und Gerstenberg, noch im j. 1910 die altnord. dinge der deutschen bildung waren. der verf. sieht alles durch dichten nebel. was die 'Ragnar Lodbrokssage' eigentlich ist, ob Ragnar gelebt hat oder nicht, das geht aus seinem ersten abschnitt ('Geschichtl. u. myth. bestandteile der alten sage') nicht hervor. der letzte abschnitt ('Die volkstümlichkeit des sagenstoffes') scheint urgerm. herkunft des stoffes vorauszusetzen die dazwischen liegenden capp. 2—5 bringen ebenso wenig etwas neues, man müste denn dahin rechnen wollen, was s. 17 über einflüsse des 'Ragnarliedes' auf Gleims Kriegslieder gesagt wird. auch da wo die darstellung etwas ausführlicher wird (bei Fouqué, bei Alois Flir), erhalten wir kein bild, höchstens ein schiefes allgemeinurteil. die eigentliche substanz ist notizengelehrsamkeit. weder die neuere deutsche noch die altnord. litteraturgeschichte finden sich gefördert — nur, wie gesagt, die zukünftige geschichte der altnord. interessen im deutschen sprachgebiet. die nord. litteraturgeschichte hätte sogar grund, sich bitter zu beklagen, dass man von ihrer arbeit so gar keine notiz nimmt. ligt dem verf. daran, mit Ragnar und seiner 'sage' in nähere fühlung zu kommen, so sei er aufmerksam gemacht auf Olrik, Nordisches geistesleben, dtsch. v. Ranisch, Heidelberg 1908. über das verhältnis der Áslaug zur klugen bauerntochter hat zuletzt Sijmons gehandelt (Heldensage en sprookje, Koninklijke vlaamsche academie, Gent 1910). **G. Neckel.**

Die gedichte des Archipoeta übersetzt und erläutert von **Bernhard Schmeidler.** Leipzig, selbstverlag der Deutschen gesellschaft, in comm. bei Karl W. Hiersemann 1911. 86 ss. 8°. 2,50 m. — Aus der neuern litteratur über den Archipoeta ragt

als bemerkenswerteste erscheinung ein aufsatz von BSchmeidler in der Hist. vierteljahrschr. 14, 367—395 hervor. ihm hat der verf. in den Mitteilungen der Deutschen gesellschaft bd. 10 h. 4 eine übersetzung mit populärer einleitung und anmerkungen folgen lassen, an denen auch die philologen nicht vorübergehn dürfen. das vorliegende büchlein ist ein wörtlicher abdruck. die verdeutschung übertrifft alle bisherigen versuche, sie gehört überhaupt zu dem besten was mir von übersetzungen mittelalterlicher dichtwerke bekannt ist. um einzelner sprachlicher härten und auch um dieser und jener interpretationsfrage willen mit dem verfasser zu rechten, widerstrebt mir um so mehr, als er sich der schwierigkeiten wolbewust und mit dem ergebnis seines ringens selbst nicht durchweg zufrieden ist. die litterarhistorische einleitung ist nicht in allem einwandsfrei (s. 12 'passionsspiele' im 12 jh.!), fasst aber die ergebnisse der frühern abhandlung überzeugend zusammen und behält in der wertung der persönlichen anspielungen unzweifelhaft recht gegenüber Manitius, der zb. die vielfachen hinweise auf husten, fieber, bleiche farbe und nahen tod allen ernstes als 'mehr oder weniger scherzhafte (!) übertreibungen' hinstellen will. die anordnung folgt der von Sch. in s. aufsatz aufgestellten chronologie. in den anmerkungen ist auch der protest gegen WMeyers gewis allzu-rigorose ausweisung der 'goliarden' aus der litteratur näher begründet (s. 72 ff). Zum litteraturverzeichnis s. 84 ff füg ich die miscelle von Manley 'Familia Goliae', Modern philology 5, 201 ff. E. S.

ZU ZEITSCHR. s. 225 ff. Für das galatische Γέρμα (col. Germenorum) ist in den listen der bischofssitze die nebenform Γερμανία (Hieroclis Synecdemus et notitiae episcopatuum ed. Parthey, not. 2, 69. 12, 79) ebenso bezeugt, wie der thrakisch-illyrischen Γερμανία ein Γερμαί (Γερμάς Procop. de aedif.) zur seite steht, von dem der name der bewohner oder der umgegend abgeleitet wurde. dasselbe dürfte bei den persischen Γερμάνιοι und ebenso vermutlich bei den umwohnern von Aachen der fall gewesen sein. — von dem lydischen Germe, dem die münzen (mit recht?) zugewiesen werden, ist die mysische Ἱερὰ Γέρμη zu unterscheiden, letztere beim heutigen Ilidscha-Kjöi dh. 'Warmbaddorf' (die citate jetzt bei Pauly-Wissowa s. v.). in unmittelbarer nähe des bosnischen warmbades Ilidze (bei Sarajewo) ligt die bekannte neolithische station von Butmir, also scheinen schon die alten Neolithiker durch die warmen quellen angelockt zu sein. — s. 226, 27 lis 'Aetolien' statt Anatolien; 227, 6 'womit wol'. — 228. auch der ganze gallische Apollokult wird mehr an die griechische als an die italische sphäre anzugliedern sein. — 229, 8 'Bährens'. R. H.

Unter dem titel: 'Zur nachfolge Erich Schmidts. akademische zeit- und streitfragen' hat prof. Friedrich Kluge in Freiburg i. B. ein heft erscheinen lassen, in dem er Konrad Burdach, Gustav Roethe und mich für alle würklichen und vermeintlichen schäden in der wissenschaft von deutscher sprache und litteratur verantwortlich macht und unsere unfähigkeit den hohen und höchsten stellen denunciert. auf dem umschlag sind sämtliche werke des verfassers mit der zahl ihrer auflagen verzeichnet.

Die persönlichen verdächtigungen und klatschereien, mit denen Kluge uns zu besudeln sucht, fallen auf ihn zurück; mir verbietet die achtung vor meinem stand und beruf, in diese arena hinabzusteigen.

Über den wert meiner wissenschaftlichen tätigkeit mit Kluge zu rechten, kommt mir nicht zu. für seine person hat er jedenfalls wider einmal (vgl. GGA. 1888 s. 249 ff) den beweis erbracht, dass es nicht jedermanns sache ist, zugleich 'sprachwissenschaft' und 'litteraturwissenschaft', mit einem worte die 'deutsche philologie' als ganzes zu beherschen. Kluge als letzter ist zum reformator einer wissenschaft berufen, für deren tiefe unlösliche einheit ihm jedes verständnis fehlt. und nichts ist widerwärtiger, als aus diesem munde den reinen namen Jacob Grimms preisen zu hören.

Göttingen im november 1913. **Edward Schröder.**

PERSONALNOTIZEN.

Zum ao. professor der deutschen philologie an der universität Helsingfors wurde ernannt der docent dr Tor E. Karsten.

Für das fach der deutschen sprache und litteratur haben sich habilitiert dr Arthur Hübner an der universität Berlin, dr Werner Richter in Greifswald, dr Paul Kluckhohn in Münster.

Der ao. professor der englischen philologie an der universität Freiburg dr Friedrich Brie wurde zum ord. professor ernannt. nach Greifswald, wo prof. MKonrath vom lehramt zurücktritt, ist als ord. professor der englischen philologie der Berliner privatdocent dr Heinrich Spies berufen.

Berichtigung:

S. 148 z. 20 v. u. l. 'versschluss' (st. wortschluss).



REGISTER.

Die zahlen vor denen ein A steht, beziehen sich auf die seiten des Anzeigers, die übrigen auf die Zeitschrift.

Druck von J. B. Hirschfeld (August Pries) in Leipzig.

